
Wolfram Christ
Du nicht hier
Kurzgeschichten
und Erzählungen
comediantes

Du nicht hier

Kurzgeschichten und Erzählungen

von

Wolfram Christ

comediantes



Verlag für Lyrik und Belletristik
des 21. Jahrhunderts

Die Entstehung dieses Werkes wurde durch ein Stipendium der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen ermöglicht.

Lektorat: Uta Christ und Thomas Lünser

e-book / PDF
ISBN 978-3-946691-17-4

© 2020 www.comediantes.de

Titel	**Seite**
Vorwort	6
Erstaunliche Begegnungen	
Geisterbahn	9
Der Nachtwächter	21
Sonnenblumengold	37
Santa Barbara	45
Schneesturm	125
Das Mädchen mit dem Wachslicht	140
Selbstmörderische Aktivitäten	
Über den Wolken	152
Lifestyle Magazine	163
Der Graf	167
Claudine	171
Wenn das kein Grund zum Feiern ist	195
Sein großes Comeback	202
Überraschende Wenden	
Wellenrausch	207
Roadmovie	210
Schattenmacher	290
Schrat, Schrat, Schrat	296
Altweibersommer	301
Du nicht hier	303
Verschwörungstheoretisches Nachwort	
Weltuntergang? War schon.	305

Vorwort

Unverhofft kommt oft, sagt der Volksmund. Er hat recht. 2020 traf uns unerwartet und heftig eine Pandemie. Den einen mehr, den anderen weniger. Die eine eher gesundheitlich, die andere wirtschaftlich durch das sogenannte „Herunterfahren“ des öffentlichen Lebens.

Erstaunlich: Wir merkten plötzlich, wozu unser Land fähig ist, wozu wir gemeinsam fähig sind. Grippewellen oder Seuchen früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte hinterließen tiefe Spuren der Vernichtung. Diesmal?

Dass nach einer verhältnismäßig kurzen Phase allgemeiner Solidarität umgehend die übliche Kakophonie wütender Beschuldigungen, Beschimpfungen und Beleidigungen sowohl von Befürwortern eines noch härteren Kurses als auch des kompletten Gegenteils inklusive wilder Verschwörungstheorien durchs Internet wie auch die reale Welt schwappte, beweist: Wir haben keine wirklichen Probleme! Die meisten jedenfalls.

Ja. Natürlich. Vielen Menschen brach ihre Existenzgrundlage weg. Einige verloren liebe Angehörige. Wieder andere, vor allem junge Mütter und ihre Kinder, kamen durch Schulschließungen und die daraus resultierende familiäre Situation an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Aber all dies passierte im Rahmen einer sozialen Absicherung, die es so auf der Welt wohl kein zweites Mal gibt und die auch in Deutschland nie zuvor möglich war.

Bestes Beispiel ist das Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, vorliegende Buch. Der Autor dieser Zeilen gehört zu jenen Künstlern und Freiberuflern, deren Broterwerb durch den Wegfall von Veranstaltungen, Buchmessen und ähnlichem einen Totalschaden erlitt. Als hauptberuflicher Theatermacher mit seiner kleinen aber feinen Truppe deutschlandweit unterwegs, unterbrach die Pandemie nicht nur die laufende Tournee, verhinderte Lesungen aus Büchern des gerade gegründeten comediantes Verlages und machte mithin die Arbeit vieler Monate zunichte, sie verhinderte auch die dringend notwendige Vorbereitung auf die kommende Saison, weil sich keiner der bisherigen Partner in Kleinkunstbühnen, Restaurants, Hotels oder Buchhandlungen in der Lage sah, über neue gemeinsame Planungen zu reden. Einige dieser Partner mussten in Folge der Einschränkungen sogar komplett schließen.

Ausgerechnet in dieser völlig aussichtlosen Lage nun lobte die Kulturstiftung des Freistaates Sachsen ein kleines Stipendium für von Corona betroffene Freiberufler aus, das es Wolfram Christ erlaubte, sich einen langgehegten Wunsch zu erfüllen. Die vor Ihnen liegende Sammlung.

Das Programm der Stiftung nannte sich „Denkzeit“. Christ stellte sein persönliches „Denkzeit“-Projekt unter das Motto „(Mit-)Menschlichkeit“. Heraus kam „Du nicht hier“.

„Du nicht hier“ ist eine Auswahl der schönsten Kurzgeschichten, Erzählungen und Novellen, die der Autor in den vergangenen zwanzig Jahren verfasste. Ergänzt um drei Shortstorys, die in den Corona-Tagen exklusiv für diese Sammlung geschrieben wurden. Alle drehen sich um das weite Feld zwischenmenschlicher Beziehungen. Meist werden diese durch persönlich verursachte oder von außen auf die Protagonisten einstürzende Krisen auf harte Proben gestellt. Oft gibt es ein Happy End, manchmal enden sie tragisch. Ganz wie im richtigen Leben.

Neben den drei aktuellen Geschichten „Geisterbahn“, „Wellenrausch“ und „Du nicht hier“ wird der Liebhaber christscher Erzählungen einiges wiederfinden, das bereits in frühere Bände Aufnahme fand. Gründlich neu lektoriert, versteht sich. Der weitaus überwiegende Teil ist jedoch bislang unveröffentlichtes Material, das in vergangenen Jahren nach und nach entstand, dabei diverse Wandlungen erlebte und hier nun nach erneuter Überarbeitung endlich das Licht der Öffentlichkeit erblicken durfte.

Tauchen Sie bitte ein in das Universum der Irrungen und Wirrungen, der menschlichen Verfehlungen und skurrilen Verwicklungen. Am Ende, und auch das ist dem Leben abgeschaut, zählt nur eines: Die Liebe.

Erstaunliche Begegnungen

Geisterbahn

Soja wusste, was sie wollte. Normalerweise. Dummerweise war gerade absolut nichts normal. Auch das wusste die Frau; sie ärgerte sich, nichts daran ändern zu können. Deshalb hockte sie im Schatten der Eisbude. Der geschlossenen Eisbude. Missmutig spuckte sie in den Staub zwischen ihren Füßen. Der dunkle, feuchte Fleck hob sich deutlich ab. Es hatte seit Wochen nicht geregnet. Soja war das gleichgültig. Sollten doch alle übers Wetter klagen. Wenn jemand wirklich Grund zu klagen hatte, dann sie. Davon war sie überzeugt. Nicht wegen der Trockenheit. Nein. Die war eher gut, denn sonst hätte sie jetzt in einer Pfütze gehockt. Nein, das war es nicht. Ganz im Gegenteil.

Soja war sauer, weil man sie im Regen stehen ließ. Oder hocken. Im übertragenen Sinne. Sie scharrte mit den Füßen im Staub, um ihre Spucke zu verwischen. Irgendwie fand sie den Fleck jetzt doch eklig. Schließlich setzte sie sich und streckte die Beine aus. Mitten rein in den Dreck. War sowieso alles Wurst. Sie fühlte sich nutzlos und unendlich alleine. Die Eisbude durfte sie jetzt schon seit drei Wochen nicht mehr öffnen. Genau wie ihr Riesenrad. Ja, „ihr" Riesenrad! Seit Dezember.

Kurz vor Weihnachten nämlich war Sojas Vater gestorben. Influenza. Virusgrippe. Sie gab seiner angeschlagenen Gesundheit den Rest. Es folgte ein trauriges Fest. Was er ihr hinterließ, war nicht viel.

Zum einen seinen Optimismus:

„Es kann für den Rummel eine Zukunft geben, wenn du die Sache nur richtig angehst! Menschen brauchen immer ein bisschen Spaß und Abwechslung. So lange du eine Vision hast, besteht Hoffnung!" Sein Credo.

Zum anderen erbte sie das Riesenrad. Ihr alter Herr hatte es letzten Herbst, nach der Ostseetour und den guten Einnahmen des heißen Sommers, gerade erst generalüberholt. Wahrscheinlich hatte er sich schon dabei körperlich überanstrengt. Aber er war nun mal ein Sturkopf. Vorbei.

Die junge Frau nahm die Herausforderung an. Ändern konnte sie am Tod ihres Vaters ohnehin nichts. Eine Mutter gab es in ihrem Leben seit langem nicht mehr. Die war vor Jahren mit einem Messerwerfer vom Zirkus durchgebrannt und lebte jetzt irgendwo in Spanien. Abgehakt.

Soja hatte es aufgegeben, ihr nachzutrauern. Für sie waren der Rummel und die anderen Schausteller Mutter, Onkel, Tanten und Geschwister zugleich. Seit Kindesbeinen. Das reichte. Also schüttelte sie sich nach der Beerdigung kurz, krempelte die Ärmel hoch und beschloss, ihre Chance zu nutzen.

Die Sache ließ sich zuerst auch gut an. Soja hatte einige neue Ideen, wollte dem Riesenrad sein Kinderspielzeug-Image nehmen und es den Leuten als Vergnügen für frisch Verliebte oder Junggebliebene schmackhaft machen. Sie investierte in ein attraktives Kostüm, das ihre weiblichen Reize betonte. Ein Western-Outfit. Motto: Cowboy, auf meinem Riesenrad bist du der Held! Reite mit deiner Liebsten dem Sonnenuntergang entgegen und führe sie zu unbekannten Höhepunkten!

Sie ließ professionelle Fotos für diese Kampagne machen, betrieb intensive Werbung im Netz und druckte neue Flyer. Mit unzähligen persönlichen Telefonaten und hunderten E-Mails bewarb sie sich in vielen Städten und bei etlichen Veranstaltern. Der Elan des attraktiven Mädchens im Cow-Girl Kleid schien viele zu überzeugen.

Wie gesagt, das neue Jahr fing gut an. Sojas Kalender füllte sich rasch mit Terminen. Bis dieses dämliche neue Virus auftauchte. Die Angst der Leute vor Ansteckung entwickelte geradezu hysterische Züge und führte schließlich zum Veranstaltungsverbot für Volksfeste. Soja hatte dafür nicht das geringste Verständnis. Als ihr Vater an der Grippe starb, interessierte das kein Schwein. Und jetzt so ein Zinnober!

Das war drei Wochen her. Die Verbote kamen gerade in dem Moment, als sie ihr Rad zum ersten Mal auf einem schönen Frühlingsjahrmarkt aufgestellt hatte. Anreise, Aufbauhelfer, Standgebühr, jede Menge Kosten und dann: Alles umsonst! Träume geplatzt.

Seitdem war Sojas Wut tiefer Resignation gewichen. Sie akzeptierte die Argumente inzwischen. Sie sah die Bilder aus Italien und New York. Wem wollte sie zumuten, zu entscheiden, wer zu retten sei und wer verrecken durfte? Insofern nutzte dieses „Herunterfahren des öffentlichen Lebens“ sicher. Irgendwie. Nur, wer sah die Folgen für Leute wie sie? Im Prinzip konnte sich Soja den Strick nehmen. Ihre Verluste waren schon jetzt irreparabel hoch und ein Ende nicht in Sicht. Das Riesenrad abzubauen, hatte sie daher unterlassen. Sie musste sparen. Wohin hätte sie damit auch ziehen sollen? In ihr trostloses, leeres Winter-

quartier? Hier auf dem Platz stand es gut und solange die Stadt auf weitere Standgebühren verzichtete …

Die meisten anderen Schausteller waren nach Hause gefahren. Die hatten Familien und so Sachen. Nur die Geisterbahn blieb. Gleich schräg rüber von ihrer Eisbude und dem Riesenrad. Die Geisterbahn blieb deshalb, weil deren Besitzer pleite war. Er hatte auf eine gute Frühjahrssaison gesetzt, um offene Rechnungen bezahlen zu können. Die Soforthilfen der Regierung kamen für ihn zu spät. Jedenfalls glaubte er nicht an eine schnelle Lösung. Er war über Nacht verschwunden. Vielleicht hatte er sich umgebracht, vielleicht nur irgendwo vor seinen Gläubigern versteckt. Soja wusste es nicht. Er hatte ihr den Schlüssel vorbei gebracht und sie gebeten, ein wenig auf sein Fahrgeschäft acht zu geben. Er müsse kurz verreisen. Das war das Letzte, das sie von ihm gesehen oder gehört hatte. Damit fiel die Geisterbahn bis auf weiteres zusätzlich in ihren Verantwortungsbereich. Genau wie die Eisbude. Die Eisbude allerdings gehörte schon ewig zu Sojas kleinem Imperium. Die Eisbude am Riesenrad! Das war normalerweise eine Bombenkombination. Normalerweise.

„Mein Riesenrad." Wie schön das klang. Noch vor einem Monat. Jetzt? Ein großes nutzloses Stück Metall. Schön bunt aber nutzlos. Wie sie selbst. Soja lehnte sich an die Eisbudenwand, schloss die Augen und schob ihren Cowboyhut ins Gesicht. So lange die Sonne schien und die Temperaturen erträglich blieben, musste sie sich weniger Sorgen machen. Zum Beispiel, ob ihr Wohnwagen nachts nicht zu sehr auskühlte oder ob sein Dach dicht hielt. Eigentlich hatte sie gehofft, sich nach diesem Sommer endlich ein etwas besseres Gefährt leisten zu können. Die Kutsche hatte fast vierzig Jahre auf dem Buckel und schepperte bei jeder Fahrt, als würde sie gleich auseinanderfallen. Vaters Einnahmen waren stets ins Riesenrad geflossen. Das hatte immer Vorrang gehabt. Damit mussten sie Geld verdienen. Auf Komfort kam es nicht so an. Jetzt allerdings hatte Soja gehofft …

Vergebens. Alles futsch. Die Prognosen der Leute im Fernsehen wurden immer klarer: Dieser Sommer war im Arsch. Wahrscheinlich die ganze Saison. Soja hatte keine Ahnung, wie es weiter gehen sollte. Rücklagen? Fehlanzeige. Wovon, nach den Wintermonaten? Die laufenden Kosten waren hoch, die Einnahmen ein Komplettausfall. Totalschaden.

Ganz zu schweigen von der emotionalen Wüste, die sich einstellte. Soja war allein. Sich fest zu binden, hatte sie bisher tunlichst vermieden. Jemand, der nicht aus ihrem Metier stammte, hatte sicher wenig Verständnis für ihr unstetes Leben. Da wäre Beziehungsstress vorprogrammiert. Schausteller in ihrem Alter hingegen waren rar gesät. Die wenigen, denen sie begegnete, taugten in ihren Augen nicht viel oder waren schon in festen Händen.

Außerdem fühlte sie sich noch viel zu jung, um auf die kleinen amourösen Vergnügungen zu verzichten, die sich zuweilen in fremden Städten entwickelten. Angefangen vom harmlosen Flirt an der Eisbude bis hin zum heißen Quicky in der Mittagspause hinterm Wohnwagen. Ja, dahinter. Drinnen ging nicht. Das hätten alle mitgekriegt. Wegen der Schaukelei. Alles bestens, alles folgenlos, just for fun, denn am nächsten Tag ging es schon wieder weiter zur nächsten Stadt und vielleicht zum nächsten Abenteuer. Damit war es nun auch Essig. Manchmal glaubte das Mädchen, die Einsamkeit fräße ihre Seele auf. Ganz langsam. Häppchen für Häppchen. Müßig, darüber nachzudenken.

Soja saß im Schatten ihrer Eisbude und versuchte, zu schlafen. Was hätte sie tun sollen? Sie war mit ihrem Riesenrad den Ereignissen hilflos ausgeliefert. Immerhin schien es mit der Grundsicherung vom Jobcenter zu klappen. Jedenfalls hatten die gesagt, sie würden den Antrag zügig bearbeiten. Soja hoffte inständig, dass das stimmte und sie wenigstens die Miete fürs Winterquartier würde weiter bezahlen können. Wilder Aktionismus brachte momentan nichts. Obwohl sich Soja mit solchen Gedanken zu beruhigen versuchte, träumte sie wirres Zeug. Kein tiefer Schlaf.

Weswegen ein leises Geräusch reichte, sie zu wecken. Das Geräusch kam von der Geisterbahn. Waren das Stimmen? Jetzt am Vormittag? Auf einem geschlossenen Rummelplatz?

Soja rappelte sich hoch und spähte um die Ecke ihrer Eisbude. Tatsache. Drei Kinder. Zwei Jungs, ein Mädchen. Höchstens zehn oder elf Jahre alt. Sie machten sich am Eingang zu schaffen. Wahrscheinlich auf der Suche nach einem Abenteuer.

„Ihr kleinen Halunken!“ dachte Soja. „Eigentlich solltet ihr doch brav zu Hause sitzen und die Aufgaben erledigen, die euch die Lehrer geschickt haben. Na wartet!“

Die junge Frau musste einen ziemlich weiten Umweg schleichen, um unbemerkt an den Hintereingang der Bahn zu gelangen. Drinnen war es dunkel und Soja bewegte sich auf Zehenspitzen, damit die Dielen nicht zu sehr knarrten. Ein Blick nach vorn. Die Kinder waren noch da. Wie es aussah, hatte es einer der Jungs tatsächlich geschafft, das Vorhängeschloss zu knacken. Einen Augenblick später huschten die Drei ins Innere. Zwei Augenblicke später kreischten sie erschrocken los. Fast gleichzeitig waren die gespenstischen Lichter aufgeflammt und ein diabolisches Gelächter erscholl. Im Nu machten sie kehrt, zurück zum Ausgang. Zu spät! Breitbeinig und mit einem Colt in der Hand stand da eine knallharte Western-Lady und versperrte ihnen den Rückweg.

„Halt! Stehen geblieben, Hände hoch und keinen Mucks!“ Die Kinder erstarrten. Soja musste arg an sich halten, um nicht sofort laut loszuprusten. „Was habt ihr hier verloren?“ donnerte sie.

„Wir dachten … wir wollten …“, stammelten die drei.

„Ihr dachtet, ihr wolltet … So, so!“ Soja steckte die Spielzeugpistole weg und stemmte ihre Arme in die Hüften. „Ich denke, ihr habt Ausgangssperre oder so?“

„Na ja, nicht ganz“, meinte das Mädchen. Es schien sich als erstes vom Schreck zu erholen. „Es hieß nur, wir dürfen nicht auf den Spielplatz und nicht auf der Straße miteinander spielen.“

„Genau!“ hakte einer der Jungs ein. „Von ‚nicht in der Geisterbahn‘ hat niemand was gesagt.“

„Ja“, bestätigte das Mädchen. „Und weil die Geisterbahn geschlossen hat, ist auch niemand hier, von dem wir uns anstecken können.“

„Wir wussten ja nicht, dass Sie hier sind“, ergänzte der Dritte. Angesichts derart zwingend logischer Argumente konnte Soja nicht mehr anders. Sie musste lachen. Den Kindern fiel ein Stein vom Herzen.

„Na gut“, meinte sie schließlich. „Bleibt immer noch der Einbruch.“

„Rufen Sie jetzt die Polizei?“ Die Frage schien ernst gemeint. Soja überlegte.

„Nein“, meinte sie schließlich, „bis der Sheriff hier ist, das könnte zu lange dauern. Bei uns im Wilden Westen …“, sie stippte sich an den Hut, „klären wir solche Sachen selber. Wenn ihr mir versprecht, das nie wieder zu machen und nachher ganz schnell heimzugehen, verurteile ich euch zu einer vollen Runde durch die Geisterbahn.“ Drei paar Kinderaugen begannen zu glänzen.

„Echt jetzt?“

„Echt jetzt. Aber ihr müsst mir versprechen, mich nicht zu verpfeifen. Eigentlich darf ich niemanden reinlassen."

„Ehrenwort!" meinte das Mädchen. „Sie haben uns ja auch gar nicht reingelassen. Das haben wir ja selber gemacht."

„Stimmt", gab Soja zu. „Dann sind wir quitt. Aber bitte immer schön den Pfeilen nach laufen und nicht vom Weg abkommen! … Und anschließend verschwindet ihr auf nimmer Wiedersehn. Versprochen?"

„Versprochen!" tönte es gleichzeitig aus drei glücklichen Kehlen. Soja trat ans Steuerpult und startete das Programm. Sie hatte oft genug zugesehen und wusste, wie die Technik funktionierte. Dass es auf dem Platz immer noch Strom gab, lag an ihrem Wohnwagen. Die Stadtverwaltung hatte netterweise ein Einsehen in ihre prekäre Lage gehabt und ihr den Saft nicht abgedreht. Dass die Geisterbahn am gleichen Kabel hing, daran hatte niemand gedacht. Dieses Versäumnis konnte die junge Frau nun nutzen, den Kindern eine kleine Freude zu bereiten.

„Besser so als ständig in der Stube hocken!" dachte sie. Dass sie bei der Gelegenheit ihre Befugnisse überschritt, war ihr gleichgültig. Sie genoss einfach das Quietschen und Kichern der drei kleinen Einbrecher. Wie ihr solche Klänge in den vergangenen Wochen gefehlt hatten!

Nachdem die Bande weg war, untersuchte Soja das Vorhängeschloss. Das Teil war im Eimer. Die Jungs hatten es mit ihrem Dittrich nicht öffnen können und deshalb mit brachialer Gewalt aufgehebelt. Schöner Mist. Hätte sie den Nachwuchs-Ganoven vielleicht doch lieber den Hintern versohlen sollen? Ach was. Der Schreck, den sie ihnen eingejagt hatte, sollte reichen. Provisorisch hängte sie das Schloss wieder ein. Von weitem war kein Unterschied zu erkennen.

Soja ging einkaufen. Das Nötigste. Ein paar Kleinigkeiten. Obst, Brot, Müsli. Belustigt hatte sie die Debatten anderer Kunden über nicht vorhandenes Toilettenpapier verfolgt. Für sie kein Thema. Sie hatte sich vor Saisonstart einen kleinen Vorrat in ihrem Wohnwagen angelegt. Der reichte eine Weile. Trinkwasser bekam sie genau wie Strom über den zentralen Anschluss der Kommune. Sie wollte sich nach Ende der Krise unbedingt erkenntlich zeigen. Ob sie dann Geld nachzahlen konnte, stand in den Sternen. Aber die ganze Stadtverwaltung auf ihr Riesenrad einladen, das wäre möglich. Vielleicht noch ein Eis dazu für jeden … obwohl … wusste sie, wie viele Mitarbeiter es hier gab? Das konnte zum Fass ohne Boden werden. Vielleicht doch lieber nur Riesenrad.

Als sie zurückkehrte, traf sie auf dem Platz ein Rentnerpärchen. Händchenhaltend wie frisch verliebte Teenager. Der Blick der beiden Alten glitt sehnsuchtsvoll vom Riesenrad zur Geisterbahn. Soja grüßte freundlich. Als sie sahen, dass die junge Frau zum Wohnwagen ging und also offenbar zum Rummel gehörte, traten sie näher.

„Sagen Sie“, begann der Mann, „wissen Sie zufällig, wann es hier weiter geht?“ Soja zuckte mit den Schultern.

„Wahrscheinlich gar nicht. Wenn die Einschränkungen überhaupt noch in diesem Sommer aufgehoben werden, dann müssen wir weiterziehn. Der Frühlingsmarkt wäre sowieso längst vorbei.“ Die beiden Alten nickten.

„Schade“, meinte die Frau. „Wir wollten nicht gleich zum Eröffnungstag, wissen Sie, wegen dem Gedränge …“

„Wegen des Gedränges!“ korrigierte sie ihr Mann.

„Ja, ist ja gut, alter Besserwisser. … Also, des Gedränges wegen. Zufrieden?“ Die Beiden lachten sich an. Soja stimmte ein.

„Er ist wohl immer so?“ Die Frau nickte. Er senkte peinlich berührt den Kopf.

„Ich kann halt nicht aus meiner Haut. Ich war mein Leben lang Deutschlehrer. So was prägt.“

„Verstehe“, antwortete Soja, „und Rummel-Fan außerdem?“ Die Frau kuschelte sich in den Arm ihres Ehemannes. Sie gluckste und sah zu ihm auf. Er räusperte sich.

„Soll ich’s sagen?“

„Na, mach schon!“

„Also gut. Dieses Jahr ist es genau 65 Jahre her, dass wir uns ungefähr hier an dieser Stelle das erste Mal begegnet sind. Damals gab es auch schon ein Riesenrad und eine Geisterbahn.“

„Ja. In der Geisterbahn hat mich der Mistkerl geärgert!“ gickerte sie. „Am nächsten Tag hat er mich zur Entschuldigung aufs Riesenrad eingeladen. Vorher hat er mir mit dem Luftgewehr einen Strauß Papierrosen geschossen. Und als wir dann mit unserer Gondel ganz oben waren, haben wir uns das erste Mal geküsst.“

„Ein halbes Jahr später wurde geheiratet.“ Der Alte drückte seine Frau. „Tja, damals ging alles ein bisschen schneller. Wir haben uns nicht so lange geziert, wie ihr jungen Leute heute.“ Soja nickte. Ihr kam ein Gedanke.

„Sie wollten wohl zum Jubiläum …?“

„Ja. Das war eigentlich der Plan.“

„Riesenrad?“

„Ach nein. Uns wird jetzt immer so schnell schwindlig. Aber noch mal durch die Geisterbahn, das wäre schon lustig gewesen.“

„Hm“, meinte Soja, „Riesenrad wäre auch schwierig. Das sieht man von der Straße. Da darf ich nur alleine Inspektionsrunden drehen. Sonst würde ich Ärger mit dem Ordnungsamt kriegen. Aber die Geisterbahn könnte ich Ihnen schon anwerfen. Das kriegt keiner mit. Jedenfalls, wenn Sie mich hinterher nicht wegen Übertretung des Verbots anzeigen.“

„Das würden Sie machen?“

„Wenn Sie Lust haben?“

„Und ob wir Lust haben!“

Allmählich begann Soja, die Sache Spaß zu machen. Klar, sie musste aufpassen. Nicht, dass sie am Ende doch noch Platzverbot bekam. Aber solange sie ab und zu jemandem eine kleine Freude machen konnte, fühlte sie sich nicht mehr ganz so nutzlos. Leider verlief der Rest des Tages ziemlich ereignislos.

Als die Nacht hereinbrach, setzte sich Soja in eine Gondel, nahm die neue Fernbedienung zur Hand, die sie sich für Kontrollfahrten zugelegt hatte, und setzte ihr Riesenrad in Bewegung. Sie durfte das. Genauer gesagt war sie zu regelmäßigen Tests sogar verpflichtet. Wegen der Standsicherheit und so weiter.

Oben angekommen, stoppte sie. Die Höhe war zwar nicht so atemberaubend wie im London-Eye, aber dafür saß man hier in keiner abgeschlossenen Kabine, sondern schwebte frei wie ein Vogel an der frischen Luft. Soja liebte die Aussicht. Unter ihr die Eisbude, gegenüber die Geisterbahn, dahinter die Bundesstraße. In entgegengesetzter Richtung thronte hoch über der Altstadt eine Burg. Dazwischen das Gewirr enger Gassen, alter Häuser, ein Fluss und die Reste der Stadtmauer. Ein nettes Städtchen. Schade, dass niemand außer ihr diesen Blick genießen durfte.

Ihr Riesenrad vibrierte. Soja stutzte. Sie blickte über die Brüstung ihrer Gondel nach unten. Was war das denn? Zwei Männer. Sie turnten über die unteren Gondeln und hatten offenbar Spaß. Frechheit! Was hatten die hier verloren? Um diese Zeit? Was das für Typen waren, ließ sich nicht genau ausmachen. Nur, dass

sie um das Riesenrad herum tobten, die Eisbude inspizierten, ihren Wohnwagen, …

Einen Augenblick überlegte Soja, ob es klüger sei, einfach oben zu bleiben und die Polizei zu rufen. Vielleicht waren es Diebe. Andererseits? Die junge Frau war kein Feigling. Auf dem Rummel durfte man kein Angsthase sein. Erst recht nicht als Frau. Außerdem: Warum immer gleich das Schlimmste denken? Vielleicht waren die Jungs harmlos? Ein bisschen Abwechslung auf den Abend konnte nicht schaden und im Notfall würde sie sich zu helfen wissen. Sie hatte vor ein paar Jahren einen Kurs im Kickboxen belegt. Damit ließ sich einiges anfangen. Hatte ihr schon gute Dienste geleistet.

Was tun? Vielleicht erschrecken. Wie heut Morgen bei den Kindern. Liefen die Kerle dann weg, war die Sache klar. Blieben sie …? Nun, das würde sich zeigen.

Soja schaltete auf volles Programm. Bunte Lichter flammten auf und erhellten den Platz, kreischend donnerte ein uralter Schlager aus den Lautsprecherboxen. Das Riesenrad begann, sich zu drehen. Schneller und schneller. Seine leeren Gondeln schaukelten gespenstisch. So plötzlich das Spektakel anfing, so abrupt endete es. Die beiden Männer, von nahem besehen waren sie höchstens Mitte zwanzig, erschraken zwar durchaus. Die Flucht ergriffen sie trotzdem nicht. Also keine Diebe, konstatierte Soja.

Erst musterten die Kerle das Western-Mädchen erstaunt, das vor ihnen aus der Gondel stieg, dann begannen sie, über den gelungenen Streich zu lachen. Ein ansteckendes Lachen. Wie sich herausstellte, waren die beiden Burschen Brüder. Sie lebten noch daheim, also in einem Haushalt.

„Demnach kann das Ordnungsamt nichts dagegen haben, dass wir hier zu Dritt beieinander stehen“, sagte Soja und erschrak im nächsten Moment über sich selbst. War schon verrückt, was einem in diesen Zeiten durch den Kopf ging. Abstandsregeln, Mund-Nasen-Schutz, … Als ob es ein Verbrechen war, mit netten Menschen zu reden, ihnen ein Lächeln zu schenken?

Die Jungs sahen die Sache zum Glück locker. Grinsend versicherten sie Soja, dass es in ihrer Stadt bislang keine Corona-Infizierungen gegeben habe und sie sich immer ordentlich die Hände wüschen. Wenn sie darauf bestünde, würden sie auch ihre frischen Schlüpfer zur Kontrolle vorlegen. Ein fröhliches Pärchen. Das tat gut. Einer der Brüder lief zum nahen Supermarkt und schaffte es

tatsächlich noch vor Ladenschluss, einen Kasten Bier zu besorgen. Als Gegenleistung bot das Mädchen an, den Herren in der Geisterbahn das Gruseln zu lehren. Wenn sie heut schon zweimal jemandem Zutritt gewährt hatte, sollte es zum eigenen Vergnügen auch ein drittes Mal möglich sein. Verbotene Früchte schmeckten bekanntlich am besten. Die beiden Männer lehnten nicht ab.

Es wurde ein vergnüglicher Rundgang und Soja erinnerte sich, was ihr am Nachmittag die beiden Alten erzählt hatten. War schon ein guter Ort, jemanden kennenzulernen, so eine Geisterbahn.

Mitten im schönsten Herumgealber wurde es plötzlich dunkel im Labyrinth und die Spukgeräusche verstummten. Hatte die Stadt ihr nun doch den Saft abgedreht oder machte das Ordnungsamt ernst? Um diese Zeit? Sojas Sorgen kehrten zurück. Ihre Nerven lagen wegen des ganzen Theaters sowieso blank. Jetzt packte sie das nackte Grauen. Hatte jemand etwas mitgekriegt und sie angezeigt? Hatten die Kinder etwas ihren Eltern erzählt? Nicht, dass man sie wegen ihrer Verstöße von hier vertrieb? Sie wollte doch nur etwas Gutes tun! Ein klein wenig Freude bereiten! Es fehlte nicht viel und Soja hätte laut losgeheult.

Die beiden Brüder spürten sehr wohl die Veränderung, die sich bei ihrer neuen Freundin im Dunkel vollzog. Sie wussten nicht, wovor die Kleine Angst hatte, sie merkten nur, dass es so war. Um sie zu beruhigen, hakten sie Soja rechts und links unter, um sich gemeinsam durch die Finsternis ins Freie zu tasten. Das war schwieriger als gedacht. Keiner von ihnen hatte eine Taschenlampe dabei. Ihre Mobiltelefone steckten in den Jacken und die wiederum lagen vor der Tür beim Bierkasten.

Immer wieder schlugen ihnen Plastik-Knochen ins Gesicht oder sie verhedderten sich in künstlichen Spinnennetzen. Seit der Ventilator aus war, stand in der stickigen Anlage die Luft. Die Drei schwitzten und atmeten schwer. Soja schien es, als bewegten sie sich im Kreis. So groß war das Labyrinth doch gar nicht! Sie konnte nicht mehr. Vielleicht wollte ihr Unterbewusstsein auch einfach nicht wissen, was sie draußen erwartete. Soja hatte Angst. Sie brach regelrecht zusammen. Zum Glück hielten sie die beiden jungen Männer. Sie hockten sich zu ihr auf den Bretterboden und streichelten sie, nahmen sie in den Arm, küssten sie, redeten beruhigend auf sie ein. Soja genoss ihre Liebkosungen. Sie presste sich fest an die Jungs und erwiderte deren Küsse. So kam eines zum

andern. Es war wie im Traum. Soja stöhnte unter den Berührungen von vier zärtlichen Händen. Die Furcht schwand und an ihre Stelle trat etwas anderes: Lust. Lust, allen Frust zu vergessen und für wenige Minuten oder Stunden einfach nur zu lieben und geliebt zu werden. Sie rissen sich ihre verschwitzten Klamotten vom Leib und bereiteten daraus ein Lager. Gut, gemütlich ging anders, aber mehr hätte keiner von ihnen jetzt gewollt.

Als die drei sehr viel später endlich den Ausgang der Geisterbahn erreichten, graute schon der Morgen. Zum Glück hatte niemand die Jacken mit den Telefonen geklaut. Bei näherer Besichtigung der elektrischen Anlage stellte sich heraus, dass nur die Hauptsicherung ausgefallen war. Weit und breit nichts von einem Denunzianten des Ordnungsamtes zu sehen. Der wäre wahrscheinlich auch eher rein gekommen, als draußen zu warten. Vor allem angesichts der seltsamen Geräusche, die mit Sicherheit dumpf durch die Geisterbahnwände gedrungen waren. Kein Grund zur Panik. Soja atmete auf. In diesem Moment spürte sie nichts als Glück und Dankbarkeit. Vielleicht mehr als jemals zuvor im Leben. Allen Unwägbarkeiten und Zukunftsängsten zum Trotz. Es bestand wohl doch ein Rest Hoffnung für die Menschheit. Und für sie selbst. Denn plötzlich hatte Soja das Gefühl, tatsächlich eine Vision für ihr Leben zu bekommen. Eine Vision, die alles verändern konnte und die ihr neue Kraft einflößte. Ganz so, wie ihr Vater immer gesagt hatte.

Sie verabschiedete sich von ihren Rettern. Nicht jedoch, ohne sie zu verpflichten, am Abend wieder vorbei zu schauen. Dann gern im Wohnwagen. Sie versprach, den Brüdern ein gutes Abendbrot zu bereiten. Eine Einladung, die diese ohne zu zögern annahmen.

Den Rest des Tages verbrachte Soja damit, über ihre Vision nachzudenken. Nämlich darüber, ob es denn möglich wäre, auch mit zwei netten Jungs gleichzeitig zusammen zu leben? Sobald diese verdammte Krise vorüber wäre, sollte sie das ausprobieren. Vielleicht könnte immer im Wechsel einer daheim bleiben, sich um das Winterquartier kümmern, später Kinder hüten. Der andere könnte sie begleiten und als „unentgeltlich mitarbeitender Ehemann“ helfen, genug Geld nach Hause zu bringen. Soja sah sich schon als Chefin eines florierenden kleinen Familienunternehmens. An hohen Feiertagen würden sie dann wieder zu dritt ins Bett steigen und Spaß haben. Das klang reizvoll. Das

klang nach einem Plan! Toll. Wäre sie ohne Corona nie drauf gekommen. Sie würde die Brüder zum Abendbrot nach ihrer Meinung fragen.

Mit Widerspruch rechnete Soja allerdings nicht. Schon gar nicht, wenn sie ihnen anbot, von jedem von ihnen ein Kind zu bekommen. Mindestens. Die Frau wusste, was sie wollte.

Der Nachtwächter

Hommage à Paul Delvaux I - „Der Nachtwächter“

Mathilde ist glücklich. Sie arbeitet nicht. Nicht mehr. Nicht mehr, seit sie schwanger ist. Früher arbeitete Mathilde am Bahnhof. Da hieß sie noch Chantal. Warum gerade Chantal? Irgendein Typ hatte ihr gesagt, Frauen, die Chantal hießen, seien entweder Nutten oder aus Ostberlin. Was letztlich aufs Gleiche rauskäme. Mathilde stammt aus Ostberlin.

Der Mann erwachte in der Notaufnahme. Mathilde wurde freigesprochen. Er sei ihr besoffen vor die Füße getorkelt, gab sie zu Protokoll. Sie habe nicht ausweichen können. Die Abdrücke ihrer High Heels in seinem Gesicht und sein von der Polizei gemessener Alkoholpegel ließen keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit ihrer Version aufkommen. Seitdem nannte sie sich Chantal. Rein dienstlich, versteht sich. Jetzt erst recht!

Charles ist glücklich. Er arbeitet wieder. Er arbeitet als Nachtwächter bei einer Spedition am Bahnhof. Seit der Sache mit Mathilde haben sie ihn wieder eingestellt. Das heißt, erst haben sie ihm gekündigt. Dann … Nein, das wird zu kompliziert. Der Reihe nach.

Die Geschichte von Charles und Mathilde beginnt im letzten Frühjahr. Mitte Mai, genauer gesagt. Sie spielt in einer Stadt, groß genug, um Freiberuflerinnen wie Mathilde zu ertragen. Zu klein allerdings, dass die Frau bei ihrer Arbeit nicht für ein gewisses Aufsehen gesorgt hätte. Nicht, dass sie direkt eine Schönheit wäre. Das Leben hat Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Aber diese Spuren passen zu ihr. Kein Püppchengesicht. Es ist „das gewisse Etwas“, wie die Leute sagen. Das macht sie interessant.

Das nutzte sie, als sie noch arbeitete. Wen sie ansprach, lächelnd, sympathisch, selbstsicher, ohne eine Spur von Scham, der konnte sich ihrem Charme kaum entziehen. Geschickt verwickelte Chantal potenzielle Kunden in ein Gespräch. Ihre Worte versponn sie zu verlockend glitzernden Satzfäden, aus denen sie eine Art Netz voller Wohlfühlgedanken webte. Daran blieben nachher manche Herren und einige Damen kleben. Chantal war eine geschickte Händlerin. Ihre

Geschäfte liefen … sagen wir … den Möglichkeiten der kleinen Stadt angemessen … passabel.

Charles kannte Chantal seit vielen Jahren. Sie sahen sich oft. Beider Dienst begann ungefähr um die gleiche Zeit. Er war einer der wenigen Menschen in der Stadt, der wusste, dass sie in Wirklichkeit Mathilde hieß. Er durfte sie auch so nennen. Jedenfalls, wenn sonst niemand dabei war. Wenn auf dem Bahnhofsvorplatz nichts los war. Dann unterhielten sie sich manchmal. Wie Freunde, Arbeitskollegen. Charles hatte nie mit ihr geschlafen. Mathilde hatte ihn nie zu verführen versucht. Bis zu besagtem Freitagabend im Mai.

Es war ein kühler, regnerischer Nachmittag. Nach Wochen voller Sonne und frühsommerlicher Temperaturen schien der Winter ein letztes Mal seine Krallen auszufahren. Die meisten Leute saßen daheim am warmen Ofen und ließen es sich gut sein. Nur Mathilde und Charles drehten ihre Runden am Bahnhof. Er, weil sein Dienstplan es so vorschrieb. Sie, der Berufsehre wegen. Wäre ja noch schöner, sich von bisschen Kälte vertreiben zu lassen!

„Nicht viel los heute, was?“ erkundigte sich Charles. Eine rein rhetorische Frage. Nur um überhaupt etwas zu sagen.

„Hm“, antwortete Chantal, „bei dir aber auch nich.“

„Gott sei Dank.“

„Wann is eigentlich das letzte Mal was gewesen, in deiner Spedition?“

„Da warst du noch nicht in der Stadt. Ist bestimmt 15 Jahre her.“

„Und?“

„Hat einer versucht, das Tor aufzubrechen. Ich hab ihn auf frischer Tat ertappt. Seitdem wissen die Ganoven, dass sie an mir nicht vorbei kommen.“

„Hut ab. Sag mal, wie alt bist du eigentlich, mein Held? Ich rätsel schon, seit ich hier arbeite. Aber von dir erfährt man ja nüscht Privates. Den grauen Haaren nach und deinem wettergegerbten Gesicht, müsstest du eigentlich die Dinosaurier persönlich gekannt haben. Aber wenn man dich so hört und sieht, wie fit du bist, glaube ich, der Schein trügt.“

„Danke. Manchmal fühl ich mich ziemlich alt. Vor allem, wenn ich die Muckibudentypen seh, die neuerdings in unserem Security Service anheuern. Von der alten Garde, die den Laden aufgebaut hat, bin ich fast der Letzte.“

„Keine Ausflüchte, wie alt?“

„Ich werd demnächst 55.“

„Frau und Kinder?“

„Lange her. Würdest du mit jemandem zusammen bleiben wollen, der jede Nacht unterwegs ist?“

„Warum nich? Hätten wir den ganzen Tag für uns. Und die halbe Nacht hier draußen außerdem.“ Sie lachte. Er lachte.

„Stimmt allerdings. Geht dir ja nicht anders als mir.“ Dann wurde Charles nachdenklich. „Lange werde ich dir aber wohl nicht mehr Gesellschaft leisten. Weil so wenig passiert, wollen sie die Stelle kürzen. Es gibt seit letztem Monat eine PKW-Streife, besetzt mit zwei Jungspunden, die mehrere Objekte in der Stadt Nacht für Nacht stichprobenartig abfahren. Die Spedition verhandelt mit meinem Chef, ob die Jungs nicht meinen Job mit übernehmen können, um Kosten zu sparen.“

„Das tut mir leid.“

„Nicht zu ändern. Ist auch noch nicht amtlich. Die Versicherung stellt sich quer.“

„Die Versicherung? Logisch, is ein großes Gelände, oder? Reicht das nich bis runter zum Fluss? Jede Menge Platz, für Ganoven.“

„Stimmt. Und in den Hallen hast du mitunter ziemlich wertvolle Fracht. Einmal im Monat zum Beispiel kistenweise Uhren.“

„Aus der Schweiz?“

„Aus Deutschland, aus Glashütte. Nomos. Lange & Söhne. Echt Glashütte. Die kosten richtig Knete. Etliche zigtausend Euro das Stück. Nächsten Freitag, also heut in einer Woche, kommt wieder eine Lieferung. Die Kästchen liegen dann über Nacht in Spezialbehältern im Hauptgebäude. In einem großen Safe. Teure Uhren werden grundsätzlich übers Wochenende weitergeleitet, weil dann weniger los ist auf den Autobahnen. Dafür verwenden die auch keine LKW sondern gepanzerte Limousinen. Sicher und unauffällig. Als würde jemand zur Oma fahren. Zu Kaffee und Kuchen. Diesmal kommt außerdem ein Spezialauftrag dazu. Ein ganz großes Ding. Streng geheim, versteht sich.“

„Versteht sich.“

„Ich hab zufällig mitgekriegt, wie der Chef davon erzählte. Sagt dir ‚Grand Complication‘ was?“

„Nie gehört.“

„Die ‚Grand Complication' ist das Flaggschiff von Lange & Söhne. Von den Dingern wurden ganze sechs Exemplare gebaut. Kostenpunkt: je zwei Millionen!"

„Is nich wahr!"

„Doch. Dagegen schmeißt du jede Rolex weg. Diese Uhren sind natürlich ein gefundenes Fressen für den Geldadel in aller Welt. Die sechs Teile waren schon verkauft, da haben die Uhrmacher in Glashütte noch dran rumgeschraubt. Länger als ein Jahr dauerte die Herstellung. Kleine Kunstwerke. Jetzt sind sie endlich fertig. Der Clou: Die Spedition hat den Auftrag, alle sechs Exemplare ihren Käufern rund um den Globus persönlich zuzustellen. Möglichst ohne großes Aufsehen, ohne Polizeieskorte, so wie immer, damit niemand Verdacht schöpft. Ich sage nur Kaffee und Kuchen."

„Das heißt, da drin liegen dann über Nacht zwei Millionen Euro?"

„Du hast mir nicht zugehört. Jede Uhr kostet zwei Millionen! Das macht zusammen zwölf! Deshalb will die Versicherung, dass hier nicht nur mit Kameras und Alarmanlagen gearbeitet wird. Es ist völlig unmöglich, alle Winkel komplett einzusehen. Gemeinsam suchen sie jetzt einen sinnvollen Kompromiss, haben sie gesagt. Was immer das heißen mag." Er zuckte mit den Schultern. „Na egal. Ich muss los. Bis nachher."

„Bis gleich. Pass auf dich auf!"

Charles begab sich auf seine gewohnte Runde. Chantal stöckelte ein paar Mal fröstelnd auf und ab. Zwecklos. Weit und breit keine Menschenseele. Einzig ein älteres Ehepaar flanierte über den Platz hinunter zum Fluss. Zwei kleine Leutchen, Arm in Arm. Chantal sah ihnen wehmütig lächelnd hinterher. Beide waren festlich gekleidet. Ein runder Geburtstag oder eine goldene Hochzeit, vermutete sie.

Das Paar war aus dem Hotel auf der anderen Straßenseite gekommen. Ein gutes Haus. Konnte sich nicht jeder leisten. Durch die Fenster im Erdgeschoss schimmerten die Lichter edler Kristalllüster. Dort befand sich der Festsaal. Im Eingang stand ein Mann und rauchte. Musik und fröhliches Gelächter wehten herüber.

Die werden dem Trubel für ein paar Minuten entkommen wollen, dachte Chantal. Eigentlich beneidenswert, trotz ihres Alters. Die haben wenigstens jemanden, der für sie da ist, an den sie sich anlehnen können.

Chantal stellte sich schließlich in der Vorhalle des Bahnhofs unter. Hier zog es nicht so und um diese Zeit würde sie der Vorsteher nicht verscheuchen.

Charles kehrte zum Haupttor zurück. Er hatte die beiden Alten unterwegs getroffen. Die Straße zum Fluss führte über die Bahngleise direkt an der Verladerampe der Spedition vorbei. Dort befand sich ein neuralgischer Punkt von Charles‘ Revier. Das betreffende Tor schloss nicht richtig. Es hatte sich verzogen. Die Reparatur würde noch einige Tage in Anspruch nehmen. So lange wurden die schweren Riegel zusätzlich mit einer Petschaft versehen. Charles musste das rote Siegel auf jeder Runde gründlich mit seiner Taschenlampe kontrollieren.

Die beiden Leutchen waren stehen geblieben und hatten ihm zugesehen. Sie waren ins Gespräch gekommen. Das Paar feierte tatsächlich seine goldene Hochzeit. Die ganze große Verwandtschaft hatte sich eingefunden. Weil der Hauptteil der Festivität nun Gott sei Dank überstanden sei, wollten sie ein wenig frische Luft schnappen, bevor sie zu Bett gingen. Charles hatte artig gratuliert und eine gute Nacht gewünscht.

Zurück am Bahnhofsvorplatz hätte er es sich in seiner Pförtnerloge bequem machen können. Es gab einen kleinen Heizlüfter und einen Fernseher. Aber da hinein hätte er Chantal-Mathilde nicht mitnehmen dürfen. Dienstvorschrift. Und die Kleine allein in der Kälte stehen zu lassen, brachte er nicht fertig. Sie war sofort herüber gekommen, als sie ihn sah. Er merkte, dass sie jemanden zum Reden brauchte und ihm machte es Spaß, sich ausfragen zu lassen. Das verkürzte die Zeit.

„Und? Verbrecherjagd erfolgreich?“ Chantal kicherte.

„Fünf über den Jordan geschickt, zehn inhaftiert und geschätzte 2000 Geiseln befreit!“ grinste der Nachtwächter zur Antwort. „Bruce Willis ist ein Scheißdreck gegen mich!“

„Haste nich was vergessen?“

„Was denn?“

„Na, bei der Gelegenheit die halbe Stadt in die Luft zu jagen. Mit einem fröhlichen ‚Yippiajeh, Schweinbacke‘ auf den Lippen!“

„Ich dachte, das wär normal. Muss ich nicht extra erwähnen, oder?“

„Ah ja!“ Chantal fror inzwischen ziemlich heftig. Sie hatte sich nach den warmen Nächten der vergangenen Tage eindeutig zu dünn gekleidet. Charles

überlegte, wie er ihr helfen könnte. Er bot ihr seinen Mantel. Sie lehnte dankend ab. Berufsehre. Trotzdem kuschelte sie sich ein bisschen an den Mann.

„Was machst du eigentlich, wenn du nicht mehr hier arbeitest? Gibt's 'nen anderen Job in der Firma?"

„Kaum. Nicht in meinem Alter. Wenn's gut läuft, krieg ich 'ne kleine Abfindung."

„Und was machste dann?"

„Wenn sie mich entlassen? Keine Ahnung. Vielleicht mach ich erstmal Urlaub. Vielleicht geb ich mir die Kugel." Er klopfte auf seinen Dienstrevolver. „Wird das Beste sein."

„Spinnste?"

„Wieso nicht? Wenn ich nachts nicht mehr mit dir hier draußen palavern kann, sterbe ich sowieso vor lauter Langeweile." Es sollte lustig klingen. Mathilde spürte jedoch die Bitterkeit, die in seinen Worten mitschwang. Sie hätte ihn gern aufgemuntert. Nur wie? Ihr war ja selber nicht gerade nach fröhlichen Sprüchen, an so einem besch…eidenen Abend. Oder sollte sie vielleicht …?

„Du, sag mal, wann musste das nächste Mal los?"

„Frühestens in einer Stunde. Davor lohnt sich's nicht."

„Kommst du so lange mit zu mir? Ich koch dir einen heißen Tee und wir haben bisschen Spaß mit Aufwärmen und so. Nur bis du wieder weg musst."

„Mathilde, Hildchen, was soll der Quatsch? Du weißt so gut wie ich, dass ich im Dienst bin."

„Na und? Erstens wohn ich gleich da drüben. Das is nich weiter weg von den Hallen als deine Pförtnerloge. Und zweitens hast du mir gerade erzählt, dass die demnächst sowieso nur noch alle paar Stunden vorbei schauen wollen. Also fangen wir einfach gleich damit an. Nachher bist du pünktlich wieder hier und drehst deine Runde. Wird dir gut tun, so'n bisschen Abwechslung! Ich kenn ein paar Methoden …"

„Mathilde!"

„Ach komm, ich seh doch wie müde du bist. Wie frustriert, weil sie dich wegrationalisieren wollen. Ich bau dich wieder auf! Ich krieg das hin. Ich bin gut! Vertrau mir."

„Hildchen, wenn dir kalt ist, dann geh einfach heim und wärm dich auf. Mach Schluss für heute. Dafür brauchst du mich nicht."

„Und du?“

„Bei mir ist das was anderes. Ich hab Dienst. Ich arbeite.“

„Ach, und was, mein lieber Charly, meinst du wohl, was ich hier treibe? Spazieren gehen, weil die Luft so schön frisch is? Einfach so?“

„Hildchen.“

„Nix Hildchen. Ohne Freier geh ich nich nach Hause. Schon mal was von Arbeitsmoral und Berufsethos gehört? Ich arbeite im Dienstleistungssektor! Abkommandiert, den ehrenwerten Bürgern dieser schönen Stadt ihre tristen Stunden zu versüßen. Das is nich nur‘n Job, das is Berufung! Aber schön, frier ich mir eben den Arsch ab. Lieg ich morgen im Bett und sterbe an Lungenentzündung. Und danach komm ich als Geist zu dir. Als dein schlechtes Gewissen. Denn dann bist du dran schuld, dass ich in standhafter Erfüllung meiner Pflicht elendlich zugrunde gegangen bin. Nur weil sich der Herr zu fein war, einer armen kleinen Hure mal ein Schäferstündchen zu gönnen. Gefall ich dir gar nich?“

„Aber Hildchen, natürlich gefällst du mir. Sehr so gar. Ich hab dich gern.“

„Also?“

„Also was?“

„Kommst du jetzt mit oder lässt du mich erfrieren?“

„Hildchen, selbst wenn ich wollte, und du hast natürlich recht mit meinem Frust und so, aber …“

„Aber?“

„Ich hätte gar nicht genug Geld mit für dich. Also, wenn ich nachts arbeite, stecke ich nie Geld ein. Tut mir leid.“

„Du bist der größte Trottel, den ich kenne, Charly. Hab ich vergessen, zu erwähnen, dass heute mein Null-Euro-Flat-Rate-Tag is? Und für alle, die mitmachen, gibt’s ‘nen Tee als Zugabe gratis. Topp? Na los, komm schon, alter Esel. Mir is kalt.“

„Was ist mit dem Berufsethos?“ wagte der Widerstrebende einen letzten Versuch, dem Unvermeidlichen zu entgehen. „Ich mein, wenn du kein Geld nimmst …“

„Freier ist Freier. Sind lausige Zeiten und jetzt halt endlich die Klappe!“

Eine dreiviertel Stunde später stand der Nachtwächter wieder vor seinem Pförtnerhäuschen. Drüben im Hotel wurde es langsam ruhig. An den Fenstern

huschten Schatten entlang. Wahrscheinlich Kellner, die den Saal aufräumten. Charles war seltsam zumute. Zum ersten Mal in seinem langen Berufsleben hatte er kurzzeitig seinen Posten verlassen. Das hätte ihm eigentlich Gewissensbisse bereiten sollen. Er sollte zerknirscht sein, niedergeschlagen.

Das ganze Gegenteil war der Fall! Der Mann fühlte sich fröhlich, leicht, zufrieden. Versöhnt mit sich und der Welt. Mit einem Küsschen an der Tür hatte Mathilde ihn hinaus in die Nacht entlassen. Es war wie ein Traum. Seit seiner Scheidung hatte er den Dienst nicht mehr so beschwingt angetreten. Auch wenn es heute natürlich nur die zweite Hälfte der Schicht war. Fröhlich pfeifend begab er sich auf seine gewohnte Runde.

Schon von weitem sah er, dass etwas nicht stimmte. Hinten an der Rampe. Am Tor klaffte ein Spalt. Ausgerechnet heute. Ausgerechnet jetzt. Charles begann zu rennen. Die Petschaft war erbrochen, das Gitter aufgeschoben. Am Boden Schleifspuren. Der Nachtwächter folgte ihnen. Sie führten von den Gleisen nach drinnen. Im Schatten der großen Halle, in der die Überseefrachten für den Zoll vorbereitet wurden, entdeckte Charles ein Bündel. Nein, zwei. Seine Taschenlampe schaffte Klarheit: Die beiden Alten, die goldene Hochzeit! Seine Schuld, seine Schuld, seine Schuld.

Die Polizei legte sich relativ früh fest. Ein Raubüberfall. Jemand hatte beide vor dem Tor erschlagen und sie dann auf das Firmengelände gezogen, um sie ungestört ausplündern zu können. Eine Befragung der Verwandten ergab, dass der Mann immer genug Bargeld bei sich trug. An diesem Abend wahrscheinlich über tausend Euro, weil er am nächsten Morgen im Hotel die Unterkunft für seine Gäste, Musik und Festschmaus zu bezahlen hatte. Er traute weder Banken noch dem Hotelsafe. Vermisst hatte die Jubilare niemand. Sie hatten sich vor ihrem Spaziergang förmlich von der Festgesellschaft verabschiedet und zur Nachtruhe abgemeldet.

In der Spedition schien ansonsten alles in Ordnung. Nichts deutete auf einen Einbruch hin. Es gab zwar ein paar Fußspuren in der Nähe des Hauptgebäudes, die denen an der Rampe ähnelten, aber das hatte nichts zu sagen. Hier liefen tagsüber so viele Leute rum. Auf den Überwachungskameras war auch nicht viel zu erkennen. Ein huschender Schatten. Mehr nicht. Zu dunkel. Die Alarmanlage löste wegen des defekten Schlosses nicht aus. Völlig abwegig der Gedanke, wie

ausgerechnet der Nachtwächter den Mord hätte bemerken und verhindern sollen. Niemand machte Charles einen Vorwurf. Niemand.

Nur er selbst. Er glaubte, er hätte Schreie hören können. Das Quietschen des Tores. Schritte. Er hatte ein feines Gehör und wusste, welches Geräusch in sein Revier gehörte und welches nicht. Er hätte etwas hören müssen! Wenn … ja, wenn. Dieses „wenn" machte ihn wahnsinnig. Vielleicht hätte er den Mörder auf frischer Tat ertappt. Vielleicht würden die beiden netten Menschen noch leben, hätte er sie rufen gehört. Vielleicht. Es war seine Schuld.

Deshalb gestand er dem Chef sein Fehlverhalten. Er bat nicht um Nachsicht oder Vergebung. Er wurde umstandslos gekündigt. Das Tor ließ die Spedition schnellstens reparieren, Zäune und Hallen mit zusätzlichen Alarmanlagen, Laternen und Kameras ausstatten. In der Pförtnerloge installierten sie eine neue vollautomatische Schaltzentrale, von der aus Polizei und Security über jede Unregelmäßigkeit umgehend informiert wurden. Zugriff zu den Sicherheitssystemen hatten nur die Kollegen der Security-Streife, die von Stund an die Überwachung übernahmen. Und natürlich die Geschäftsführung der Spedition.

Um Mathilde-Chantal machte Charles fortan einen großen Bogen. Überhaupt mied er das Areal am Bahnhof. Was hatte er dort verloren? Der Anblick hätte ihn nur noch trauriger gemacht. Und letztlich: Was wusste er schon von dem Mädchen, dass sich Chantal nannte? Was, wenn sie mit dem Räuber unter einer Decke steckte? Was, wenn sie ihn absichtlich weggelockt hatte? Aber selbst wenn nicht. Sie war zumindest mitschuldig. Hätte sie ihn nicht fortgelockt, wäre wahrscheinlich nichts passiert. So, wie all die 15 Jahre zuvor. Charles war verbittert. Er fraß seinen Kummer in sich hinein, hockte daheim vorm Fernseher und blies Trübsal. Zwei Tage, drei Tage, vier, fünf, sechs.

Am Freitag hielt er es nicht länger aus. Seit einer Woche war er jetzt außer Dienst. Genug Zeit zum Nachdenken. Er musste endlich zurück zum Bahnhof. Sich umsehn, wie die neuen Kollegen arbeiteten. Wie das funktionierte, ohne ihn. Mathilde? Mathilde. Vielleicht auch Mathilde.

Die Temperaturen waren im Laufe dieser Woche erheblich gestiegen. Vor dem Hotel standen Tische und Stühle. Charles setzte sich dorthin, bestellte ein leichtes Abendbrot, Kaffee. Kein Bier. Er wollte nüchtern bleiben. So saß er, als alle anderen längst gegangen waren. Bis die Kellner ihn baten, nun bitte drinnen Platz zu nehmen. Sie wollten die Stühle anketten. Charles zahlte.

Ein einziges Mal hatte er innerhalb der vergangenen drei Stunden die Streife auftauchen sehen. Zwei Jungs mit kahlen Schädeln und dicken Oberarmen. Sie hatten erst vor kurzem in der Firma angefangen. Sie checkten in der Pförtnerloge ihre Bildschirme, kurvten einmal mit dem Wagen ums Gelände und verschwanden. Das war so gegen halb neun. Jetzt ging es auf elf zu. Einmal in drei Stunden! Und das, wo doch heute die teuren Uhren im Haus lagerten. Waren die Leute so überzeugt, dass ihre Elektronik die Arbeit für sie erledigen würde?

Charles schlenderte den Weg zum Fluss hinab. Das Tor an der Rampe hatten sie nicht nur repariert, es war komplett neu. Auf einmal ging es. Interessant. Gleich zwei Kameras behielten die hell erleuchtete Zufahrt im Blick. Wie schön.

Unten am Ufer blieb Charles stehen. Er lauschte dem leisen Plätschern, beobachtete die Lichter der Stadt, wie sie auf den Wellen tanzten. Sehr zart, sehr lustvoll. Fast wie Mathilde.

Mathilde. Nein, die Frau traf keine Schuld. Bestimmt nicht. Er allein hatte alles verbockt. Sicher machte sie sich längst Gedanken, weil er so spurlos von der Bildfläche verschwunden war. Er sollte zu ihr gehen.

Der Streifenwagen seines ehemaligen Arbeitgebers rollte oben vorüber. Na endlich. Charles blickte zur Uhr. Halb zwölf. Um diese Zeit begann Chantals Schicht am Bahnhof. Jedenfalls, wenn sie nicht gerade daheim mit telefonisch vorbestellten Terminen zu tun hatte. Er beeilte sich.

Chantal war nicht da. Sie würde kommen. Er kannte sie. Und sei es nur ihrer sogenannten Berufsehre wegen. Charles suchte sich eine Bank. Nicht direkt auf dem Platz. Sie sollte ihn nicht gleich sehen. Zwischen Hotel und Bahnhof lag ein kleiner Park. Dort, unter einer alten Trauerweide, gab es ein kuschliges Eckchen, das die hellen Straßenlaternen nicht erreichten. Der Nachtwächter hatte oft beobachtet, wie junge Pärchen an dieser Stelle im Dunkel verschwanden. Jetzt nahm er hier Platz und wartete.

Gegen halb eins tauchte Chantal auf. Sie wirkte ziemlich mitgenommen. Wahrscheinlich hatte sie ein paar schwierige Kunden hinter sich, mutmaßte Charles. Vorstellen wollte er sich das lieber nicht. Schon gar nicht, seit er selbst in ihrem Liebesnest hatte einkehren dürfen. Oder müssen. Wie auch immer. Eine Weile beobachtete er sie schweigend. Dann räusperte er sich und rief nach ihr.

„Mathilde!“ Erschrocken fuhr sie herum. Der Ruf war ihm auf dem nächtlich leeren Platz eindeutig zu laut geraten.

„Wer … Charles?“ Sie sah nach rechts, nach links und erst als sicher schien, dass sie allein waren, kam sie in sein dunkles Versteck. „Sag mal spinnst du? Durch die ganze Stadt meinen Namen zu brüllen? Und was bildest du dir überhaupt ein, mir aufzulauern? Wo hast du gesteckt, die ganze Zeit? Weißt du, was ich mir für Sorgen mache? Ich bin ein seelisches Wrack, kann mich gar nich mehr auf meine Arbeit konzentrieren. Ich bin so fahrig, vergesslich und oberflächlich geworden in dieser einen Woche, dass ich Angst habe, alle meine Kunden zu verlieren. Ich dachte schon, du hättest Selbstmord gemacht, als ich von den beiden Toten und deiner Kündigung hörte. Die beiden Muckibuden-heinis, die jetzt deinen Job machen, sind zwar Arschlöcher aber wenigstens gesprächig. Was man von dir nich sagen kann!“

„Du lässt mich ja nicht zu Wort kommen.“

„Werd nich spitzfindig! Wer hat mich denn die ganze Woche ohne Nachricht gelassen? Kerl, kannste dir nich vorstellen, dass es Menschen gibt, denen du was bedeutest? Aber was reg ich mich auf. Für dich bin ich wahrscheinlich nur ‘ne billige Nutte. Gerade gut genug zum Ficken. Muss man ja nich unbedingt Rücksicht drauf nehmen, wie sich die Frau fühlen tut. Hauptsache in Selbstmitleid versinken, was? Weißt du was? Du kannst mich mal!“ Wütend drehte sie sich um. Er sprang auf, hielt sie fest.

„Mathilde.“

„Lass mich los!“

„Mathilde, bitte. Hör mir zu. … Bitte entschuldige. Ich, ich wusste nicht, ob ich dir wirklich was bedeute. Ich hatte Angst, nach dieser Nacht, überhaupt einem Menschen zu begegnen. Ich fühle mich so verdammt schuldig.“

„Schuldig? Du? Wenn hier eine Schuldgefühle haben muss, dann bin ich das. Ich, ich, ich, du Trottel!“ Sie brach in Tränen aus. „Weißt du, wie oft ich mir in den letzten Tagen Vorwürfe gemacht habe? Ich war so egoistisch. Ich wollte dich … Na gut, ich wollte dir vor allem was Gutes tun, weil du so depri warst. Aber ich habe es verdammt nochmal genossen, mit dir zusammen zu sein. Weil du ’n Freund bist. ‘N echter Freund. Und bloß wegen so einem bisschen Glück, wegen so ‘ner scheiß halben Stunde glücklich sein, mussten vielleicht zwei Menschen sterben; und du verlierst deine Arbeit ohne Abfindung und bringst dich womöglich um. Weißt du, wie ich geheult hab? Ich hatte keinen Hunger mehr, konnte nich schlafen, wollte mich bei dir entschuldigen und hab dich nirgendwo

gefunden!“ Bei jedem Wort trommelte sie mit ihren Fäusten gegen seine Brust. Ihre Tränen flossen ungehemmt. Er ließ sie trommeln und weinen, wühlte ein Taschentuch aus seinem Mantel und wischte ihr Gesicht trocken. Jedenfalls versuchte er es. Vergebene Liebesmüh. Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Als ihr Weinkrampf endlich in ein ruhigeres Schluchzen überging, presste Charles sie an sich. Ganz leise stammelte er:

„Vergib mir!“ Sie schüttelte den Kopf.

„Du musst mir vergeben.“

„Schon geschehen.“ Er hob ihren Kopf und küsste sie. Mathilde blickte ihn erstaunt an.

„Aber du müsstest mich eigentlich hassen!“

„Quatsch. Ich hab es genauso genossen, mit dir zusammen zu sein. Ich bin einfach ein Idiot. Vielleicht bin ich zu lange Einzelgänger, als dass ich mir vorstellen kann, dass jemand mich vermissen könnte.“ Er schluckte. „Übrigens, ich habe über den Mord nachgedacht. Wahrscheinlich hätte ich sowieso nichts gehört. Die Einfahrt an der Rampe ist viel zu weit weg. Und so, wie die aussahen, hatten die Opfer vermutlich gar keine Zeit, zu schreien. Der Kerl muss schnell und präzise zugeschlagen haben.“

„Ach Charles.“

„Lass gut sein, Hildchen. Es ist wie es ist. Jetzt bin ich ja wieder bei dir.“ Er zog sie auf seine Bank. Sie lehnte sich an seine Schulter. So saßen sie, schwiegen und starrten auf den leeren Bahnhofsvorplatz.

Gegen zwei, Mathilde wollte ihn gerade bitten, sie nach Hause zu bringen, rauschte der Security-Wagen heran. Charles legte einen Finger an den Mund. Er wollte die Burschen nicht unnötig auf sich aufmerksam machen. Hätte möglicherweise albern gewirkt. Als ob er sie kontrollieren wolle. Durchaus möglich, dass sie ihn schon am Abend im Straßencafé des Hotels bemerkt hatten. Interessanterweise stieg diesmal nur einer aus, um zur Pförtnerloge zu gehen. Der andere wendete den Wagen und fuhr die Straße zur Rampe hinunter. Irgendwie wurde Charles das Gefühl nicht los, dass jetzt alles viel länger dauerte, als am Abend. Das Auto kam nicht zurück. Merkwürdig.

„Kannst du erkennen, was der macht?“ Mathilde schüttelte den Kopf.

„Keine Ahnung.“

„Ich kann schlecht hingehen und hallo sagen, oder?“

„Nee, du nich. Aber ich. Soll ich?“

„Hm, irgendwie stimmt da was nicht. Und dass der Typ mit dem Wagen nicht wiederkommt, irritiert mich auch.“

„Also soll ich?“

„Von mir aus. Aber sei vorsichtig. Du siehst, was das für bullige Kerle sind. Ich schleiche derweil dem Auto hinterher. Mal gucken, was der so lange treibt.“

„Okay. Wir sehen uns dann in einer Viertelstunde wieder hier auf dieser Bank?“

„Genau.“

Als Charles zur Rampe kam, glaubte er an ein Déjà-vu. Das Tor stand offen! Er schlich hinein. Das Auto parkte am Hauptgebäude. Machten die Kollegen ihre Kontrollgänge gründlicher als gedacht? Aber wieso ließen sie dann das Tor sperrangelweit offen? Warum ging der Typ nicht von vorn zu Fuß rein sondern fuhr mit dem Wagen vor?

Charles schlich zurück. Höchste Zeit, sonst würde ihm Mathilde wieder Vorwürfe machen. Dass er sie warten ließe oder so. Auf dem Platz war von Mathilde keine Spur zu entdecken. Weder am vereinbarten Treffpunkt noch an der Pförtnerloge. Sollte unerwartet ein Freier gekommen sein? Nein. Dann hätte sie ihm wenigstens eine Nachricht hinterlassen. Er blickte zur Pförtnerloge. Der junge Mann drinnen schien sich mit etwas auf dem Boden liegendem … Moment. Charles fuhr zusammen. Wäre es möglich …? Was, wenn Mathilde? Er glaubte zwar nicht daran, dass ein Mitarbeiter seines langjährigen Arbeitgebers sich an einer wehrlosen Frau vergehen würde, andererseits war Mathilde-Chantal aber auch keine normale Frau. Oder ob das zu Mathildes Plan gehörte? Nein, er durfte es nicht darauf ankommen lassen. Er musste nachsehen gehen.

So unbeteiligt, wie sich ein Spaziergänger nachts halb drei auf einem menschenleeren Platz geben kann, bummelte Charles zur Pförtnerloge hinüber. Der Knabe drinnen bemerkte ihn schon von weitem. Er kam aus dem Häuschen, Charles zu begrüßen.

„Ach nee, was ‘ne nette Überraschung. Der Herr Kollege. Kannste nicht schlafen oder willste gucken, ob ich alles richtig mache?“

„Hallo. Ersteres. Wenn man fast drei Jahrzehnte jede Nacht draußen war, fällt der Nachtschlaf schwer. Wie läuft’s denn so?“

„Prima, alles bestens. Schön, dass du mal vorbei schaust.“ Seine Augen straften die Worte Lügen. Charles fiel auf, dass der Mann hektisch den Platz nach weiteren ungebetenen Gästen absuchte.

„Ja, dachte halt so, machst mal einen Spaziergang und sagst hallo, falls ihr gerade hier seid.“

„Soso. Na schön, willste mit reinkommen? Dir die neue Technik ansehen?“

„Na das ist doch sicher nicht gestattet, oder?“

„Aber hallo, bei einem Kollegen? Noch dazu, wo du dein ganzes Leben hier gedient hast. Komm schon!“

Die scheißfreundlichen Töne, die der Mensch anschlug, machten Charles misstrauisch. Er hatte zwar seinen Dienstrevolver abgeben müssen, die ziemlich große, stabile Stabtaschenlampe trug er allerdings aus alter Gewohnheit nach wie vor stets in der Manteltasche. Um die schlossen sich jetzt seine Finger. Charles wusste, dass er dem Kerl rein kräftemäßig unterlegen war. Am Ende konnte für ihn nur das Überraschungsmoment den Ausschlag geben.

Der Junge hielt Charles die Tür auf. Charles lehnte dankend ab.

„Nach dir Kollege, du bist hier der Hausherr.“

„Ach was, Alter vor Schönheit.“

„Unter keinen Umständen. Ich weiß, was sich gehört.“ Bei diesen Worten trat Charles einen Schritt zurück. Er merkte, wie der andere nervös wurde und wollte unbedingt außer Reichweite seiner Fäuste bleiben. Der Junge knurrte zwar. Seine Hand zuckte kurz zur Dienstpistole, dann gab er missmutig nach und schritt voran. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er überzeugt, mit dem Alten auch so fertig zu werden, wenn der erstmal in der Falle säße. Beim Eintritt gab er sich Mühe, die linke Seite mit der breiten Schreibtischplatte für Anmeldeformalitäten zu verdecken.

Charles lenkte folgerichtig seinen Blick genau zu dieser Platte und sah am Boden unter ihr, was er vermutet hatte. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, zog er seine Taschenlampe dem Kerl über den Kopf. Es krachte wie brechende Knochen. Die Schädeldecke.

Dem alten Nachtwächter war es gerade völlig egal, wie unfair es sein mochte, jemanden von hinten niederzuschlagen. Mit Fairness hatte das hier nichts zu tun. Es ging ums nackte Überleben. Der Mann schoss herum, zückte den Revolver

und blickte Charles mit glasigen Augen an. Dann brach er ohne ein Wort zusammen.

Charles zitterten zwar die Knie, doch wusste er, dass er jetzt keine Zeit hatte, Schwäche zu zeigen. Als erstes prüfte er, ob der Mann noch lebte, entwand dem Bewusstlosen die Waffe und durchsuchte ihn nach den in der Branche üblichen Kabelbindern, um ihn zu fesseln. Anschließend kümmerte er sich um die zusammengekrümmt am Boden liegende Mathilde. Der Mistkerl hatte sie mit ebensolchen Kabelbindern zu einem handlichen Päckchen verschnürt und unter den Schreibtisch geschoben. Es dauerte eine Weile, bis Charles ein Messer gefunden hatte, mit dem sich die Plastikbändchen lösen ließen. Mathildes Mund war mit festem Gaffa-Tape zugeklebt. Das abzuziehen musste dem Mädchen Schmerzen bereiten. Deswegen wollte er es sie selbst machen lassen, was ihm erneut Tadel einbrachte.

„Du hättest mir wirklich erst den Mund losmachen können, du Hirni! Ich wär fast erstickt!“

„Entschuldige. Ich wollte dir nicht weh tun.“

„Schönen Dank auch. Schwamm drüber. Gott sei Dank, dass du überhaupt gekommen bist. Ich hatte das Gefühl, der Typ meint’s ernst.“

„Was hast du denn rausgefunden? Ohne Not wird er dich nicht verschnürt haben, oder?“

„Da kannste Gift drauf nehmen. Wie ich rüber bin, hat der anscheinend gerade sämtliche Sicherungen gekappt.“

„Das geht doch gar nicht!“

„Oder den Alarm abgeschaltet oder was weiß denn ich. Jedenfalls glaub ich nich, dass der nur einfach so die Kontrollmonitore abgeschaltet hat.“

Mathilde hatte recht. Charles sah sich um. Sämtliche Sicherheitssysteme einschließlich des Alarmes, der das Gelände mit der Polizei verband, waren abgeschaltet. Irgendwie musste es der Kerl geschafft haben, die Stromkreise zu überbrücken. Jetzt fiel ihm auch ein, was er vorhin am Tor vermisst hatte: Den Alarm! Der hätte zweifellos sofort losgehen müssen, denn laut Dienstanweisung hatten Begehungen und Kontrollen durch die Security immer vom Haupteingang aus zu erfolgen. Die hinteren Tore blieben nachts geschlossen.

„Hm, dabei hast du ihn also ertappt und als er merkte, dass du was mitgekriegt hast, hat er dich gekidnappt.“

„So in etwa. Bloß wieso denn nur?“

„Tja, wieso? … Die Uhren!“

„Die zwölf Millionen Dollar Uhren?“

„Euro, meine Liebe, Euro. Das ist ein bisschen mehr.“

„Besserwisser. Und nun?“

„Ruf die Polizei an! Ich kümmer mich um das Tor, damit uns der andere nicht entwischt.“

Der andere entkam nicht. Auch ohne Alarm und Videoüberwachung war es dem Ganoven schwer genug geworden, ins Hauptgebäude einzudringen und den Tresor zu knacken. Die Polizisten erwischten ihn auf frischer Tat. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass dieser Raub lange geplant gewesen war. Die beiden Muskelmänner hatte ein Insider in den Dienst eingeschleust und detailliert instruiert. Dieser dritte Mann war der Kopf der Bande. Ein Typ aus der Uhrenbranche, der bestens über die sechs ‚Grand Complications‘ bescheid wusste und seinerseits im Auftrag von Kunden arbeitete. Von reichen Sammlern, die ihre Bestellungen in Glashütte zu spät aufgegeben hatten.

Die Aktion in der Vorwoche, die Charles den Job gekostet hatte, sollte lediglich dem Ausbaldowern der Örtlichkeiten dienen. Dass die Geldschrankknacker von den alten Leutchen am Tor überrascht worden waren, schien zunächst ein unliebsamer Zwischenfall, ein Kollateralschaden. Er entwickelte sich allerdings zum Glücksfall für die Ganoven, weil sie nach Ausscheiden des alten Nachtwächters direkt Zugriff auf die Sicherheitssysteme erhielten.

Was bleibt zu erwähnen? Charles wurde auf Drängen der Spedition von seiner Firma wieder eingestellt. Zudem erhielt er eine üppige Entschädigung für die Unannehmlichkeiten und eine Prämie wegen der Rettung der Uhren. Nachdem er in den Gebrauch der neuen Technik eingewiesen war, ging er wie eh und je seinem gewohnten Geschäft nach. Nacht für Nacht, Sommer wie Winter.

Ganz anders Mathilde. Sie gab ihr Gewerbe auf und zog bei Charles ein. Das Gericht sprach ihr Schmerzensgeld in nicht geringer Höhe zu.

Tja, und jetzt ist sie schwanger und glücklich und in Kürze heiraten die Beiden. Jedenfalls, wenn es nach Mathilde geht. Aber im Zweifel geht es sowieso immer nach ihr. Wer könnte dieser Frau widerstehen?

Sonnenblumengold

Sonnenblumengold, soweit das Auge reichte! Zeichneten sich nicht am Horizont flimmernd die Höhenzüge des Balkangebirges in satten Grüntönen ab, man hätte glauben mögen, die Welt bestünde nur aus zwei Farben. Goldgelb und Himmelblau.

Vadim würdigte das Bild, das sich ihm bot, keines Blickes. Missmutig kickte er Kiesel vor sich her. Gestern war sein letzter Schultag gewesen und heute hatte er die Sachen packen und mit Freunden zum Zelten ans Schwarze Meer fahren wollen. Nach Nessebar, wo sich um diese Zeit heiße Ladies aus halb Europa dicht bei dicht am Strand rekelten. Jede Nacht Party bis zum Abwinken. So hatte er sich den Abschied von seiner Kindheit vorgestellt. Freiheit genießen in vollen Zügen. Endlich mal richtig die Sau rauslassen. Ohne Eltern, Lehrer oder sonstige nervende Erwachsene. Der Ernst des Lebens würde Vadim mit Ausbildungsbeginn im Herbst früh genug wieder einholen. Bis dahin lag vor ihm ein unendlich langer, heißer Sommer voller Abenteuer. Hatte er geglaubt. Es kam anders.

Am Abend war sein Vater bei der Reparatur einer Erntemaschine abgerutscht. Die scharfen Messer bohrten sich tief in seinen Körper. Schwer verletzt mussten sie ihn ins Krankenhaus bringen. Das Problem: Die großen braunen Kornkissen waren so gut wie reif. Noch ein paar Tage Sonne und ihr goldgelber Blütenkranz würde ausgefallen sein. Spätestens dann mussten sie vom Feld. Pralle schwarze Körner. Garantiert beste Qualität! Vater hatte Verträge geschlossen, die eingehalten werden mussten. Sonst würde es schwer, über den Winter zu kommen. Erntehelfer waren engagiert, warteten auf das Startzeichen. Wenn es losging, wollten die angeleitet, kontrolliert und ihre Arbeitsleistung abgerechnet werden. Frauen und Männer, die auf die sommerliche Feldarbeit bei Vadims Vater angewiesen waren. Sie mussten daheim hungrige Mäuler stopfen.

Den hochwertigsten Teil der Ernte würden die Leute in der Fabrik schälen, in Tüten verpacken und exportieren. Das meiste andere ging zur Ölmühle. Einen kleinen Rest behielt Vadims Vater als Saatgut für das kommende Jahr zurück und zum Eigenbedarf für die Familie. Geröstet und gesalzen ein Hochgenuss!

Vadim blieb keine Wahl. Seine Mutter hätte die Arbeit allein unmöglich geschafft. Sie hatte schließlich noch die kleinen Geschwister, den bettlägrigen

Großvater und nun zu allem Überfluss einen Ehemann im Krankenhaus. Vadim musste nicht lange überlegen. Er sagte seinen Freunden ab. Anstatt heute also gut gelaunt mit Boris und Nikolai in Marians klapprigem Lada dem Schwarzen Meer entgegen zu schaukeln, schritt er das Feld ab, den Reifegrad der Blütenkörbe zu prüfen.

Bei der Sonnenblumenernte kam es auf den richtigen Zeitpunkt an. Die Körner mussten vollkommen reif sein, wenn sie perfekt schmecken sollten. Dann erst konnte man sie auch leicht aus ihren Schalen befreien. Ließ man sie hingegen zu lange auf ihren trocknenden Stängeln, wurden sie zur Beute für Heerscharen von Vögeln, Mäusen und anderem Getier, das nur auf das leckere Futter wartete. Beides war schlecht fürs Geschäft.

Anstatt sich den Fahrtwind um die Ohren pfeifen zu lassen und von langen Beinen an langen Stränden zu träumen, trabte Vadim deshalb in der Mittagsglut von Blüte zu Blüte. Er fühlte und schnupperte, puhlte einzelne Körner heraus, biss die Schalen auf, kostete und spuckte aus, zupfte an den goldgelben Blütenblättchen. Tausend kleine Tricks hatte ihm sein Vater in den vergangenen Jahren beigebracht, wie man den perfekten Moment für die Ernte herausfinden konnte. Daran versuchte sich Vadim nun zu erinnern.

„Du trägst jetzt die Verantwortung für den Hof!“ hatte ihm der Vater im Krankenwagen zugeflüstert, bevor ihn der Notarzt mit Blaulicht in die Stadt brachte. Scheiß Sommer, dachte Vadim. Scheiß Körner. Scheiß Erntemaschine! Sonnenblumengold, so weit das Auge reichte. Scheiß Hitze! Der Kopf schmerzte dem jungen Mann. Ihm kam der Gedanke, dass er sich Vaters alten Sonnenhut hätte aufsetzen können. Scheiß Sonne!

Er biss die Zähne zusammen und schritt den Feldrain hinauf zu den höher gelegenen Ackerstreifen. Er würde nicht kneifen, würde nicht schlapp machen. Das war er seiner Familie schuldig. Vater hatte als junger Mann in der Kolchose gearbeitet. Ein einfacher Landarbeiter. Mutter war Tippse im Büro gewesen. So hatten sie sich kennengelernt. Nach der Revolution wurde die Kolchose aufgelöst. Der frühere Parteisekretär der Agrargenossenschaft kaufte das gesamte Land. Für einen Spottpreis, wie die Leute sagten. Als erstes setzte der neue Besitzer alle auf die Straße, die ihm bisher nicht nach dem Munde geredet hatten und nicht unbedingt in der neuen Betriebsgesellschaft benötigt wurden.

Vadims Eltern gehörten dazu. Von einen Tag auf den anderen waren sie arbeitslos.

Mühsam schlugen sie sich einige Jahre als Tagelöhne durch, lebten vom knappen Arbeitslosengeld und der Rente des Großvaters. Allerdings lebten sie so sparsam und waren so fleißig, dass es ihnen dennoch gelang, einige Lewa zurückzulegen.

Der alte Parteisekretär der Kommunistischen Partei Bulgariens führte sich derweil auf, wie in früheren Jahrhunderten die adligen Großgrundbesitzer. Egoistisch und skrupellos beherrschte er die Dorfgemeinschaft. Seine Produkte verkaufte er teuer über Kontakte ehemaliger Genossen in den Westen. Seinen Landarbeitern zahlte er Hungerlöhne. Er behandelte sie wie Dreck. Vadims Vater sagte immer:

„Der wollte uns zeigen, dass alles stimmt, was er uns früher im Parteilehrjahr erzählt hat. Dass die Kapitalisten böse und skrupellos sind. Jetzt, wo er selber einer war, hat er uns das vorgeführt, der Hund."

Vadim kannte den Mann kaum. Er war damals noch zu klein. Er wusste nur, irgendwann musste dieser neue Herr im Dorf übertrieben haben. Er hatte seine alte Frau vom Hof gejagt und sich eine neue genommen. Ein Mädchen namens Marina. Die sei nicht ganz freiwillig zu ihm gekommen, hieß es. Ihre Familie sei bei ihm hochverschuldet gewesen. Mutter erzählte, der Kerl habe Marina behandelt, wie kein Mensch einen Straßenköter behandeln würde. Und wenn er sie wieder einmal grün und blau geschlagen hatte, saß sie manchmal bei Vadims Eltern in der Küche. Mutter verstand es, anderen zuzuhören und zu trösten.

Wie gesagt, Vadim kannte diese Geschichten nur vom Hörensagen. Er war damals kaum aus den Windeln raus. Angeblich hatte Marina ihn geliebt. Er hätte gern mit ihr gespielt, meinte Mutter. Manchmal habe sie auf ihn achtgegeben, wenn die Eltern Besorgungen zu erledigen hatten.

Vadim erinnerte sich an nichts. Aber er wusste, dass diese Marina eines Tages nicht mehr kam. Der Parteisekretär musste ins Gefängnis. Sein Land wurde versteigert. Damals beschlossen die Eltern, ihr gesamtes Angespartes einzusetzen, einen Kredit aufzunehmen und mitzubieten. Sie hatten Erfolg und bauten im Laufe der Jahre ihren erfolgreichen kleinen Familienbetrieb auf.

Das weite Sonnenblumenfeld war die persönliche Unabhängigkeitserklärung seines Vaters, das wusste Vadim. In diesem Stück Land steckte alles, was seinen

Eltern lieb und teuer war. Ihr gesamter Ehrgeiz, ihre Hoffnung. Aufgebaut aus eigener Kraft! Dieses Feld war es, das auch ihm seinen kleinen bescheidenen Wohlstand bescherte. Und es konnte seine Zukunft werden. Die wollte er nicht für einen sicher wünschenswerten Urlaub aufs Spiel setzen. Wenn nur die Mittagssonne nicht so unerbittlich heiß gebrannt hätte! Vadim stöhnte. Einen weiteren Schritt quälte er sich den Hang hinauf. Und noch einen.

Stand da ein Wasserkrug auf der Erde? Wer hatte den denn hier vergessen? Ob da noch etwas …? Weiter kam er nicht. Ihm wurde schwindlig. Er stolperte. Der Versuch, sich an einem der kräftigen Stängel festzuhalten, misslang. Er schlug der Länge lang hin.

Es dauerte eine Weile, bis der Junge sich in seiner neuen Lage zurechtfand. Alles drehte sich. Das gleißend helle Sonnenlicht blendete ihn. Lag er auf dem Rücken oder schwebte er durch die Luft? Er spürte seine Glieder kaum. Alles war so leicht, so luftig um ihn her. Tausend goldgelbbraune Sonnenköpfe tanzten. Mittendrin einer, der anders aussah. Statt der Blütenblätter trug er sonnengoldschimmerndes Haar. In zarten Löckchen umschmeichelte es volle Wangen, rote Lippen und freundliche, große, himmelblaue Augen.

Dieser Kopf rief seinen Namen und spritzte ihm angenehm kühles Wasser ins Gesicht. Das tat gut. Vadim schwanden die Sinne erneut. Als er die Augen das nächste Mal öffnete, war das freundliche Gesicht ganz nah an seinem. Er roch einen süßen, unbekannten und doch irgendwie vertrauten Duft. Die zugehörigen Lippen spürte er auf seinen. Vadim rang nach Luft. Er bekam sie. Der fremde Mund presste sich fest an ihn und pumpte seinen Körper auf, bis sich der Brustkorb wieder von allein dehnte und der Junge vollends zu sich kam.

„Na endlich!“ meinte eine sanfte Stimme, die zu den roten Lippen gehören musste. Es war vermutlich die gleiche, die zuvor seinen Namen gerufen hatte. „Ich dachte schon, du stirbst, mein lieber Vadim.“ Der Junge grübelte, woher ihm diese Stimme, diese Augen, dieser Duft bekannt vorkamen. Es fiel ihm nicht ein.

Neugierig betrachtete er die junge Frau. Ihr Gesicht schwebte dicht über ihm. Es war wunderschön. Vadims Blick glitt über ihren Körper. Jedenfalls soweit ihm das in seiner Lage möglich war. Sie mochte nicht viel älter sein als er selbst. Ihr buntes Sommerkleid erlaubte Einblicke auf lockende, feste Rundungen.

Das Mädchen hatte braungebrannte Arme und Beine und eine weiche Haut. Die spürte er, als ihre Finger sein Gesicht streichelten und es erneut mit Wasser betupften.

„Du machst mir ja Sachen, mein Lieber!“ fuhr die Stimme fort. „Was treibst du um die Zeit hier draußen auf dem Feld?“ Vadim fiel die Antwort schwer. Dick angeschwollen und bräsig lag die Zunge in seinem trockenen Mund.

„Ich muss nach den Pflanzen sehen. … Vater liegt im Krankenhaus. … Bekomme ich einen Schluck Wasser? Bitte?“ Sie half ihm, sich aufzurichten und reichte ihm den Krug.

„Aber das macht man doch nicht in der Mittagshitze. Und schon gar nicht ohne Hut auf dem Kopf.“

„Ob Sie‘s glauben oder nicht: Das ist mir auch gerade aufgegangen“, knurrte Vadim, nachdem er getrunken hatte. Er fühlte sich gleich viel besser.

„Entschuldige bitte, ich wollte dich nicht belehren.“

„Schon gut. Sie können ja nichts für meine Dummheit. Was hat Sie eigentlich zu mir aufs Feld verschlagen? Und“, fügte Vadim nach kurzem Zögern hinzu, „woher kennen Sie mich überhaupt?“ Die junge Frau lächelte.

„Das sind eine Menge Fragen. Sie alle zu beantworten, wäre eine zu lange Geschichte. Sieh es mal so. Das Schicksal hat uns zusammengeführt. Ich bin für dich da, wann immer du mich brauchst.“

Ihre blauen Augen ließen in Vadim erneut Schwindelgefühle aufkommen. Und dieses schimmernde Haar! Er konnte nicht anders. Er musste die Hand heben und seine Finger durch die weichen blonden Locken der Frau gleiten lassen. Sie schien nichts gegen seine Zärtlichkeit einzuwenden zu haben. Fast als hätte sie nur darauf gewartet, legt sie ihre Wange in seine Hand und schloss die Augen.

„Das hast du früher schon gern gemacht“, sagte sie, „und ich habe es immer genossen.“

Vadim hörte die Worte und hörte sie nicht. Fragen keimten in ihm auf. Er verdrängte sie. Es schien ihm nicht der richtige Zeitpunkt für große Debatten. Er sog den Duft ein, diesen seltsam vertrauten, und hatte plötzlich nur noch einen Gedanken. Er musste diese Frau, dieses Mädchen in den Arm nehmen. Sie ließ es geschehen.

Er spürte ihre Wärme, streichelte ihren Körper. Sie streifte ihm sein Shirt über den Kopf, um sich fester an ihn schmiegen zu können. Ihm kam das alles so vernünftig und normal vor, alles wäre es so schon hundertmal passiert.

Er knöpfte ihr Sommerkleidchen auf. Sie half ihm dabei und führte seine Hand an Stellen ihrer Haut, die zu berühren er allein nie gewagt hätte. An ihre Brust gepresst, hörte Vadim ihren Herzschlag. Er küsste sie und vergrub seinen Kopf in ihre Haare. Sie wogten im Sommerwind. Sonnenblumengold, soweit das Auge reicht, dachte Vadim.

Glücklich erschöpft lagen sie später nebeneinander. Endlich wagte Vadim wieder zu sprechen:

„Wirst du bei mir bleiben?“

„Ich bin immer bei dir.“

„Wie das?“

„Frag nicht. Du bist der Geliebte, den ich nie haben durfte. Ich werde auf deine Kinder achtgeben, wie ich auf dich achtgegeben habe, bis du nun ein Mann geworden bist. Ich hab es versprochen. Ich versprech es wieder.“ Vadim war verwirrt.

„Wie heißt du?“ Keine Antwort. „Bitte, sag mir, wer bist du?“ Vadim tastete nach ihrer Hand. Er griff ins Leere. Er drehte sich zu ihr um, das Mädchen war nicht mehr da. Erschrocken sprang der Junge auf, blickte sich um. Aber so weit sein Auge reichte, wogte nur Sonnenblumengold. Und über ihm wölbte sich das unendliche Blau des Himmels. Ihm schwindelte.

„Vadim! Vadim, komm zu dir!“ Unter starken Kopfschmerzen öffnete der Junge seine Augen. Seine Mutter legte ihm eine neue kalte Kompresse auf die Stirn. „Na endlich. Wenn du nicht bald zu dir gekommen wärst, hätten wir den Arzt rufen müssen.“ Die Kompresse tat gut. Vadim versuchte, den Kopf ein wenig zu drehen, um sich zu orientieren. Das helle Sonnenlicht blendete. Es funkelte durch die Ritzen der Fensterläden. Die Sonne musste bereits tief stehen, um so ins Zimmer zu blitzen. Vadim lag in seinem Bett. Wie lange schon?

„Wo …, wo ist sie?“ flüsterte er.

„Wer?“

„Das Mädchen. Die Frau, die mich gefunden hat, die mir Wasser gegeben hat? Hat sie mich hergebracht?“

„Zwei von unseren Tagelöhnern haben dich gefunden. Weil oben über der Stelle Raubvögel kreisten, sind sie aufmerksam geworden. Ich hatte sie gebeten, nach dir zu suchen, als du nicht nach Hause kamst. Ich konnte nicht weg hier. Großvater geht es wieder schlechter."

„Aber da war jemand. Ich hab mit ihr gesprochen und … "

„Das hast du geträumt. Du warst ohnmächtig. Die Männer sagten, sie fanden dich mit deinem nassen Shirt überm Kopf. Allein. Der leere Wasserkrug lag neben dir. Wahrscheinlich hast du das mit dem Shirt gerade noch geschafft, bevor du dein Bewusstsein verloren hast. Wenn du das nicht gemacht hättest, hättest du womöglich nicht überlebt."

„Das war ich nicht. Sie hat mir das Shirt über den Kopf gezogen. Ganz sicher."

„Hm." Die Mutter runzelte die Stirn. „Wer sollte das gewesen sein? Eine Frau aus dem Dorf?"

„Nein. Ich hab sie nie zuvor gesehen. Sie kannte aber mich. Sie hat mir das Leben gerettet. Mund zu Mund Beatmung und so."

„Wie sah sie denn aus?"

„Blonde Locken hatte sie. Und die Augen, sowas hab ich noch nicht gesehen! Die waren ganz himmelblau. Sie war wunderschön. Höchstens Anfang zwanzig." Vadims Mutter wurde aschfahl.

„Hat sie, hat diese Frau sonst etwas gesagt?"

„Na ja, ich bin mit der Hand durch ihr Haar gefahren. Ich konnte einfach nicht anders. Und da hat sie gemeint, das hätt ich früher auch immer gemacht. Und …" Vadim stockte. Es war ihm peinlich. Aber er musste seiner Mutter einfach alles erzählen, woran er sich erinnerte. Die Erlebnisse waren zu aufwühlend gewesen. Gut. Fast alles. Alles musste sie nicht wissen. „Sie hat gesagt, ich wär der Geliebte, den sie nie hat haben dürfen. Und sie hätt versprochen, auf mich achtzugeben, bis ich ein Mann geworden wäre. Darüber hab ich mich am meisten gewundert. Wo ich sie doch gar nicht kenne."

Vadims Mutter setzte sich. Sie starrte an ihrem Sohn vorbei, als suchten ihre Augen ein fernes Ziel. Dann begann sie langsam, fast tonlos, zu sprechen.

„Ja, das hast du früher wirklich immer gemacht, mit deinen kleinen Fingerchen ihre blonden Locken gestreichelt. Wenn sie mir half, dich zum Baden fertig zu machen. Oder hinterher, wenn sie dich abtrocknete. Sie kam oft. So oft es ihr möglich war. Da hast du immer mit ihren Haaren gespielt, und sie hat sich

angeschmiegt an dich. War damals kaum älter als du heute, das Mädchen. Und das waren tatsächlich die letzten Worte, die ich je von ihr gehört habe. Vadim, hat sie gesagt, ist mein Kind. Und er ist der Geliebte, den ich nie haben durfte. Ich werde gut auf ihn achtgeben und bei ihm sein, bis ein richtiger Mann aus ihm geworden ist. Ich versprech‘s! So hat sie das gesagt. Genau so.“

„Ja, aber wer denn? Wer ist sie?“

„Wenn ich die Männer vorhin richtig verstanden habe, dann hast du ungefähr an der gleichen Stelle gelegen, wo dieser Hund sie erschlagen hat. Dieses Schwein von einem Ehemann. Dort, wo du wahrscheinlich zusammengebrochen bist, fand die Polizei damals ihre Leiche. Der Mistkerl hatte sie einfach im Acker verscharrt, in der Hoffnung, dass man sie dort nie finden würde.

Ihre Augen waren blau, so unglaublich blau wie der Himmel. Und ihre Locken …“, Vadims Mutter schluckte. Sie rang nach Worten. „Wenn sie durchs Dorf lief und der Wind spielte mit ihren Haaren … Man konnte gar nicht genug hinsehen, so schön war sie. Marina. Dein Vater sagte immer:

‚Schau dir Marina an! Sonnenblumengold, soweit das Auge reicht!‘“

Santa Barbara
oder
Die Unternehmungen des Professor Cunningham

Kapitel 1 - Ankunft am Pazifik

LA. Landeanflug. Ein Gong. Das Symbol zum Anschnallen leuchtete auf. Interessiert blinzelte Mc Allister nach draußen. Die Abendsonne blendete. Silbrig glitzernd grüßten vom Horizont die Wellen des Ozeans herüber. Des großen, stillen, pazifischen Meeres.

Davor das andere Meer. Der schier unendlich sich nach Nord und Süd dehnende Ozean flacher grauer Dächer. Fabrikanlagen, Lagerhallen, Supermärkte. Dazwischen Parkplätze, Parkplätze, Parkplätze. Dann wieder rechtwinklige, palmenbestandene Alleen. Gesäumt von Parzellen unterschiedlicher Größe. Häuser, Villen, Schulen, Baseballstadien. Und mitten drin wie von mutwilliger Kinderhand in das Wirrwarr hinein gestapelt, die unvermeidlichen Wolkenkratzer. Kathedralen vermeintlichen Fortschritts aus Glas und Beton. Sie durften keiner größeren Stadt in den Staaten fehlen.

Mc Allister lehnte sich grinsend in seinem gemütlichen First Class Sessel zurück. Da hatten sie wohl etwas zu kompensieren, diese Amis. Fette Pickups, hohe Häuser, gigantische Autobahnkreuze … Alles irgendwie überproportioniert, fand er.

Die Boing neigte sich zur Seite. Statt der Weiten des Pazifik rückten schneebedeckte Gipfel in sein Gesichtsfeld. Eis und Palmen. So nah beieinander. Die Maschine setzte zur Landung an. Endlich.

Dr. Brian Mc Allister betrachtete es als ausgesprochenen Glücksfall, zu diesem Kongress nach Kalifornien eingeladen worden zu sein. Er war sich natürlich bewusst, daheim in Edinburgh als Kapazität in Fragen der Kieferchirurgie zu gelten. Allein, dass sein Ruf sogar bis ins ferne Santa Barbara gedrungen war, erstaunte ihn schon ein wenig … und schmeichelte ihm natürlich ungemein. Ein früherer Landsmann, der nach eigener Aussage seit Jahren in Kalifornien lebte, hatte die Sache eingefädelt. Ein gewisser Charles Mc Fadden. Genannt Charly. Seines Zeichens Veranstaltungsmanager und Koordinator der bevorstehenden

Fachtagung. Angeblich kannte der Mann ihn von verschiedenen Kongressen und diversen Publikationen. Er hatte über Facebook Kontakt zu ihm aufgenommen.

Mc Allister konnte sich zwar nicht erinnern, je von einem Charly Mc Fadden gehört zu haben, aber was tat das schon zur Sache? Die Gelegenheit, vor der versammelten Meute Hollywood gestählter Dentisten und Schönheitsfarmer über schottische Methoden der Zahnheilkunde und Kieferorthopädie referieren zu dürfen, eröffnete völlig neue Perspektiven.

Vielleicht sollte er sie nutzen, sich ganz und gar hier im Westen anzusiedeln, um künftig die makellosen Gebisse von Catherine Zeta Jones oder Angelina Jolie in Pflege zu nehmen?

Beim Gedanken an die Traumfrauen, die er bislang nur von der Leinwand kannte, schloss der Arzt seine Augen. Es war wie im Film. Er sah verführerisch aufgespritzte Botox-Lippen, blitzend weiß gebleichte Zähne, perfekt in Reih und Glied gerichtet, auf seinem Behandlungssessel, unter seinen einfühlsamen Händen. Und er sah seine Hände, die dazugehörige Rechnungen in astronomischer Höhe ausfertigten.

Ein heftiges Rütteln und Schütteln holte den schottischen Dentalakrobaten auf den Boden der Tatsachen zurück. Sie waren gelandet.

Draußen, vor der Halle mit dem Gepäckband, reihten sich Taxen und Busse. Trauben schwitzender Menschen schoben sich hinein und heraus. Trotz des Gewusels schienen die meisten Leute irgendwie entspannter als daheim in Schottland. Eben Kalifornien.

Suchend sah sich Dr. Mc Allister um. Er zerrte die zerknitterte Mail aus seiner Jackentasche, um sich zu vergewissern. Die Ankunftszeit und das Terminal stimmten. Folglich müsste in Kürze ziemlich genau an dieser Stelle jemand aufkreuzen, um ihn einzusammeln.

„Professor Cunningham, Señor?“

„Bitte?“ Erschrocken drehte sich Mc Allister um. Der Mann, der ihn angesprochen hatte, war einen Kopf kleiner. Dunkler Typ. Mexikaner vermutlich.

„Äh nein, nein. Sie verwechseln mich.“

„Sí. Sie Professor Cunningham, Señor. Sie nach Santa Barbara.“ Die Hartnäckigkeit des Mexikaners amüsierte den Schotten.

„Sie irren sich. Santa Barbara ja, Professor Cunningham nein. Mein Name ist Mc Allister. Dr. Mc Allister. Guten Abend, mein Herr.“ Er wandte sich ab. Doch der andere gab nicht auf.

„Wenn Sie Mc Allister, Señor, dann Sie Professor Cunningham!“ sagte er bestimmt und griff, noch ehe Mc Allister protestieren konnte, nach dessen Koffer.

„He, warten Sie. Was soll denn das? Geben Sie mir sofort meinen Koffer zurück. Ich bin nicht Ihr Professor. Kapieren Sie nicht?“ Ein Verdacht keimte in ihm auf. Sollte es sich um die besonders raffinierte Variante eines Raubüberfalls handeln? Tolldreist mitten unter diesen unzähligen Fluggästen? Schlagartig wurde ihm bewusst, dass es ihn ja quasi in den wilden Westen verschlagen hatte, unter unzivilisierte Halbwilde. Denen fehlten logischerweise ein paar hundert Jahre britischen Understatements.

„Hören Sie, wenn Sie nicht umgehend stehen bleiben und mir meinen Koffer wiedergeben, alarmiere ich die Polizei.“ Einige Passanten wandten sich neugierig nach dem merkwürdigen Paar um. Der Mexikaner scherte sich weder um sie noch um Mc Allisters Gezeter. Ungerührt packte er den Koffer des Schotten in den bereitstehenden Wagen.

„Sie Dr. Mc Allister, Sie also Professor Cunningham, Señor. Sie wollen nach Santa Barbara. Ich Ihr Fahrer. Señor Charly mich schicken.“

„Charly? Mr. Charly Mc Fadden?“

„Sí. Charly Mc Fadden. Ich seien Marty, Señor.“ Marty? Mc Allister zerrte seinen Zettel erneut aus der Tasche. Tatsächlich. Der Mann der ihn abholen sollte, hieß Marty. So stand es jedenfalls in der Nachricht von diesem Mc Fadden. Verwirrt stieg der Chirurg ins Auto.

Der Wagen ließ nichts zu wünschen übrig. Ein ziemlich neues Modell einer ziemlich noblen Marke. Getönte Scheiben, weiches Leder, in der Minibar gekühlte Drinks. Das roch nach Geld. Das roch nach Hollywood. Das entsprach seinen Erwartungen. Langsam wurde er ruhiger. Vielleicht hatten ihm seine vom langen Flug strapazierten Nerven einen Streich gespielt und er hatte irgendetwas an der verworrenen Rede des Mexikaners falsch verstanden. Ihm schien eine Erklärung nötig.

„Ähm, sorry. Tut mir leid. Also ich wollte Sie nicht brüskieren, Marty. Nur die Geschichte mit diesem … Professor. Das hat mich irgendwie irritiert.“

„No Problemo, Señor. Alles gut. You‘re welcome.” Eine Weile schwiegen sie sich an. Marty bugsierte sein Gefährt gekonnt durch ein unübersichtliches Gewirr stark frequentierter Straßen bis sie schließlich auf einen nach Norden führenden vielspurigen Highway einbogen.

„Santa Monica Boulevard“, erläuterte der Fahrer.

„Aha.“

„Sind neu in Los Angeles, Señor?“

„Ja. Ist mein erster Besuch in Kalifornien.“

„Schönes Land. Leute nennen es ‚Golden State‘.“ Obwohl es langsam dunkelte, leuchteten die reifen, golden schimmernden Apfelsinen und Zitronen von den Bäumen und Sträuchern der gepflegten Vorgärten und Plantagen zu ihnen herüber. Die in Edinburgher Blumenläden sündhaft teuren Strelitzien wucherten überall am Straßenrand. Mc Allister bewunderte fasziniert die vorbeiziehende Landschaft.

Später wurden die Häuser spärlicher, blieben schließlich ganz aus. Marty hatte den Highway verlassen. Um diese späte Stunde sei die alte Route 101 nach Norden fast leer und einfach viel angenehmer zu fahren, erklärt er. Zeitweilig führte die Straße direkt an der Küste entlang. Vom Landesinneren rückten Felsen und schroff ansteigende Hänge näher. Surfer-Kneipen säumten ihren Weg. Auf den Bahngleisen der parallel verlaufenden Amtrak Route donnerten zuweilen diese typisch hohen amerikanischen Doppelstock- und Güterzüge vorbei.

Nach einer guten Stunde öffnete sich die Landschaft. Die Berge zur Rechten wichen zurück und gaben den Blick auf ein fantastisches Lichtermeer frei. Nicht so gleißend hell wie LA. Eher weit gestreut mit weichem, warmem Schein. Das romantische Candle-Light-Dinner eines Riesen. Aufgereiht von der Bucht beginnend, wo sich die Laternen der Seebrücke im Wasser spiegelten, bis weit hinauf in die Höhen des nahen Santa Anna Gebirges, schwerelos im Dunkel schwebend wie Sterne.

„Santa Babs“, meinte Marty.

„Bitte?“

„SB. Santa Barbara. Wir gleich da.“

„Aha.“ Der Doktor hatte sich natürlich zu Hause umfassend informiert. Insofern wusste er die Wahl des Ortes zu schätzen. Das verhältnismäßig kleine Städtchen beherbergte eine ziemlich gut gehende Universität sowie mehrere

Schulen und Weiterbildungseinrichtungen. Seiner schönen Lage an der Bucht und des guten Klimas wegen hatten sich in den Bergen rund um das Stadtzentrum etliche Hollywoodstars angesiedelt. Dazu Manager großer Unternehmen, staatliche Institutionen, Naturschutzbehörden, wohltätige Stiftungen und andere mehr. Die zahlungskräftige Kundschaft brachte es mit sich, dass sich mehrere Kinos und Theater im Ort hielten, Museen, dazu unzählige Kneipen und Boutiquen.

Enttäuscht stellte der Doktor fest, dass sein Chauffeur eine schmale, eng gewundene Straße hinauf in die Berge wählte. Insgeheim hatte er gehofft, in einem der schmucken Hotels nahe dem Wasser untergebracht zu sein. Er liebte das Meer und wollte in den Kongresspausen unbedingt im Pazifik baden.

Der Wagen bog in eine von gepflegten Hecken eingefasste Allee, die geradewegs auf ein großes schmiedeeisernes Tor zu führte. Dahinter ein hell erleuchtetes Haus.

Wobei, was hieß Haus? Je näher sie ihrem Ziel kamen, desto deutlicher waren die Umrisse eines regelrechten Palastes auszumachen. Wie von Geisterhand schob sich das Tor zur Seite und gab den Weg in einen großzügigen Park frei. Ein Wachmann nahm Haltung an und salutierte, als sie an ihm vorüber rollten. Mc Allister war sprachlos. Das alles war viel mehr, als er erwartet hatte. Unglaublich. Ein Traum.

Der Wagen stoppte. Marty sprang heraus, rannte um das Auto, riss die Tür auf und salutierte ebenfalls. Draußen standen aufgereiht mehrere Frauen und Kinder.

„Meine Frau und meine Kinder heißen herzlich willkommen, Professor. Schön, dass endlich wieder zu Hause“, posaunte der Chauffeur. Im Angesicht der Kinder wagte der Arzt nicht, ihrem Vater zu widersprechen. Irgendwie würde sich die Sache mit dem Professor schon klären. Ein kleiner Junge von vielleicht vier Jahren löste sich aus der Reihe und trat mit einem Blumenstrauß auf Mc Allister zu.

„Buenos tardes, Señor Professor. Willkommen daheim.“ Dabei musterte er ihn neugierig. Auch seine Geschwister schienen ihn eher erstaunt als erwartungsfroh zu betrachten. Einige von ihnen sogar ein bisschen ängstlich.

Als er sich von Martys Frau ins Haus führen ließ, drängte sich das älteste der Mädchen, sie mochte 16 oder 17 sein, kurz an seine Seite und flüsterte:

„Die Beautyfarm scheint Ihnen gut bekommen zu sein. Wenn Pa nicht gesagt hätte, dass Sie es sind, könnte ich es kaum glauben. Sie sehen zehn Jahre jünger aus! Ehrlich.“ Sie zwinkerte ihm zu und verschwand in der Dunkelheit.

Brian Mc Allister blieb keine Zeit, sich vom Schock zu erholen. Kaum im hellerleuchteten Empfangssaal der Villa angekommen, schritt eine elegante Dame unbestimmbaren Alters hoheitsvoll auf den Doktor zu. Marty und seine Familie zogen sich zurück.

Die Dame staunte nicht. Sie wirkte sehr selbstsicher. Mit geschäftsmäßig leicht unterkühltem Lächeln ergriff sie seine Hand.

„Hallo. Schön, dass Sie wieder da sind, Professor Cunnigham. Wir alle haben sehnsüchtig auf Ihr Eintreffen gewartet. Ich bin Ihre Privatsekretärin Nora Paulsen. Nennen Sie mich einfach Nora. … Aber das wissen Sie natürlich. Wie dumm von mir. Verzeihen Sie bitte. … Ich soll Sie recht herzlich von Charly Mc Fadden grüßen. Er kann heute Abend leider nicht persönlich kommen. Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich deshalb bitte vertrauensvoll an mich. Ich werde mich bemühen, Ihnen nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten. Marianna, Martys Frau, hat Ihnen Ihr Schlafzimmer im Obergeschoss gerichtet. Dort finden Sie auch einen kleinen Imbiss für die Nacht und verschiedene Getränke. Fühlen Sie sich ganz zu Hause. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.“

„Moment!“ Mc Allister war fest entschlossen, sich keinen Millimeter von der Stelle zu rühren, bis nicht vollständig geklärt war, welches Spiel man hier mit ihm spielte. „Ich bin nicht Professor Cunningham. Mein Name ist Mc Allister. Dr. Brian Mc Allister aus Edinburgh. Ich bin hier nicht zu Hause sondern will lediglich einen Kongress besuchen. Was soll dieses ganze Theater und Gelaber von wegen Beautyfarm?“

„Ach?“ Nora zog die Augenbrauen hoch. „Das mit der Beautyfarm ist auch schon bis zu Ihnen durchgedrungen? Gerüchte scheinen sich in diesem Hause schneller auszubreiten als in Ihrer Firma, Mr. Cunningham.“

„Ich bin nicht …“

„Ja, ja. Schon gut. Ich glaube, ich bin Ihnen wirklich eine Erklärung schuldig.“

„Das will ich meinen.“

„Aber nicht hier. Die Wände haben Ohren. Wie wäre es in der Bibliothek? Wir haben da einen ziemlich guten alten Whisky. Genau das Richtige, nach all der Aufregung.“

„Bourbon?“

„Scotch.“

„Blendet?“

„Single.“

„Gut. Aber bloß nicht on the rocks!“

„Um Gottes Willen, kein Eis!“ meinte sie lachend. „Es ist ein wirklich guter Single Malt!“ Eine charmante, gebildete Lady mit Stil! Er war erleichtert. Zum ersten Mal seit der Begegnung mit Marty hatte der Schotte das Gefühl, die Reise könnte ein gutes Ende nehmen.

Der erste Schluck fühlte sich in Mc Allisters Kehle an wie der berühmte Regentropfen nach langer Trockenzeit in der Savanne. Der zweite weckte seine Lebensgeister und den schottischen Kampfeswillen. Gut, sollte sie kommen. Er war auf einiges gefasst. Er würde sich nicht übertölpeln lassen. Mit einem Krieger aus dem uralten Clan der Mc Allisters konnten sie so nicht umgehen. Herausfordernd blickte er der Dame in die Augen. Und tatsächlich, sie hielt ihm nicht stand, wandte den Kopf zur Seite. Offenbar suchte sie nach den richtigen Worten. Er wurde ungeduldig.

„Nun? Raus mit der Sprache.“

„Also, die Sache ist die. Nach Ihrem Sturz auf der Treppe, als klar wurde, dass sie mit Ihrem Schädel-Hirn-Trauma nicht so wie bisher weiterleben konnten und sich zunächst einer Therapie unterziehen mussten, haben wir den Kindern erzählt, Sie wären auf einer Beautyfarm, um sich das zertrümmerte Gesicht wieder richten zu lassen. Das schien uns harmloser als ihnen zu erklären, dass ihr geliebter Señor Professor an einer Bewusstseinsstörung leidet. Ich gebe zu, gehofft zu haben, dass es den Ärzten gelingen würde, Sie vollständig herzustellen. Allerdings sagten die mir bereits am Telefon, dass es schwer würde.

Kommt Ihnen denn nicht wenigstens Ihr guter alter Whisky irgendwie bekannt vor?“ Die Sekretärin sah ihn mit bekümmerter Miene an. Mc Allister kam sich vor, als säße er im falschen Film. Entgeistert blickte er die Frau an. Wollte die ihn für blöd verkaufen? Worum zum Teufel ging es hier? Er stürzte den Rest Whisky runter, knallte das Glas auf den Tisch und sprang auf.

„Natürlich kenne ich den Whisky.“

„Wie schön.“

„Aber nicht, weil ich Cunningham bin, sondern weil ich den zu Hause in Edinburgh auch manchmal trinke!“

„Ja, aber zuerst haben Sie ihn hier getrunken.“

„Bitte?“

„Beruhigen Sie sich. Wir haben erfahren, dass Sie aus der Nervenklinik geflohen, dass Sie zurück ins Land Ihrer Kindheit gereist sind. Wir wissen, dass Sie sich dort als Zahnarzt ausgegeben …“

„Ausgegeben? Sind Sie verrückt? Ich bin von Mr. Charles Mc Fadden als Kapazität …“

„Wir baten den guten Charly, zu diesem kleinen Trick zu greifen, um Sie nicht gewaltsam von der Polizei holen lassen zu müssen. Wissen Sie, was das für Schlagzeilen gegeben hätte? ‚Der große Professor Cunningham wird geistig umnachtet in Handschellen und Zwangsjacke zurück in die USA überführt!‘ Können Sie sich vorstellen, wie negativ sich das auf Ihre Geschäfte ausgewirkt hätte?“

„Welche Geschäfte?“

„Professor Cunningham! Ich bitte Sie! Machen Sie einen Punkt. Sie können doch nicht verdrängt haben, dass Sie einer der wichtigsten Männer in Silicon Valley sind. Und nicht nur dort. Die Cunningham-Werke LA im Süden sind ein kalifornisches Vorzeigeunternehmen. Sie verstehen es wie kein Zweiter, mit Ihren Innovationen die Japaner, Koreaner und Chinesen auf Distanz zu halten. Herr Professor! Behaupten Sie nicht, dass Ihnen das alles nichts sagt! … Moment.“

Ihr war anscheinend eine Idee gekommen. Sie erhob sich, trat zu einem der hohen Regale, zog eine ziemliche Schwarte heraus. Mit der kehrte sie zum Tisch zurück und drückte sie dem verdatterten Arzt in die Hand.

„Hier. Lesen Sie selbst.“

„Die Unternehmungen des Steven Cunningham“ stand da in fetten Lettern. „Vom schottischen Waisenkind zum Multimilliardär in Silicon Valley“. Darunter das Foto eines Mannes. Brian Mc Allister war es, als blicke er in einen Spiegel. Beinahe jedenfalls. Das Buch war nicht mehr ganz neu und der Mann um einiges älter.

Jetzt war er wirklich sprachlos. Ungefragt goss Nora nach. Er kippte das Glas in einem Zug. Sie goss nach. Er kippte. Das Ganze wiederholte sich einige Male.

„Aber, … aber das kann nicht sein!“ lallte er schließlich. „Das kann nicht sein. Ich bin nicht wahnsinnig, … Oder?“ Keine Reaktion. Er griff sich an die Brusttasche. „Hier. Ich kann es beweisen. Mein britischer Pass. Sehen Sie?“ Nora nahm das dunkelblaue Büchlein und blätterte interessiert darin.

„Ja.“ Sie nickte. „Verdammt gute Fälschung. Hat uns viel Geld gekostet. Der Pass musste ja alle Kontrollen möglichst unverdächtig überstehen. Edinburgh, London, Dallas, Los Angeles. Mit Ihrem eigenen Pass konnten wir Sie beim besten Willen nicht reisen lassen. Sie bestanden … nein … Sie bestehen ja bis zum Moment darauf, dieser Brian Mc Allister zu sein.“

„Ich bin aber wirklich dieser Brian Mc Allister!“ Es sollte entschieden klingen, kam aber eher wie ein verzweifeltes Schluchzen heraus. Nora lächelte nachsichtig.

„Passen Sie auf. Ich bringe Sie erstmal auf Ihr Zimmer. Sie schlafen sich aus und morgen sehen wir weiter. Okay?“ Mc Allister schneuzte sich.

„Krieg ich noch einen?“

„Aber klar. Das ist dann aber der letzte, ja?“

„Ja.“

Kapitel 2 - Im goldenen Käfig

Es klopfte. Brian Mc Allister drehte sich stöhnend auf die andere Seite. Es klopfte wieder. Müde hob er ein Augenlied. Die grelle Morgensonne blendete schmerzend. Er kniff das Auge zu und drehte sich zurück. Sein Schädel brummte. Meine Güte, dachte er. Hab ich schlecht geschlafen. Solche Albträume wünschst du deinem ärgsten Feind nicht. Es klopfte zum dritten Mal.

„Jaaa." Die Tür quietschte und eine ihm irgendwie bekannte Männerstimme sprach:

„Buenos días, Professor Cunnigham, Señor. Ich soll Ihnen von Frau bestellen, Ihr Frühstück seien im Salon." Kein Albtraum. Schlagartig war der Doktor hellwach. Er richtete sich auf. Aua! Jeder Knochen tat ihm einzeln weh. Ziemlich harte Matratzen hatten die in Santa Barbara. Wenn wenigstens diese verdammten Kopfschmerzen nicht wären. Vorsichtig versuchte er, seine Augen an das grelle Licht zu gewöhnen. In Kalifornien schien die Sonne schon am frühen Morgen viel heller als in Schottland. Scheiß Alkohol.

Das Zimmer, in dem er sich befand, hatte gigantische Ausmaße. Genau wie sein Bett. Das stand irgendwie in der Mitte des Raumes. Rechts von ihm. Einfach riesig. Er selbst saß vor einer geöffneten Balkontür. …? Moment. Wieso überhaupt sah er Bett und Zimmer quasi aus der Froschperspektive von der Seite? Wieso hockte er in einen Teppich gewickelt am Boden?

Ach ja, richtig. Nora hatte zwar gemeint, er möge die Fenster zu lassen, weil die Klimaanlage laufe, aber er hatte, kaum dass sie fort war, beschlossen, einen Fluchtversuch zu wagen. Sonderlich weit schien er dabei nicht gekommen zu sein. Scheiß Alkohol.

„Was gaffen Sie so?" blaffte er Marty an. „Ich schlafe halt gern am offenen Fenster."

„Brauchen Hilfe?"

„Nein. Verschwinde. Ich komm schon klar. Aua." Er hatte den Kopf zu heftig bewegt.

„You're welcome!" dienerte der Chauffeur und verschwand.

Das Frühstück war mäßig begeisternd. Hartgekochtes Ei, der unvermeidliche Cheddar, Konfitüre, ein paar getoastete Bagels, etwas Butter und eine riesige Kanne Kaffee. Sonderlich viele Gewohnheiten aus old Britannia schien Mr.

Cunningham nicht mit in die neue Welt genommen zu haben. Egal. Der Kaffee, den Marianna gebrüht hatte, war jedenfalls aller Ehren wert und erfüllte seinen Zweck. Mc Allister bekam allmählich wieder ein paar vernünftige Gedanken auf die Reihe. Fragen türmten sich vor ihm auf. Fragen, auf die ihm dummerweise keine befriedigenden Antworten einfielen. Zuerst die wichtigste: Warum? Warum lockte jemand einen harmlosen Dentalspezialisten nach Amerika, wohlgemerkt nicht in die Wüste, sondern in einen Palast wie aus „Tausendundeiner Nacht“, um ihm anschließend einzureden, er sei ein Milliardär mit Dachschaden?

Sollte es ein blöder Scherz sein, ließ ihn sich der Witzbold, dem er eingefallen war, jedenfalls etliches kosten. Dann die Frage nach der Konferenz. Fand sie nun statt oder nicht? Er hatte mit eigenen Augen im Internet die Tagesordnung gelesen. Welcher normale Mensch machte sich so viel Arbeit eines bekloppten Witzes wegen? Oder gab es an ihm etwas zu verdienen? Sollte es eine Entführung sein? Blödsinn. Das hätten die Kidnapper daheim in Schottland billiger haben können. Aber wenn es nicht um Geld ging, worum dann? Oder stimmte am Ende die Geschichte von Nora Paulsen und er war wirklich der durchgeknallte Milliardär? Gut, es gab schlimmere Visionen. Hatte er nicht erst im Flugzeug davon geträumt, sich hier niederzulassen? Jetzt musste er dafür nicht einmal etwas tun. Er war angekommen, lebte wie die Made im Speck. Das Problem mit dem Frühstück würde sich lösen lassen, sobald er die Rolle annahm.

Ach was, Nonsens. Erstens war er nicht durchgeknallt, und zweitens weil dem nicht so war, bezweckte jemand etwas mit dieser Geschichte. Ewig würden sie ihn sicher nicht verwöhnen. Einfach so.

Nach der dritten Tasse Kaffee hatte er eine Idee. Er würde zu Hause in seiner Praxis anrufen und die Sprechstundenhilfe fragen … Shit. Das würde frühestens nächste Woche Sinn machen. Er hatte der Schwester für die Zeit seiner Tagung freigegeben. Die ganze Woche. Und heute war erst Dienstag. … Hm. Das Einwohnermeldeamt?

Kaum wahrscheinlich, dass die so vertrauliche Nachrichten, wie lange er bereits vor Ort wohne und praktiziere … Der Pass. Er müsste doch nur mit seinem Pass zur Botschaft nach Washington oder besser zum britischen Konsulat in LA … Brian Mc Allister griff nach seiner Jackentasche. Nichts. Er hatte den

Pass gestern Abend Nora … Sein Mobiltelefon steckte auch nicht mehr da, wo es stecken sollte. Weg. Dieses raffinierte Miststück. Scheiß Alkohol.

Marianna und ihre älteste Tochter traten ein. Das Mädchen wirkte bei Tageslicht erwachsener als er es vom ersten Eindruck her in Erinnerung hatte. Ein zierliches Persönchen. Nicht unsympathisch. Sie fragte freundlich, ob sie abräumen dürfe. Ihm fiel ein, dass sie es gewesen war, die am Vorabend das steife Zeremoniell mit ihrer Indiskretion durchbrochen hatte. Vielleicht war sie nicht ganz so verdorben wie der Rest der Bagage. Dr. Mc Allister bemühte sich, seine schlechte Laune zu verbergen.

„Du hier, um diese Zeit? Musst du nicht zur Schule?“

„Aber ich bin doch längst fertig mit der Schule. Sie haben mich selbst eingestellt, damals.“

„Als was?“

„Als Serviererin und Küchenhilfe. Wissen Sie das nicht mehr?“ Das Mädchen schien ehrlich verwirrt. Er ließ nicht locker.

„Wie heißt du?“

„Aber …“

„Bitte sag’s mir einfach.“

„Carina.“ Die Mutter unterbrach das Gespräch mit ein paar spanischen Brocken, die Mc Allister nicht verstand. Carina senkte den Blick. „Ich muss dann wieder in die Küche. Ich soll Ihnen aber sagen, dass draußen auf der Terrasse Herr Hofmann und Frau Paulsen warten.“ Sie machte einen Knicks und verschwand mit dem Geschirr. Ihre Mutter folgte ihr mit den übriggebliebenen Lebensmitteln. Nicht ohne ihrem Padrone zuvor einen bösen Blick zugeworfen zu haben. Ganz offensichtlich war sie von seinem Gespräch mit ihrer Tochter nicht begeistert.

Dr. Mc Allister erhob sich von der Tafel und begab sich in die bezeichnete Richtung. Auf der Terrasse stand ein Tisch aus geflochtenem Korb. Um ihn herum drei wuchtige Sessel aus dem gleichen Material. Auf dem Tisch ein Krug Wasser und drei Gläser. In den Sesseln Nora und ein fremder Mann. Nicht weit davon, am Rosenbeet, Marty. Er jätete Unkraut. Ein vielseitiger Bursche, befand der Doktor. Die beiden am Tisch erhoben sich. Nora ergriff das Wort.

„Guten Morgen, Professor. Haben Sie gut geschlafen?“

„Nicht dass ich wüsste. … Dann sind Sie wohl Herr Hofmann?“ Der Kerl grinste frech.

„Na prima, wenigstens mich erkennt er wieder! Willkommen daheim, Professor Cunningham.“

„Freuen Sie sich nicht zu früh, Sie kleiner Ganove“, knurrte Mc Allister. „Ich kenne Sie nicht und ich habe keine Lust, Sie kennenzulernen. Die Serviererin hat Sie angekündigt. Und jetzt mal Klartext: Geben Sie mir meinen Pass zurück und lassen Sie mich laufen. Man erwartet mich beim Kongress. Von mir haben Sie kein nennenswertes Lösegeld zu erwarten. Jedenfalls keines, mit dem Sie ein Anwesen wie dieses hier finanzieren könnten. Ich habe auch keine reichen Verwandten, die einspringen. Genauer gesagt habe ich gar keine lebenden Verwandten mehr. Ich bin ein nicht mehr ganz knackfrischer Junggeselle. Mich vermisst keiner und meine paar Patienten finden einen anderen Arzt. Also in Ihrem eigenen Interesse, versuchen Sie’s besser gar nicht erst und geben Sie mir meinen Pass zurück. Den Weg runter in die Stadt finde ich notfalls allein.“

Verdammt. Ein beunruhigender Gedanke schoss durch Mc Allisters Kopf. Außer seiner Sprechstundenhilfe würde ihn wirklich niemand vermissen. Und der konnten sie sonstwas für Märchen erzählen. Was, wenn es der Bande genau darum ging? Ihn verschwinden zu lassen? Wozu? Wegen seines britischen Passes, den sie einbehalten hatten? Natürlich. Mit einem echten Pass ließ sich ein Terrorist leichter ins Empire einschleusen als mit einem gefälschten. Ein Attentat auf den Buckingham Palast würde den Aufwand rechtfertigen.

Jetzt wurde ihm einiges klar. Er musste unbedingt fliehen, um die Botschaft zu verständigen. Das war seine erste Bürgerpflicht. Dafür musste er seine Strategie ändern. Er musste diplomatischer vorgehen als bisher. Gott sei Dank konnten die dreisten Entführer seine Gedanken nicht lesen. Hofmann fummelte nach der Ansprache nervös an seiner Krawatte herum. Nora goss Wasser in Mc Allisters Glas und sah ihm dann entschlossen in die Augen.

„Setzen Sie sich doch bitte erstmal an unseren Tisch. Trinken Sie einen Schluck und hören Sie Karl, also Ihrem Geschäftsführer, Herrn Hofmann, zu. Er bringt interessante Neuigkeiten. Neuigkeiten, die Sie umstimmen könnten.“

Schweigend ließ er sich in den dritten der Sessel schieben. Karl Hofmann setzte sich ihm gegenüber und legte eine schmale Mappe auf den Tisch.

„Das sind die letzten Quartalszahlen. Der neue High-Speed-Chip ist am Markt wie eine Bombe eingeschlagen. Würden wir jetzt an die Börse …“ Nora legte Hofmann die Hand auf den Arm.

„Ich glaube nicht, Karl, dass sich Professor Cunningham im Moment für eine Börseneinführung interessiert. Zeigen Sie ihm bitte einfach die letzten Ergebnisse und erläutern Sie ihm die Gewinnaussichten, die sich aus der Markteinführung des Chips für Cunningham Enterprises ergeben.“

Hofmann klappte die Mappe auf und schob sie Mc Allister hinüber. Der hatte beschlossen, das Theater bis auf weiteres mitzumachen, trank ein paar Schlucke und nahm die Mappe zur Hand. Zwar war er kein Großunternehmer, aber ein wenig verstand auch er von Abrechnungen und Steuererklärungen. Mal sehen, was sie ihm da für einen Bären aufbinden wollten.

Er beugte sich über den Wisch und musste unwillkürlich grinsen. Erwartungsgemäß. Absolut erwartungsgemäß. Ein Blick hatte genügt, ihm zu sagen, dass das alles ziemlich an den Haaren herbei gezogen sein musste. Derart utopische Ziffernfolgen vor dem Komma in der Rubrik „Gewinne“ waren geeignet, einen Dummkopf zu beeindrucken. Nicht ihn. Das Zahlenwerk war vollkommen unglaubwürdig. Genau genommen war es geradezu eine Zumutung, ihn so billig einwickeln zu wollen. Wofür hielten ihn die Leute?

Hofmann hatte sein Grinsen bemerkt und wollte zu einer Erklärung ansetzen, doch der Doktor winkte ab.

„Schon klar. Super Ergebnisse. Tolle Gewinne. Und nun? Soll ich irgendetwas unterschreiben?“ Diesmal war es an Nora Paulsen und Karl Hofmann, sich zu wundern. Mc Allister reichte ihnen die Mappe zurück.

„Also nicht. Gut. Ich vertraue Ihnen voll und ganz, lieber Hofmann. Gründliche deutsche Wertarbeit. … Sie sind doch Deutscher, Ihrem Akzent nach zu urteilen?“ Der Angesprochene lief rot an. „Nora, setzen Sie bitte ein entsprechendes Protokoll auf. Ich gehe derweil ein wenig im Park spazieren, dem Gärtner auf die Finger schauen.“ Damit stand er auf und ließ die beiden sitzen.

Langsam schlenderte er den Parkweg hinunter, klopfte dem verdutzten Marty jovial auf die Schulter und bog in Richtung des großen Tores ab. Der Wachmann, es war ein anderer als am Vorabend, trat aus seinem Häuschen und salutierte.

„Hätten Sie bitte die Güte, das Tor zu öffnen und mich hinaus lassen? Ich möchte ein wenig spazieren gehen.“

„Tut mir leid, Sir, ich darf nicht."

„Bitte? Ich bin Ihr Arbeitgeber und Sie haben zu tun, was ich anordne."

„Nicht ganz, Sir", druckste der Wächter, dem die Sache sichtbar peinlich war. „Der Wachdienst, für den ich arbeite, hat von Ihrer Firma ausdrückliche Weisung, Sie nicht ohne Begleitung aus dem Anwesen zu lassen. Jedenfalls, bis Sie wieder völlig hergestellt und … hm … zurechnungsfähig sind. Tut mir leid, Sir." Mc Allister hyperventilierte.

„Aber ich bin völlig zurechnungsfähig!"

„Tut mir wirklich sehr leid, Sir, aber meine Weisung lautet eindeutig: Bis auf schriftlichen Widerruf."

„Dann bin ich Gefangener in meinem eigenen Anwesen?" schnaubte der vermeintliche Professor. Eine sanfte Hand legte sich auf seine Schulter. Nora.

„Bleiben Sie ruhig, Professor. Ich weiß, dass es für Sie nicht leicht ist, dies alles zu verstehen. Aber es ist zu Ihrem eigenen Schutz."

„Und", ergänzte Hofmann, der hinzugetreten war, „um Schaden von den Cunningham Enterprises abzuwenden. Deshalb ist der Wachdienst angewiesen, bei einem unautorisierten Fluchtversuch notfalls von der Waffe Gebrauch zu machen. Kommen Sie jetzt bitte wieder zum Haus, oder soll ich Sie gewaltsam abführen und Ihr Zimmer künftig verriegeln lassen?"

„Sie Nazi-Schwein. Sie Verbrecher. Das sind KZ-Methoden. Schicken Sie mich doch gleich in die Gaskammer!" Er riss sich von Nora los, um zum Tor durchzubrechen. Der Wachmann stellte sich vor ihn und zog seinen Revolver. Marty hatte in der Nähe drohend mit einer Harke Stellung bezogen. Es gab kein Entkommen.

Hofmann packte seinen Chef und drehte ihm den Arm um. Mc Allister wurde schwindlig. Er war zu keiner Gegenwehr fähig. Verdammt, dachte er, warum gerade jetzt so ein Schwächeanfall. Müdigkeit überkam ihn.

„Seien Sie vernünftig." Nora löste Hofmanns harten Griff, hakte sich entschlossen bei ihrem Gefangenen unter und zog den Schwankenden mit sanftem Druck zur Terrasse. „Es geschieht alles nur zu Ihrem Besten, glauben Sie mir. Niemand will Ihnen Böses."

Resignierend ließ sich Mc Allister abführen. Er sah ein, dass ihm im Moment keine Wahl blieb. Die Entführer hatten an alles gedacht. Allerdings wollte er es unter keinen Umständen bei diesem einen Versuch bewenden lassen. Wenn sie

ihn eine Weile am Leben ließen, und das mussten sie anscheinend, sonst hätten sie ihn längst unbemerkt verschwinden lassen, würde er Gelegenheit haben, sich genauer mit dem Anwesen vertraut zu machen und einen Fluchtplan zu schmieden. So wahr sein Name Mc Allister lautete und nicht Cunningham. Wenn er nur nicht so müde wäre.

„Das ist keine gute Idee", brachte er mühsam heraus. „Man wird mich auf der Konferenz vermissen."

„Ich sagte Ihnen gestern bereits, es gibt keine Konferenz. Sie halluzinieren." Das glaubte der Doktor auch langsam. Er hatte Durst. Sein Blick fiel auf den Wasserkrug. Die anderen hatten nichts davon getrunken. Sollte etwa im Wasser ein Präparat …? Mit letzter Kraft riss er sich zusammen.

„Dann will ich mit Charly Mc Fadden reden oder gibt es den auch nicht?" Schweigen. „Ist das Ihr Ernst?" Hofmann räusperte sich.

„Die Event Agentur Charles Mc Fadden ist ein reines Phantasieprodukt, um Sie zur Heimkehr zu bewegen, Professor Cunningham. Ich habe die Seiten ins Netz gestellt, Nora hat Ihnen die Mails geschrieben."

„Mit anderen Worten, Sie haben mich seit Wochen belogen und jetzt soll ich Ihnen plötzlich glauben?"

„So ist das nicht", protestierte Nora. „Das waren Notlügen. Es ging und geht uns nur um die Fortexistenz Ihres Unternehmens."

„Um eine erfolgreiche Fortexistenz", ergänzte Hofmann.

„Und woher soll ich wissen, dass ‚mein Unternehmen' nicht auch ein ‚reines Phantasieprodukt' ist?"

„Sie können gern im Internet …"

„Ha, ha, ha. Das war Ihr Bester, Hofmann." Jedes Wort fiel ihm schwer. Gott sei Dank hatte er nicht so viel von dem Zeug getrunken. „Wusste gar nicht, dass Deutsche so lustig sein können." Karl Hofmann blickte pikiert zu Boden. Auf einen Wink von Nora brachte Marianna Orangensaft und Kaffee. Dazu ein paar Kekse.

„Ein Vorschlag." Der Geschäftsführer hatte sich zu einem Entschluss durchgerungen. „Wenn Sie sich bereiterklären, keine dummen Bemerkungen zu machen, nicht auf Ihrem ‚Dr. Mc Allister' Gefasel beharren und auch ansonsten alle meine Weisungen befolgen, organisiere ich für Sie eine Besichtigungstour der Cunningham Werke. Sie werden von mir, Nora und zwei Security Leuten

begleitet. Vor Ort wird ein Arzt zu uns stoßen. Ich wie auch der Arzt werden Betäubungsspritzen dabei haben, mit deren Hilfe wir jederzeit einen Schwächeanfall provozieren können. Zeigen Sie sich kooperativ, werden Sie viel über sich und Ihre Rolle in diesem Unternehmen lernen. Weigern Sie sich, diese Bedingungen zu akzeptieren, verspreche ich Ihnen ein unrühmliches Ende in Ihrer goldenen Bettengruft da oben. Das ist mein letztes Angebot.“ Hofmanns Blick richtete sich auf Nora. Die senkte zur Zustimmung kaum merklich ihre Lider. Brian Mc Allister sah nachdenklich auf seinen Kaffee.

„Könnte ich bitte etwas von dem Scotch bekommen?“ Vielleicht half das, den verdrehten Kopf wieder klar zu bekommen. Marianna wartete nur auf Noras Wink, um loszulaufen. Unweit der Sitzgruppe, bewegte sich an einem der Terrassenfenster die Gardine. Wenn ihn nicht alles täuschte, Carina. Ob sie eingeweiht war? Ihr Erstaunen gestern und heute hatte echt gewirkt. Wobei das letztlich gleichgültig war. Helfen konnte ihm so ein Kind bestimmt nicht. Wenn überhaupt, dann bot die angebotene Führung eine Chance zur Flucht. Vorausgesetzt es gab die Cunningham Werke wirklich und die Fahrt war nicht einfach nur sein letzter Weg in diesem Leben. Wobei ihm noch immer nicht klar war, wer ihn los sein wollen könnte. Ihm fiel niemand ein, dem er ernsthaft im Wege stand. Denken blieb mit diesem vernebelten Hirn allerdings Glückssache. Vielleicht war er dieser Professor und hatte tatsächlich das Gedächtnis verloren? Wer weiß. Alles schien möglich.

Der Whisky kam. Mit dem bekannten Duft in der Nase fühlte sich der Doktor nicht mehr ganz so verloren. Apropos verloren. Was hatte er schon zu verlieren? Sein Untergang schien beschlossene Sache. Die Zahl der Alternativen reduzierte sich minütlich. Er ließ sich das Getränk auf der Zunge zergehen.

„Und Sie sind sich ganz sicher, dass ich Professor Steven Cunningham bin?“ Nora und Kurt nickten synchron. „Werde ich irgendetwas unterschreiben müssen?“ Wieder nickten beide. „Wieviel Zeit habe ich, meine Unterschrift zu üben?“

„Soviel Sie benötigen“, beruhigte ihn Nora.

Das also war des Pudels Kern. Es gab etwas zu erledigen, wofür sie ihn brauchten. Etwas, das der echte Cunningham nie tun würde. Deshalb war er noch am Leben. Oder suchte der schrullige Multimilliardär am Ende nur einen Doppelgänger? Sollte es ja geben. Nur warum dann die Geheimniskrämerei? Ein

solcher Vorschlag ließ sich sachlich diskutieren. Nein, er hatte keine Wahl. Er musste die Entwicklung der Dinge abwarten und dabei versuchen, einen kühlen Kopf zu bewahren. Nie wieder Wasser, das er nicht selbst gezapft hatte!

„Also gut. Zeigen Sie mir die Cunningham Werke. Wann geht es los?“

„Wenn Sie mögen, so bald als möglich. Sagen wir morgen Vormittag?“

„Einverstanden.“

„Ich werde alles Nötige arrangieren. Bis dahin würde ich Sie bitten, von unüberlegten Handlungen Abstand zu nehmen. Sonst kann ich für nichts garantieren.“

„Selbstverständlich wird es Ihnen hier im Haus auch weiterhin an nichts fehlen“, ergänzte Nora.

„Also abgemacht“, knurrte Mc Allister. „Aber ich warne Sie. Ich weiß jetzt, dass mein Leben keinen Pfifferling mehr wert ist. Wenn Sie versuchen, mich zu bescheißen, garantiere ich meinerseits für nichts.“

„Bleiben Sie cool“, meinte Hofmann. „Ich bin sicher, Sie werden nicht enttäuscht sein.“

Kapitel 3 - Die Frauen des Professors

Siesta. Eigentlich war Mittagsschlaf nicht gerade etwas, das Brian Mc Allister zu seinen Bedürfnissen zählte. Und durch den nahen Pazifik mit seinen auflandigen Winden herrschte in Santa Barbara auch keineswegs jene ungesunde mexikanische Hitze, die ein paar Meilen weiter südöstlich jedes Leben um die Mittagszeit ersterben ließ. Trotzdem lag der Doktor auf seinem breiten französischen Lotterbett und starrte in die Luft. Was hätte er auch anderes tun sollen? Müdigkeit und Schwindelgefühl vom Vormittag waren zum Glück weitgehend gewichen. Er würde künftig vorsichtiger sein. Nun, wo er wusste, dass sie ihn mit Psychopharmaka gefügig machen wollten, konnte er sich wenigstens darauf einstellen.

Den Garten hatte er soweit als möglich besichtigt. Von allen Seiten war das Gelände mit hohen Mauern gesichert und von dichten stachligen Hecken umsäumt. Sie machten den Blick auf die Mauern erträglicher und die Annäherung an sie schwieriger. Die Mauerkrone zierte scharfzackiger NATO-Draht.

Und als wäre all dies nicht genug, entdeckte Mc Allister ein dichtes Netz von Beobachtungskameras. Er hätte sich nicht gewundert, gäbe es hinterm Zaun einen Todesstreifen mit Minenfeld, Bluthunden und Selbstschussanlagen. So wie seinerzeit an der Berliner Mauer. Karl Hofmann hatte alles mit deutscher Gründlichkeit bedacht. Guter Mann. Der Doktor hasste ihn dafür. Er war zur Untätigkeit verdammt. Ein komischer Vogel in einem goldenen Käfig.

Ob es in seinem Schlafzimmer auch Kameras gab? Er hatte Decke und Wände mehrfach abgesucht. Vergeblich. Aber das wollte nichts heißen. Er war kein Spionagefachmann. Gut möglich, dass wirklich jede seiner Bewegungen überwacht wurde. Vielleicht hielten sie ihn sich zu Studienzwecken? Als menschliche weiße Maus. Und später dann würde das Ergebnis in einer wissenschaftlichen Publikation veröffentlicht:

„Der gemeine Schotte und sein Verhalten in fremder Umgebung. Sein psychischer Verfall unter permanenter Gehirnwäsche.“ Vielleicht würden sie ihm ein Ohr auf den Rücken nähen, wie er es im Fernsehen bei Laborratten gesehen hatte. Oder er bekam Sensoren implantiert. Wer weiß.

Bisher waren sie jede Erklärung für ihr Verhalten schuldig geblieben. Seit dem Morgen hatten Hofmann und Nora keinen weiteren Versuch unternommen, mit

ihm ins Gespräch zu kommen. Hofmann war kurz nach ihrem Gespräch abgereist. Angeblich, um im Betrieb nach dem Rechten zu sehen. Ob es Hintermänner gab? Sicherlich. Die Cosa Nostra? Aber wozu? Das war letztlich die Frage, bei der er immer wieder landete. Er fand keine logische oder auch nur einigermaßen plausible Erklärung für die Dinge, die mit ihm geschahen. Insgeheim hoffte er, dass alles nur ein böser Traum sei, aus dem er hoffentlich bald erwachte. Er schloss die Augen. Es klopfte.

„Herein."

„Hola Señor. Qué tal?" Marianna. Was wollte die denn von ihm? Das Mittagessen war gerade vorüber und die Tea Time noch fern. Mc Allister setzte sich auf, schob die Beine aus dem Bett und steckte seine Füße in die Pantoffeln.

„Wie bitte? Ich verstehe kein Spanisch."

„Wie gehen Señor Professor?"

„Ging schon mal besser."

„Qué?"

„Geht so, danke."

„Sie brauchen was? Ich helfen?" Sie trat an sein Bett. So nah war ihm Martys Frau bislang nie gekommen. Die kleine dunkelhäutige Lady war nicht gerade eine Schönheit, hatte sich aber für eine Mutter von sieben Kindern ganz ordentlich gehalten. Mc Allister fiel erst jetzt auf, dass sie ziemlich hübsche dunkle Augen besaß. Irgendwie geheimnisvoll.

„Nein, danke. Ich brauche nichts."

„Vielleicht doch?" Sie setzte sich auf seinen Schoß. Erschrocken und unbeholfen zuckte er zurück, was die Señora natürlich bemerkte. Lachend lehnte sie sich an ihn.

Die müsste sich auch mal ihre Zähne richten lassen, schoss es dem Doktor durch den Sinn. … Ach was, verdammt, …

„Was wird das?" Die Antwort ließ nicht lang auf sich warten. Marianna begann, mit einer Hand ihre Bluse zu öffnen. Mit der anderen griff sie nach Mc Allisters Fingern und schob sie sich in den Ausschnitt.

„Du brauchen Frau."

„Wer sagt das?" Erschrocken schob er Marianna von seinem Schoß und stand auf.

„Sagen Señora Nora. Ich denken, haben recht. Seien so schwermütig Señor.“ Dabei versuchte sie, ihm die Arme um den Hals zu legen.

„Papperlapapp.“ Der Doktor stieß sie von sich. „Das einzige, was ich brauche, ist meine Freiheit. Was sagt überhaupt Marty zu Ihrer neuen Mittagsbeschäftigung?“

„No és nuevo. Muss außerdem nicht alles wissen, womit ich verdienen Pesos en ésta Cása.“

„Ach, Sie werden dafür bezahlt? Von wem? Señora Nora.“

„Sí.“ Marianna riskierte einen dritten Anlauf, aber Mc Allister war jetzt auf 180. Mit einem Satz wich er aus, sprang zurück, griff nach einem der Stühle, die am Fenster standen, und brachte ihn zwischen sich und die verhinderte Verführerin.

„Keinen Schritt näher!“ Und lauter: „Für alle, die vielleicht mithören oder sehen: So billig kriegt ihr mich nicht! … Und jetzt raus, du kleine Nutte! Verschwinde.“

„Aber früher haben Señor Professor …“

„Es interessiert mich nicht, was der Herr Professor früher. Verzieh dich. Pronto!“

Marianna brach in Tränen aus, schlug sich die Hände vor’s Gesicht, besann sich jedoch und knöpfte erst ihre Bluse ordentlich zu, bevor sie heulend hinauslief.

Ich muss verdammt aufpassen, dachte Mc Allister. Genau genommen konnte man ihm sogar ohne dass etwas passiert war, mit einer heulenden Frau, die aus seinem Zimmer rannte, einen Strick drehen. Die Affäre dieses Franzosen von der Weltbank, der wegen eines New Yorker Zimmermädchens seinen Job verloren hatte, war ihm gut in Erinnerung. Wenn Aussage gegen Aussage stand, hatten Frauen vor Gericht grundsätzlich einen Glaubwürdigkeitsbonus.

Den Tee ließ er sich von Marty auf seinem Zimmer servieren. Er hatte nicht die geringste Lust, den Damen Marianna oder Nora über den Weg zu laufen. Die kleine Carina, das möglicherweise einzige ehrliche und vertrauenswürdige weibliche Wesen in dieser verflixten Mausefalle, hatte er seit dem kurzen Gespräch am Frühstückstisch nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Zum Dinner bestand Nora Paulsen auf seiner Anwesenheit im Salon. Im Interesse seiner diplomatischen Bemühungen um mehr Freiraum, sagte er zu.

Die Lady schien im Hause mehr als nur die Privatsekretärin zu sein. Früher hätte man ihre Rolle wohl mit „Hausdame“ oder „Gesellschafterin“ umschrieben. Was sie anordnete, war Gesetz. Brian Mc Allister war überzeugt, wenn es diesen Professor wirklich gab, war er ein armes Schwein.

So saß der Doktor denn der grauen Eminenz seines Hauses gegenüber. Marty bediente. Seine Frau sei ein wenig unpässlich, hatte er zu verstehen gegeben. Und die Tochter? Die habe Feierabend, müsse ihren kleinen Geschwistern bei den Hausaufgaben helfen und ihrer Mutter im Haushalt zur Hand gehen. Die Frage nach Carina brachte Mc Allister einen missbilligenden Blick von Nora ein. Nach dem Essen bat sie ihn in die Bibliothek.

„Möchten Sie einen Scotch?“

„Nein, danke. Heute Abend nicht.“

„Wie Sie wünschen. … Haben Sie die Gelegenheit genutzt, ein wenig in Ihrer Biografie zu blättern?“

„Nein. Sollte ich?“

„Könnte nicht schaden, um Ihren Erinnerungen auf die Sprünge zu helfen. Es ist zwar nicht unbedingt notwendig, dass Sie sich an alles erinnern. Sie haben Herrn Hofmann und mir schon vor Jahren umfassende Vollmachten erteilt, um in Ruhe Ihrem Hobby, der Erforschung außerirdischen Lebens frönen zu können, aber schaden könnte es wie gesagt nicht.“

„Erforschung außerirdischen Lebens?“

„Aliens und so.“

„Ach was?“

„Ja. … Hm. Als Zeichen unseres guten Willens bat mich Herr Hofmann übrigens, Ihnen Ihren Reisepass zurückzugeben. Sie sollen sich bei uns wirklich zu Hause und keineswegs eingesperrt fühlen.“

„Wie nett. Haben Sie ihn dabei, Nora?“

„Bitte.“ Sie reichte ihm einen Pass. Keinen britischen, einen amerikanischen. Wenn Dr. Mc Allister ob dieser neuerlichen Impertinenz erschrocken war, so ließ er es sich nicht anmerken. Er nahm die Papiere, klappte sie auf und betrachtete interessiert Foto und Bildunterschrift. „Steven Cunningham, Prof.“ stand da eingetragen. Darüber ein ziemlich aktuelles Foto. Das war diesmal wirklich er selbst. Irrtum ausgeschlossen. Und jedes Detail wirkte zu 100 Prozent echt.

„Schauen Sie ihn sich genau an.“ Nora lächelte. „Er ist echt. Vollkommen. Ausgestellt von einem Officer hier in unserer zuständigen County Behörde.“

„Faszinierend.“

„Nicht wahr?“

„Wissen Sie, ob Sie es selbst glauben oder nicht, Professor Cunningham, letztlich ist es egal, für wen Sie sich halten. Genießen Sie einfach Ihr Leben bei uns und sträuben Sie sich nicht. Wenigstens eine Weile. Sie werden es nicht bereuen. Und lassen Sie sich ruhig von Marianna ein bisschen verwöhnen. Sie kann das sehr gut. Das entspannt. Seien Sie versichert, es gibt keine Kameras in Ihrem Zimmer.“

„Haben Sie meine Ansage durch die versteckten Mikrofone gehört?“ Nora lachte.

„Nein, die gibt es auch nicht. Marianna hat mir erzählt, was Sie gerufen haben. Sie war völlig aufgelöst, dass sie ihren Auftrag nicht hatte erfüllen dürfen. Sie waren vor Ihrem Sturz kein Kostverächter, lieber Herr Professor.“ Nora blinzelte ihm verschwörerisch zu.

„Äh, hatten wir womöglich ebenfalls bereits …?“

„Keine Angst“, grinste sie, „wir beide gehören zu jenen Leuten, die Dienstliches und Privates sehr gut zu trennen verstehen. Man muss Prioritäten setzen.“

Dr. Mc Allister atmete vernehmbar auf. Wenigstens hatte er von der Seite nichts zu befürchten, denn um ehrlich zu sein, bei einer so beeindruckenden Persönlichkeit wie dieser Privatsekretärin wäre ihm Widerstand vermutlich erheblich schwerer gefallen als bei der biederen kleinen, aufdringlichen Marianna.

„Schön“, murmelte er. Nora runzelte gespielt beleidigt die Stirn.

„Schön? Wie darf ich das verstehen?“

„Nicht ehrenrührig. Um Gotteswillen. Nein. Ich habe absolut nichts gegen Sie, liebe Nora.“

„Na dann ist ja gut. Möchten Sie jetzt vielleicht einen Whisky? Morgen wird ein anstrengender Tag.“

„Überredet.“

Waren es die Aufregungen der vergangenen beiden Tage oder war es der Whisky? Der Doktor schlief jedenfalls wie ein Murmeltier. Tief, fest und erstaunlicherweise sogar einigermaßen ruhig. Bis zu dem Moment, da sich etwas Warmes, Weiches unter seine Bettdecke schob und sich an seinen Rücken kuschelte. Etwas Warmes, Weiches im Pyjama. Er wagte nicht, sich umzuwenden. Er hatte schlicht und ergreifend Angst vor dem, was er sehen würde. Also stellte er sich schlafend. Seine Gedanken allerdings arbeiteten fieberhaft. Wer war der unerwartete Gast? Vermutlich neuerlich Marianna, wie von Nora angekündigt. Die dreiste Art würde zu ihr passen. … Wenn ja, sollte er sie wieder hinauswerfen?

Das Wesen hinter seinem Rücken unternahm keinerlei Annäherungsversuche. Was ihn einigermaßen verwunderte. War es am Ende gar Nora selbst? Ihr neuester Trick, ihn um den Finger zu wickeln? Ihm kam eine Idee. Er versuchte, das Problem olfaktorisch zu ergründen. Tief sog er die Luft ein.

Womit sich die Option Marianna sofort von selbst erledigte. Ihr aufdringlich süßliches Parfüm hätte er aus hunderten Geruchsnoten herausgefiltert. Nora nutzte eine dezent herbe Note. Die roch er auch nicht. Es würde doch nicht womöglich Marty …? Nein, nein, nein. Der stank nach Schweiß und Zigarillos.

Das hier war ein anderer Duft. Fast so warm und weich wie der Körper, der sich an seinen Rücken schmiegte. Mit einer zarten blumigen Note. Eines der Kinder? Was sagte Nora neulich gleich? Sie hätten „ihren geliebten Professor“ vermisst? Was für eine schreckliche Vorstellung. Sollte sein Doppelgänger womöglich pädophil? … Ein Kinderschänder? … Ihm grauste, den Gedanken zu Ende zu denken. Das konnte bedeuten, dass Cunningham ihn womöglich als Bauernopfer brauchte, um ihn an seiner Stelle auf den elektrischen Stuhl …

Die Atemzüge hinter Mc Allister wurden gleichmäßiger. War das ein Witz? Legte sich dieses Etwas in sein Bett und begann zu pennen? Ein wenig war der Doktor über so viel Impertinenz entrüstet. Er fühlte sich nicht ernst genommen. Weswegen letztlich die Neugier obsiegte. Er musste sich einfach Gewissheit verschaffen.

Vorsichtig hob er das dünne Leinenlaken, das ihm als Decke diente, und drehte sich um die eigene Achse. Das Mondlicht fiel hell genug durch die offene Balkontür, um jedes Detail des Gesichtes wahrzunehmen.

Es waren erstaunliche Details, die er entdeckte. Erst jetzt, da er sie so dicht vor sich sah, wurde ihm bewusst, welches Wunder die Natur vollbracht hatte, aus den kantigen Wangenknochen von Marty und dem rundlichen Antlitz von Marianna derart feine Züge zu zaubern.

Die schlafende Carina ließ ihn erschaudern und beruhigte ihn zugleich. Ihre Anwesenheit war zweifellos von allen Gedankenspielen das am wenigsten furchterregende. Sie war wenigstens fast erwachsen. Nur, was hatte sie hier zu suchen? Wurde sie am Ende genauso von Nora manipuliert, missbraucht wie ihre Mutter? Oder erwartete sie Schutz? Ausgerechnet von ihm? Dem Gefangenen? Und wenn sie schon heimlich kam, warum hatte sie ihn nicht geweckt? Einfach zu einem Fremden unter die Decke kriechen … Welches normale Mädchen tat so etwas? Irgendetwas stimmte also auch mit ihr nicht. Sorgenvoll betrachtete Mc Allister die sanft geschwungenen Linien ihre Lippen, die feinen Nasenflügel, die sich gleichmäßig hoben und senkten, ihre Augenlider, die sie in diesem Moment öffnete, um ihm einen Blick aus jenen tiefen, geheimnisvollen Augen zu schenken, die er von ihrer Mutter kannte. Sie hatte also ebenso wenig geschlafen wie er.

„Hola“, flüsterte sie.

„Hallo.“

„Bitte sprechen Sie leise, Professor Cunningham, in diesem Haus muss man neuerdings vorsichtig sein. Deshalb bin ich gleich unter Ihre Decke, damit uns keiner hört. Ich wollte Sie nicht erschrecken. Seien Sie bitte nicht böse. Ich musste Sie einfach unter vier Augen sprechen.“

„Ich bin nicht böse. Höchstens überrascht.“

„Tagsüber werden Sie mich künftig nichts mehr fragen dürfen. Und ich Sie auch nicht. Meinen Geschwistern und mir ist nach unserem Gespräch beim Frühstück jeder Kontakt zu Ihnen verboten worden. Das finden wir merkwürdig. So etwas gab es, seit wir hier wohnen, noch nie.“

„Kann ich mir vorstellen.“

„Sie erinnern sich wirklich an nichts mehr?“

„Woran sollte ich mich denn erinnern? Gibt es etwas, das uns beide betrifft?“

„Vielleicht.“

„Dann erzähl es mir. Bitte. Alles.“

„Das ist … viel. Sehr viel.“

„Bitte.“

„Na gut.“ Das Mädchen biss sich auf die Lippe. Mc Allister konnte ihren Gesichtsausdruck im Mondlicht nicht deuten. Es sah aus, als suche sie nach einem passenden Anfang. Schließlich begann sie zögernd:

„Sie waren … sind … für mich immer wie ein Vater. Ich glaube, Sie verstanden … verstehen mich besser als meine eigenen Eltern. Vater nahm mich mit 15 von der Schule, damit ich hier zum Familienunterhalt beitragen konnte. … Und, damit ich keine Jungs mehr treffe. Ich lebte … lebe in einem goldenen Käfig. Wie eine Gefangene.“

„Genau wie ich“, murmelte Mc Allister.

„Möglich. … Zum 18. Geburtstag haben Sie, Professor, mir dann ein großes Geldgeschenk gemacht.“

„Du bist schon 18?“

„Ich darf ab nächsten Monat Tequíla trinken!“

„21?“ Er war verblüfft. „Du wirkst jünger.“

„Ich weiß. Dafür sehen andere mit 15 schon wie 20 aus. Die werden schneller alt.“

„Mag sein. Was hast du mit meinem Geld gemacht?“

„Sie sagten, ich soll es aufheben und Sie würden mir helfen, die Highschool nachzuholen und zu studieren.“

„Und?“

„Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon keine Lust mehr, die Schulbank zu drücken. Aber allein für das Angebot und das Geschenk war ich Ihnen sehr, sehr dankbar.“

„Schön.“ Eine blöde Bemerkung, über die er sich im nächsten Moment ärgerte. Carina ging dankenswerterweise über sie hinweg.

„An diesem Abend bin ich zum ersten Mal über Nacht bei Ihnen geblieben.“ Er schwieg betreten. Der Hals wurde ihm trocken. Er schluckte. Sie bemerkte die Verwandlung und schien über seinen offensichtlichen Anfall von Schüchternheit amüsiert. Lächelnd setzte sie deshalb ihren Bericht fort.

„Wir haben uns unterhalten … “

„… und?“

„Was wollen Sie hören? Ob wir miteinander …?“

„Haben wir?“

„Vielleicht.“ Sie lachte leise. Cunningham Mc Allister war nicht zum Lachen zumute. Ihm schien die Situation prekär. Egal was mit dem echten Professor vorgefallen war, er wollte und durfte seine möglicherweise einzige Verbündete nicht im Unklaren lassen. Also begann er:

„Ich … ich muss dir etwas sagen, Carina. Ein Geständnis, gewissermaßen. Eine Beichte. Ich bin …“ Sie legte ihm den Finger auf den Mund.

„Psch. Ich weiß.“

„Aber …“

„Später. Ich muss gehen. Es wird bald hell und wenn Vater mich nicht in meinem Bett findet …“ Sie erhob sich und huschte zur Balkontür, ohne den Doktor zu Wort kommen zu lassen. Bevor sie verschwand, drehte sie sich nach ihm um und warf ihm eine Kusshand zu. Mc Allister brannte eine letzte Frage auf den Lippen:

„Sehen wir uns wieder?“

„Vielleicht. Wenn es Sie morgen Abend noch in diesem Haus gibt.“

Wenn es Sie morgen Abend noch in diesem Haus gibt? Was sollte das heißen? Eine versteckte Warnung? Wollte man ihn umbringen? Oder ahnte sie, dass er einen neuen Fluchtversuch riskieren würde? War es ernst gemeinte Sorge oder womöglich nur eine raffinierte Methode, ihn zum freiwilligen Bleiben zu nötigen? Würde er das Rätsel um diesen mysteriösen Professor Cunningham jemals lösen können? Wenn das Mädchen die Wahrheit gesprochen hatte, konnte er zumindest kein von Grund auf schlechter Kerl sein. Nur, warum zeigte er sich dann nicht?

Kapitel 4 - Ausflug mit Nebenwirkungen

Nora Paulsen erwartete ihren Gefangenen bereits am Frühstückstisch.

„Guten Morgen, Professor! Ich hoffe, es ist Ihnen recht, dass ich mich einfach selbst eingeladen habe“, flötete sie mit zuckersüßer Stimme. „Ich dachte, ein Frühstück zu zweien und der Tag fängt gleich viel freundlicher an.“ Vermutlich wollte sie Pannen wie das Gespräch mit Carina am Vortag von vornherein unterbinden. Marianna servierte mit unbewegter Miene und ohne ihren Brotherrn auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie war wohl immer noch beleidigt. Ihre Tochter, wie nicht anders zu erwarten, fehlte.

Statt des hart gekochten Eies gab es diesmal Rührei. Neu am Frühstückstisch war der Orangensaft. Den hatten sie am Vortag wohl vergessen. Dr. Mc Allister hatte ihn nicht vermisst. Zu Hause trank er morgens auch meist nur Kaffee.

Interessanterweise stand da auf dem Tisch aber nicht etwa ein Krug zur Selbstbedienung wie im Falle des Kaffees, sondern sowohl Nora als auch er bekamen exakt nur ein volles Glas von Marianna zugeteilt. Es waren billige Sammelgläser mit Disney-Figuren drauf. Er hatte Donald, Nora Goofy. Zweifellos war etwas dran, an den schottischen Wurzeln dieses Professors.

Mc Allister hätte seinen Saft unberührt gelassen. Das Wasser vom Vortag lag ihm noch schwer im Magen. Aber Nora insistierte. Ihnen stünde ein anstrengender und heißer Tag bevor. Es sei geboten, dass sie beide vorab ausreichend Flüssigkeit zu sich nähmen. Sie trank ihr Glas komplett aus und erklärte, sie würde die Fahrt absagen, wenn er es ihr nicht gleich täte. Er hatte keine Wahl.

Gleich nach dem Frühstück fuhr Marty mit dem Wagen vor. Nicht mit dem zwar eleganten aber eher unscheinbar noblen Fahrzeug, mit dem er Dr. Brian Mc Allister vom Flughafen abgeholt hatte. Der Chefvisite eines Professor Cunningham in seinem Unternehmen war Repräsentativeres vorbehalten. Ein Rolls Royce. Sehr weiß. Sehr auffällig. Sehr gewichtig und mit von außen undurchsichtigen, dicken Panzerglasscheiben gesichert.

Mit dem Rolls kam auch Karl Hofmann. Seine leicht verspannte Körpersprache deutete darauf hin, dass ihm der Ausflug nicht behagte. Hatte er Sorge, sein Betrug könnte auffliegen?

Hofmann und Nora setzten sich Mc Allister im Fond des Wagens gegenüber und schnallten ihn ordnungsgemäß an. Nachdem Marty die Türen verriegelt

hatte, griff der Geschäftsführer in seine Jackentasche und holte eine kleine Spritze heraus, deren Schutzkappe er entfernte.

„Nur für den Fall der Fälle. Könnte ja sein, dass Sie an einem heißen Tag wie heute eine Herzattacke erleiden."

Das war deutlich. Wäre der Deutsche bei seinen Worten nicht so ernst und ruhig geblieben, Mc Allister hätte glatt jetzt schon einen Infarkt erlitten. Einfach aus Panik. Und der mangelnden Hygiene wegen. Selbstverständlich ließ es sich nachvollziehen, dass sein sogenannter Geschäftsführer die Schutzhülle der Spritze vorsorglich abzog, um rasch reagieren zu können. Ärgerlich blieb es trotzdem, denn nun war das Instrument nicht mehr steril und er konnte sich sonst was holen. Aber klar, das interessierte den Mafioso nicht. Den Schaden würde ja „nur" der Gefangene davon tragen. Der Arzt empfand die Situation als äußerst bedrohlich. Auch eine Beerdigung erster Klasse blieb eine Beerdigung. Schweigend schickte er ein kurzes Gebet zum Himmel.

Lautlos rollten sie los. Er warf einen letzten Blick hinüber zum Haus. Anders als bei der Ankunft stand niemand vor der Eingangstreppe. Ob er Carina je wieder zu Gesicht bekam? Bedauernswertes Mädel. Irgendwann würden sie diese Mafiosi sicher in ihren Kreis einbeziehen und verderben. Es sei denn, dem war bereits so und der nächtliche Besuch lediglich eine Schmierenposse. Er würde es vermutlich nie erfahren.

Am Tor schlossen sich zwei weitere Fahrzeuge an. Dunkle, gepanzerte Limousinen. Sie nahmen den weißen Rolls Royce in ihre Mitte. So schlängelte sich die kleine Kolonne die kurvige Straße nach Santa Barbara hinunter und von dort aus auf den Highway nach LA.

Mc Allisters Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Keine Spur von Müdigkeit. Der O-Saft verfehlte seine Wirkung. Das Zeug war anscheinend clean gewesen. Dabei hätte er in diesem Moment etwas für eine Beruhigungspille gegeben. Andererseits war es ihm recht, munter zu bleiben. So konnte er seine Gegenüber beobachten und behielt die Entwicklung der Dinge im Auge.

Dass der Geschäftsführer und die Privatsekretärin in diese Richtung heute keine Vorkehrungen getroffen hatten, wunderte ihn eigentlich. Sie mussten sich ihrer Sache sehr sicher sein.

Karl Hofmann schien im Übrigen ähnlich gespannt wie er selbst. Überspannt, besser gesagt. Er rückte nervös auf seinem Platz hin und her und ließ seinen

Gefangenen keine Sekunde aus den Augen. Immer die Hand einsatzbereit in jener Jackentasche, in der sich die kleine Spritze befand.

Ganz anders Nora Paulsen. Die persönliche Sekretärin wirkte zunehmend schläfrig. Anscheinend fiel es ihr schon bald recht schwer, die Augen offen zu halten. Mein Gott, muss die Frau abgebrüht sein, dachte der Doktor. Eine wirklich eiskalte Lady. Und das bei den mittlerweile fast arktischen Temperaturen, auf die Marty den Wagen herunter gekühlt hatte.

In Los Angeles wurde der Verkehr dichter. Die Millionenmetropole war ein Moloch, der morgens tausende Pendler aus dem Umland aufsog, um sie am Abend wieder auszuspucken. Trotz der vielen Fahrspuren auf dem breiten Highway kam es zu Stockungen. Etwas später, sie hatten die Stadt schon fast hinter sich gelassen, war Nora endgültig in Morpheus Armen angekommen. Sie schnarchte leise. Der Verkehr lief endlich etwas flüssiger. Marty beschleunigte. Plötzlich gab es zwei Autos weiter vorn wie aus heiterem Himmel einen Auffahrunfall. Einer bremste, sein Hintermann war abgelenkt. Das Übliche. Sofort kam der gesamte Fahrzeugstrom zum Stehen und Marty musste scharf stoppen. Nora, die sich nicht angeschnallt hatte, kippte auf Hofmann, der schrie kurz und sackte mit schmerzverzerrtem Gesicht in sich zusammen. Nora rappelte sich hoch, murmelte eine Entschuldigung und schlief weiter. Stille. Bis auf die leisen Fahrgeräusche der Edelkutsche, die sich wieder in Bewegung setzte, und Noras friedliches Atmen. Marty hatte vom Geschehen hinter sich nichts mitbekommen. Nach einem deftigen Fluch über die ungewollte Unterbrechung, konzentrierte er sich darauf, die Unfallstelle zu umkurven und sich in den fließenden Verkehr einzuordnen.

Mc Allister beugte sich vor, rüttelte an Hofmanns Knie. Nichts. Er legte die Hand auf Noras Schenkel und drückte leicht zu. Ein zufriedenes Gurgeln ertönte.

Da hörte sich alles auf. Das durfte nicht wahr sein! Der Chirurg war sprachlos. Hier saßen seine Bewacher. Sie waren keiner menschlichen Regung mehr fähig. Unglaublich. Wenn die Beiden Profis waren, dann gute Nacht. Arme Mafia. Er schnallte sich ab und begann, Hofmann genauer zu untersuchen. Seine Vermutung bestätigte sich. Bei dem Bremsmanöver oder vielleicht auch erst danach, mit Noras Aufprall, hatte sich der Kerl die Spritze durch Jackentasche und Hose in den Oberschenkel gerammt. Tot war er nicht, nur betäubt. Künstlerpech.

Was sich die Lady dagegen leistete, empfand Mc Allister als geradezu empörend. Sie pennte ungerührt weiter, als sei nichts geschehen! Das war nicht nur eiskalt, sondern tolldreist oder besser gesagt regelrecht dumm. So abgebrüht konnte doch niemand sein! Die Mutter röchelte friedlich mit offenem Munde, als hätte ihr jemand was in den Kaffee … Moment. … Der Saft. Donald und Goofy. War da am Ende womöglich doch in einem der beiden Gläser etwas für ihn Bestimmtes enthalten gewesen und Marianna oder sogar Nora selbst hatten sie ausversehen vertauscht? … Das wäre ja … dilettantisch! Geradezu beleidigend dilettantisch wäre das. Wer war er denn? Ein harmloses Lämmchen, das zur Schlachtbank geführt wurde? Pah!

Am liebsten hätte der Doktor gebrüllt, Marty solle gefälligst anhalten und sich um seine beiden bekloppten Kollegen kümmern. Allein, wozu? Sollten sie sehen, was sie davon hatten. Einen bewegungsunfähigen Geschäftsführer und eine verschlafene Sekretärin. Feine Gesellschaft!

Brian Mc Allister schielte nach vorn. Marty war ausreichend mit Verkehr und Gegenverkehr beschäftigt. Außerdem musste er zusehen, den Kontakt zur Security nicht zu verlieren. Sie durchfuhren ein belebtes weitläufiges Gewerbegebiet. Die Wachmänner in den Wagen vor und hinter ihnen konnten durch die getönten Scheiben des Rolls erst recht nichts sehen. Weswegen er zu einer gründlicheren Durchsuchung seiner hilflosen Bewacher überging.

Viel war es nicht, was er entdeckte. Hofmann hatte sich wohl gänzlich auf seine Spritze und die übrigen Mitglieder der Eskorte verlassen. Typisch deutsch. Seit dem zweiten Weltkrieg hatten die einfach ein gestörtes Verhältnis zu Waffen, befand der Schotte. Bei Nora hatte er mehr Erfolg. In ihrer Handtasche fand sich ein äußerst aggressives Pfefferspray. Außerdem war ihm vorhin, als er ihr Bein gedrückt hatte, als hätte er einen kantigen Gegenstand gefühlt.

Vorsichtig und millimeterweise schob er ihren Rock hoch. Tatsächlich kam schon bald ein Lady-Colt zum Vorschein, den sie romantischer Weise mit einer Art Strumpfband am Schenkel befestigt hatte. Er musste ihren Rock ziemlich weit schieben, bis er ihn aus dem kleinen ledernen Halfter ziehen konnte. Wobei er bemerkte, dass die Frau trotz ihres hässlichen Charakters auffallend schöne Beine besaß. Oder gerade deswegen? Er schenkte es sich, weiter über einen möglichen Zusammenhang zu philosophieren. Es war schon erstaunlich genug, dass Nora nicht mal während dieser langen und umständlichen Prozedur munter

wurde. Vermutlich hatten sie reichlich eingeschenkt. Nach dem Motto „doppelt hält besser“. Wenn er das richtige Glas bekommen hätte: Wie hätten sie ihn in so einem Zustand eigentlich durch die ominösen Cunningham Werke führen wollen?

Er musste sich beeilen, beide Waffen in seinen Hosentaschen zu verstauen. Die kleine Karawane rollte soeben auf einen Betriebshof. Schnell den Rock zurechtrücken und anschnallen. Fertig. Jetzt konnten sie die Dame wecken. In ihrem derzeitigen Zustand würde die Sekretärin den Verlust kaum bemerken. Sie hatte ja immer noch das Strumpfbandhalfter um. Ob da etwas drin steckte oder nicht …? Der Rolls Royce stoppte.

„Sind da, Señora y Señores!“ krähte Marty, wobei er in seinen Rückspiegel blickte. „Alles aussteigen!“ Mc Allister nickte ihm freundlich lächelnd zu. Einer der Sicherheitsmänner riss dienstbeflissen die Tür auf. Er erstarrte.

„What the fuck …?“

„Tja, mein Lieber“, antwortete der ihm offiziell als Professor Cunningham angekündigte Fahrgast, während er lässig aus dem Auto stieg. „Das habe ich mich auch schon gefragt.“ Mc Allister rückte seine Krawatte gerade. „Vielleicht hat Marty die Klimaanlage etwas zu kalt gestellt und die Beiden haben sich einen Schnupfen geholt? … Ah, da ist ja zum Glück schon ein Doktor.“ Verbindlich lächelnd ging er auf den verblüfften Kollegen zu. „Hallo, wie geht’s? Einen Rollstuhl und eine nette Krankenschwester haben Sie gleich mitgebracht. Wie umsichtig, mein Bester. … Gnädige Frau.“

Er ergriff die Hand der molligen Schwester und hauchte ihr einen Handkuss darauf. Die Matrone errötete. „Gut. Genug der Formalitäten. Jetzt kümmern Sie sich bitte um Ihre beiden Patienten.“

„Aber der Rollstuhl war eigentlich … brauchen Sie ihn nicht, Professor?“ stotterte der Medizinmann.

Dass sein Rundgang genau so geplant gewesen war, hatte Mc Allister sofort begriffen, als er den Rollstuhl entdeckte. Schön festgeschnallt. Den größten Teil der Runde hätte er verschlafen, und sie hätten allen Leuten ganz beruhigt den kranken Typen mit der Vollmeise vorführen können, ohne dass jemand den Betrug bemerkt hätte. Die Suppe hatte sich die Bande schon mal selbst versalzen.

„Wie Sie sehen, bin ich vollständig wiederhergestellt. Es war nur eine Vorsichtsmaßnahme von Herrn Hofmann. Der Gute ist ja immer sehr umsichtig,

nicht wahr? Gott sei Dank, möchte ich sagen. Sehen Sie, so schnell kann es gehen. Jetzt dürfte Ihr Rollstuhl trotzdem zu Ehren gelangen. Ich bezweifle nämlich, das Frau Paulsen auf ihren eigenen hübschen Beinen laufen kann. Und Hofmann benötigt meines Erachtens sogar eine Trage und gehört schnellstens ins Hospital.“ Die Sicherheitsleute hievten die beiden Halbtoten aus dem Fahrzeug. Schnell erteilte der Betriebsarzt die nötigen Anweisungen, griff zum Telefon und kurze Zeit später brauste ein Notarztwagen mit Blaulicht und Sirene heran.

Nora lallte zwar, sie könne durchaus allein, er solle sie loslassen …, aber weil sie dabei dem Wächter, der sie zu halten versuchte, wegrutschte, lang hinschlug und sich gegen seine Bemühungen, ihr aufzuhelfen, heftig und unkontrolliert wehrte, verpasste ihr der Arzt eine Beruhigungsspritze, die sie umgehend in den gleichen Zustand versetzte wie Hofmann.

Das läuft ja besser als gedacht, freute sich Mc Allister. Marty stand entsetzt daneben, verfolgte das Geschehen, knetete seine Chauffeursmütze und jammerte ein ums andere mal, das habe er nicht gewollt. Natürlich traute er sich nicht, einzugreifen. Er wusste, wenn er als kleinstes Licht in der Runde versuchte, das Kommando zu übernehmen, würde ihm das nicht gut bekommen. Außerdem konnte er sich auf die Ereignisse beim besten Willen keinen Reim machen. Und wenn Brian Mc Allister Martys Blicke richtig deutete, bekam der alte Knabe langsam Angst vor ihm. Gut so!

Nachdem nun das größte Chaos beseitigt war, der Doc hatte sich entschieden, beide Verschwörer zur gründlichen Untersuchung ins Krankenhaus zu schicken, trat er zu Professor Cunningham Mc Allister.

„Verehrter Professor, ich bin froh, dass es Ihnen besser geht. Haben Sie eine Erklärung, für den Zustand Ihrer beiden Mitarbeiter?“

„Nicht direkt. Ich habe eine Vermutung.“

„Sprechen Sie sie aus. Selbst wenn sie unangenehm sein sollte, sie könnte helfen.“

„Gewiss. Nun, ich habe es nicht genau mitbekommen, aber ich glaube, … Also. Es sollte ja für beide heute ein wichtiger Tag werden. Wie Sie vielleicht wissen, war ich lange Zeit nicht mehr hier.“

„Sehr lange Zeit, Herr Professor, sehr lange. Ich habe Sie kaum wiedererkannt. Sie haben sich zu Ihrem Vorteil verändert, wenn ich so sagen darf.“

„Danke. Jedenfalls, ich glaube, die beiden waren extrem angespannt. Wenn ich richtig gesehen habe, hat sich Hofmann zur Beruhigung eine Spritze aufgezogen. Ich wusste nicht, dass er Medikamente braucht. Sie sollten seine Jackentaschen durchsuchen. Vielleicht gibt Ihnen das Auskunft. … Tja, und die liebe Nora? Ich hatte das Gefühl, sie war heute Morgen sehr aufgedreht. So als hätte sie etwas genommen, um sich aufzuputschen. Vielleicht eine Überdosis?“

„Danke, Herr Professor. Das wird uns weiterhelfen. Irgendetwas in der Art hatte ich vermutet. Danke für Ihre Offenheit.“

„Keine Ursache.“

Kapitel 5 - In den Cunningham Werken

Der Arzt verabschiedete sich. Am liebsten wäre der falsche Professor mit ihm gegangen, denn nun war er mit den Security Männern und Marty fast allein. Aber erstens standen da noch einige Gaffer herum, auf die seine Bewacher wahrscheinlich Rücksicht nehmen mussten. Die sahen längst nicht alle wie Mafiosi aus. Zweitens hätte seine Flucht von hier auf alle Nichteingeweihten sicher seltsam gewirkt. Er war schließlich zur Betriebsbesichtigung gekommen. Drittens war er neugierig geworden. Denn an den großen Fabrikhallen, vor denen sie eingeparkt hatten, stand tatsächlich in großen Lettern „Cunningham Enterprises“. Außerdem deckten sich die Bemerkungen des Arztes in erstaunlichem Maße mit denen Carinas, wenigstens, sofern es sein „Wiedererkennen“ betraf. Vielleicht gab es diesen geheimnisvollen Doppelgänger und seine Firma wirklich? Wenn er jetzt noch Marty loswürde, … Gelegenheiten zur Flucht sollten sich in jedem Fall ergeben. Er hatte es nicht versäumt, seinen neuen amerikanischen Pass und etwas Geld einzustecken. Professor Cunningham räusperte sich.

„Hm. Und nun? Ich hatte mich auf die Besichtigung gefreut.“ Ein schmächtiger Mann mit starker Brille löste sich aus dem Kreis der Gaffer.

„Gestatten, Herr Professor, mein Name ist Fred Mortimer. Ich bin der technische Leiter Ihrer hiesigen Niederlassung. Also quasi Herrn Hofmanns Stellvertreter. Wenn Sie wünschen, könnte ich die Führung übernehmen. Auch wenn ich es sicher nicht ganz so perfekt wie Herr Hofmann …“

„Eine fabelhafte Idee lieber Mortimer. Hm, Sie wissen, ich habe durch den Sturz etwas gelitten. Sind wir uns schon früher begegnet?“

„Leider nein, Sir, ich bin erst seit zwei Jahren im Werk und in dieser Zeit hatten Sie leider nie Gelegenheit …“

„So lange?“

„Ja. Wir haben es schon bedauert, dass Ihre Zeit immer so knapp bemessen war. Umso mehr freuen wir uns, Sie heute hier bei uns …“ Er drehte sich um und winkte. Erst jetzt bemerkte Cunningham Mc Allister, dass ein Teil der vermeintlichen Gaffer als offizielles Begrüßungskommando angetreten war. So ähnlich wie am Abend seiner Ankunft bei der Villa Martys Familie. Das schien beim Professor Tradition zu sein. Sehr sympathisch. Als Angehöriger eines alten

schottischen Geschlechts hatte der Doktor viel für Traditionen übrig. Mortimer räusperte sich.

„Ja, also: Eine Kleinigkeit mit den besten Genesungswünschen von der gesamten Belegschaft!“ Zwei junge Frauen traten vor. Sie überreichten ihm einen liebevoll gepackten Präsentkorb. Besonderes Highlight daran: Der Korb war aus technischen Teilen und Geräten zusammengebastelt. Offenbar Produkte seiner Firma. Der unfreiwillige Professor bedankte sich herzlich. Er rief Marty, dem er den Korb in die Hand drückte. Konnte der Mexikaner wenigstens keine anderen Dummheiten anstellen.

„Hier, mein lieber Marty, Sie bleiben beim Auto und passen mir schön auf diesen wunderbaren Korb auf. Und wehe, nachher fehlt etwas.“ Lachend hieb er dem ratlosen Chauffeur auf die Schulter. Alle lachten. Die Meisten waren erleichtert. Sie hatten sich den großen Chef aus den Erzählungen älterer Kollegen längst nicht so locker und nett vorgestellt.

„Na dann, Mortimer.“

„Nennen Sie mich einfach Fred.“

„Ist recht. Also Fred, dann lassen Sie uns mal loslegen. Ich bin schon sehr gespannt, was sich alles getan hat, seit meinem letzten Besuch.“

„Wenn Sie mir bitte folgen wollen.“ Fred Mortimer machte eine einladende Geste. Sofort hefteten sich zwei Sicherheitsleute an seine Fersen. Kurzentschlossen drehte sich Mc Allister um.

„Meine Herren, ich glaube nicht, dass ich hier bei meinen Mitarbeitern in Gefahr bin. Oder?“ Er hakte sich lachend bei einem der Mädchen unter, die ihm den Korb gebracht hatten. „Ich fühle mich von den Damen durchaus gut beschützt. … Geben Sie auf mich acht, Lady?“

„Klar doch, Boss!“ Die junge Frau strahlte. Sie platze fast vor Stolz.

„Aber Herr Hofmann …“

„Aber Herr Hofmann, aber Herr Hofmann. Wem gehört dieses Unternehmen?“

„Ihnen.“

„Richtig. Und wer ist Herrn Hofmanns Stellvertreter in diesem Werk? … Mortimer. Sie haben es gerade gehört. Fred, können Sie für meine Sicherheit garantieren?“

„Aber selbstverständlich, Sir. Meine Herren, es reicht vollkommen, wenn Sie hier auf Professor Cunningham warten.“

„Wunderbar. Auf geht's!“ Damit schob Mc Allister mit seiner neu rekrutierten Eskorte ab. Die Wachmänner wagten keinen weiteren Widerspruch.

Eigentlich wirklich keine schlechte Sache, so ein reicher Unternehmer zu sein, dachte sich der Schotte. Er hatte es nicht für möglich gehalten, dass es so leicht würde, seine Entführer abzuschütteln. Natürlich war ihm klar, dass er damit noch nicht auf der sicheren Seite war. Er lief mit einem gefälschten Pass unter falschem Namen herum. Nicht freiwillig zwar, aber immerhin. Deshalb: Ruhe bewahren und nicht hektisch werden. Für den Moment interessierte er sich wirklich und ernsthaft für die Cunningham Enterprises.

Es wurde eine spannende Runde. Mc Allister hatte zwar nicht die geringste Ahnung von den Besonderheiten dieses oder jenes Fertigungsverfahrens. Er wusste nichts davon, ob und wie die Qualität eines bestimmten Chips die Leistungsfähigkeit von Computern beeinflusste. Schon gar nicht konnte er beurteilen, mit welchen neuen Produkten eine führende Position auf dem Weltmarkt zu behaupten war. Was er allerdings ziemlich gut einschätzen zu können glaubte, das war, ob ihn jemand belog, ob man ihm Potjomkinsche Dörfer vormachte oder ob ein Produktionsablauf wirklich wie beschrieben funktionieren konnte. Und in diesen Punkten war er sich ganz sicher: Das hier war alles echt. Die Menschen waren echt, ihr Engagement und ihre Erfahrungen.

Blieb die Frage nach den Zahlen, die ihm Hofmann gestern auf der Terrasse präsentiert hatte. Der Kieferchirurg beschloss, den direkten Weg zu gehen. Er suchte einen Platz, an dem er Mortimer unter vier Augen sprechen konnte. Einen Platz, an dem es für den technischen Leiter keine Ausflüchte gab, an dem er keine Angst haben musste, dass Mithörer wichtige Interna aufschnappten. Die Gelegenheit bot schließlich die Herrentoilette.

„Jetzt mal Klartext, Fred. Hier hört uns keiner zu. Muss ich mir Sorgen machen? Halten wir im internationalen Geschäft mit oder müssen wir fürchten, irgendwann Insolvenz anzumelden?“

„Wie kommen Sie denn darauf? Hat Ihnen Herr Hofmann nicht …?“

„Ich bin mir seit meinem Unfall nicht mehr sicher, was ich ihm glauben kann. Deshalb frage ich Sie. Hier und jetzt. Wie steht das Unternehmen da?“

„Sir, ich bin nur der technische Leiter. Ich verfüge nicht über alle Informationen, die Hofmann hat. Aber eins weiß ich: Wir bekommen reihenweise Übernahmeangebote, weil wir die Besten sind. Die Besten, nicht die Größten.

Ein Familienunternehmen hat immer strategische Nachteile gegenüber den multinationalen Aktiengesellschaften. Aber auf den Feldern, auf denen unsere Stärken liegen, dominieren wir den Markt. Die Gewinnlage ist stabil. Hofmann hat im letzten Jahr in Ihrem Namen, seit Ihrem Unfall, zweimal die Löhne und Gehälter der Belegschaft angehoben, was übrigens lange überfällig war. Er hat die Pensionskasse aufgestockt, das Betriebshospital mit neuen Gerätschaften ausgestattet und gerade kürzlich die Gründung eines eigenen Kindergartens angeregt. Die Planungen laufen. Das alles würde er nicht tun, wenn die Betriebsergebnisse nicht glänzend wären. Er ist kein Hasardeur."

„Nicht?"

„Ganz gewiss nicht. Er ist es, der hier alles am Laufen hält, wenn Sie keine Zeit haben oder nicht gesund sind."

„Interessant. Sehr interessant. Und wir haben ein Betriebshospital?"

„Ja. Das Cunningham Memorial."

„Bitte? Ein Krankenhaus als Denkmal für mich?"

„Nicht für Sie. Für Ihren lieben Herrn Vater."

„Ach. Ich dachte, ich bin ein Waisenkind?"

„Schon, aber irgendeinen Vater werden Sie schließlich gehabt haben, der Ihnen den Namen mitgab. Jedenfalls war das die Erklärung damals, als das Hospital eingeweiht wurde."

„Aha. Wäre da ein eigenes Waisenhaus nicht logischer?"

„Das können Sie ja noch gründen, wenn Sie wollen. Aber da haben Sie sich schon vor vielen Jahren von Hofmann überreden lassen, lieber den vielen Vorhandenen mit Spenden zu helfen, als selbst eines zu betreiben."

„Klingt logisch." Er schloss seinen Hosenstall und trat ans Waschbecken.

„Letzte Frage, bevor wir diesen heimeligen Ort verlassen: Habe ich nach dem Sturz in meinem Hospital gelegen?"

„Soweit ich weiß, nicht. Auf Grund der Schwere Ihrer Verletzungen mussten Sie in eine Spezialklinik. So übermittelte es jedenfalls Herr Hofmann."

„Aha." Womit das intime Gespräch ein Ende hatte. Mc Allister kam zu dem Schluss, dass es sich vielleicht doch lohnte, mal einen Blick in die Cunningham Biografie zu werfen.

Zum Mittag hatte Mortimer auf Hofmanns Geheiß einen Tisch in einem nahen Nobelrestaurant reserviert. Worüber sich Mc Allister wunderte. Allerdings

musste es zu Hofmanns Strategie gehören, den armen kranken Mann wenn schon denn schon möglichst vielen vorzuführen. Der Belegschaft, der Öffentlichkeit, ... Warum auch immer. Das gefiel ihm nicht. Zwar hatte er sich jetzt auf das Spielchen des Trios eingelassen, was aber nicht hieß, dass er jeden Spielzug mitgehen musste. Hier im Betrieb fühlte er sich sicherer. Außerdem hatte er das Bedürfnis, seinen lange vernachlässigten Mitarbeitern irgendwie Solidarität zu demonstrieren.

Kurzerhand bat er, den Tisch abzubestellen. Stattdessen wolle er die Mahlzeit in der Betriebskantine einnehmen. Am liebsten an einem Tisch mit anderen Kollegen. Vielleicht mit den beiden netten Damen vom Vormittag und auf alle Fälle mit dem Arzt, von dem er gern einen ersten ausführlichen Bericht über den Zustand der beiden Patienten zu hören gedächte.

Wenig später saßen sie zum Gaudi sämtlicher Angestellter in trauter Runde mitten im ausgedehnten Speisesaal des Werkes und ließen es sich schmecken. Der Professor hatte sogar darauf bestanden, sich ordnungsgemäß in der Schlange am Buffet anzustellen. Beim Essen redeten sie über dies und das.

Der Doktor teilte mit, dass beide Patienten wieder bei Bewusstsein wären. Als sie jedoch realisierten, in welcher Lage sie sich befänden, wären sie hyperaktiv geworden. Er musste sie erneut ruhig stellten. Beinahe hätte Mc Allister laut losgelacht. Er riss sich aber zusammen und zeigte sich besorgt.

„Und, waren es Drogen?“

„Das kann ich nicht mit letzter Sicherheit sagen. Die Testreihen im Labor laufen. Die Sache mit der Spritze in der Tasche war zumindest merkwürdig. Wäre ein Anschlag denkbar?“

„Was meinen Sie, sollten wir die Polizei verständigen?“

„Ich weiß nicht“, meinte Mortimer, „es könnte negativ für’s Image der Firma sein.“

„Wenn Polizei und Öffentlichkeit es erst aus der Zeitung erfahren, weil irgendjemand plaudert, ist es schlimmer. Eigentlich bin ich immer für offene Karten.“ Die anderen stimmten ihrem Chef zu. Weswegen der sich ein Telefon reichen ließ, persönlich das LA Police Department informierte und um Beratung bat.

Er musste nicht lange warten. Schon bald nach dem Essen fanden sich zwei Ermittler in Hofmanns Büro ein. Mit von der Partie: der Arzt, Mortimer, der

falsche Professor und Marty. Das war Mc Allisters Wunschkombination. Er hatte einen Plan, den die anderen kennen sollten. Zumindest die Rahmendaten. Vor allem Marty. Mc Allister wollte sich nicht direkt outen, aber wenigstens die Gelegenheit nutzen, sich abzusichern und als deutliche Machtdemonstration gegen seinen verräterischen Chauffeur in aller Öffentlichkeit zum Gegenschlag auszuholen. Vermutlich hatte Marty bereits gestrichen die Hosen voll, als die Polizisten den Raum betraten. Damit musste er leben. Was hatte er sich auf dieses falsche Spiel eingelassen? Der Professor eröffnete die Runde mit ernster Miene:

„Meine Herren, ich muss Ihnen eine unerfreuliche Mitteilung machen, meine Person betreffend. Ich bin nicht Professor Cunningham." Marty zuckte zusammen. Die anderen sahen ihn erstaunt an. „Ja, es ist leider zutreffend. Ich bin nicht ich selbst. Nicht mehr. Ich habe mit meinem Sturz zu viele Erinnerungen verloren, als dass ich noch der Steven Cunningham sein könnte, der ich einmal war. Ich habe zwar einen amerikanischen Pass, in dem steht, ich sei es, aber ich weiß fast nichts über mich und meine Mitarbeiter."

Marty verdrehte die Augen und atmete auf. Er hatte kurz vor dem Herzinfarkt gestanden, hockte fluchtbereit auf einer schmalen Kante seines Stuhles und schwitzte Blut und Wasser. Nach Mc Allisters letzten Worten, ging es ihm etwas besser. Etwas, nicht viel.

„Heute wurde ich nun mit der Möglichkeit konfrontiert, dass meine engsten und vertrautesten Partner, privat wie im Unternehmen, möglicherweise ein Drogenproblem haben. Es könnte aber alles auch ganz anders sein. Vielleicht war das Ganze ein perfider Anschlag und galt eigentlich meiner Person?"

„Wie meinen Sie das?" fragte einer der Beamten.

„Nun, welcher normale Mensch trägt, wie es mir der Herr Doktor über Herrn Hofmann schilderte, eine starke Spritze offen in der Jackentasche mit sich herum und jagt sie sich dann durch die Hose selbst ins Bein? Wenn Sie mich fragen, das klingt nach Gehirnwäsche, Manipulation. Und Nora? Ich kenne sie als nüchterne, seriöse, zuverlässige Person. Für mich unvorstellbar, dass sie sich derart zudröhnt." Er blickte Marty an. Der wurde erst rot, dann blass. Er begann wieder zu schwitzen. Mc Allister fuhr ungerührt fort. „Ich bin mir sicher, dass die Ursache für all die Geschehnisse nicht in meinem Hause liegt. Für die Familie

von Marty … Marty, wie heißen Sie gleich?“ Marty war völlig von der Rolle. Er verstand nur Bahnhof.

„Äh, na, heißen Marty, Señor.“

„Das weiß ich. Ich meine, mit Familiennamen.“

„Sanchez. Sanchez heißen Marty, Señor Mc All… Professor.“ Jetzt war es an Mc Allister, die Augen zu verdrehen. Hoffentlich verdarb der gute Marty nicht alles. Hatte er dem kleinen Mexikaner zu viel zugemutet?

„Ja richtig, also für die Familie von Mr. Sanchez lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Wie hat er Sie gerade genannt?“ hakte der andere Polizist nach. „Mc Al…?“

„Der gute Marty ist durch die Ereignisse der vergangenen Tage und Stunden hoffnungslos überfordert. Er bringt alles durcheinander. Und ja, tatsächlich, jetzt fällt es mir wieder ein. Wir haben uns kurz vor meinem Sturz dem Thema Ahnenforschung gewidmet. Dabei fanden wir heraus, dass der Name Cunningham im Schottischen in eine ferne verwandtschaftliche Beziehung zum alten Stamm der Mc Allisters gesetzt wird. Sehr lustig, dass das in seinem Kopf hängen geblieben ist. Aber das gehört nicht hierher.“

„Hm. Und was sollten wir Ihrer Meinung nach tun? Alles, was Sie hier äußern, sind Vermutungen. Bevor konkrete Fakten von der Untersuchung auf dem Tisch liegen, können wir nichts machen.“

„Bestünde denn nicht die Möglichkeit, Hospital und Haus eine Weile polizeilich zu observieren? Wer einmal einen Anschlag zumindest teilweise erfolgreich zu Ende gebracht hat, versucht es vielleicht ein zweites Mal.“

„Wie viele Polizisten müssten wir da auf einen bloßen Verdacht hin abstellen? Wissen Sie, was das kostet?“

„Geld spielt für mich keine Rolle. Ich übernehme alles.“

„Mag sein. Aber das nutzt nichts. Für Ihren Betrieb hier könnten wir natürlich in Kooperation mit den Kollegen hier tätig werden, aber für Santa Barbara ist schon wieder ein ganz anderes County Department zuständig. Da dürfen wir gar nicht tätig werden.“

„Das heißt, abwarten bis erst wirklich etwas Handfestes passiert ist?“ Die beiden Officers zuckten mit den Schultern. Fred Mortimer, der die ganze Zeit aufmerksam zugehört hatte, meldete sich zu Wort.

„Sir, meine Herren, wenn ich einen Vorschlag …?“

„Bitte."

„Was wäre, wenn wir für die Überwachung eine gute Privatdetektei …" Mortimer sprach von „wir", wofür Mc Allister ihn hätte küssen können. Er nickt ihm aufmunternd zu. „Und wenn die dann zu brauchbaren Ergebnissen kommen sollte, können wir immer noch die Polizei … oder eben nicht, falls nicht."

„Ein ausgezeichneter Gedanke! Was meinen Sie, meine Herren vom LAPD?" Der vermeintliche Professor zeigte sich begeistert. „Einen Mann könnten wir Marty als Gärtner zur Seite geben. Ein zweiter wird im Krankenhaus als Pfleger untergebracht, solange die beiden Herrschaften noch bettlägrig sind. Und einer könnte in unsere Security Abteilung eingeschleust werden. Also, da würde ich mich natürlich schon viel sicherer fühlen. Solange es nur eine solide Detektei ist, die allen Betroffenen neutral gegenüber steht und bei Ihnen für gute und gesetzestreue Arbeit bekannt ist. Hm?" Die beiden Polizisten sahen sich an.

„So eine Detektei, die groß genug ist, gäbe es schon. Genau genommen ist es ein Verbund mehrerer guter Privatdetektive, die gelegentlich zusammenarbeiten. Es sind ehemalige Kollegen. Wir könnten Ihnen einen Kontakt herstellen."

„Tun Sie das, meine Herren. Tun Sie das, bitte. Fred, würden Sie bitte alles Notwendige für mich organisieren und mir dann Bescheid geben? Auf Herrn Hofmann und Nora können wir ja leider im Moment nicht bauen." Mortimer nickte.

„Selbstverständlich, Sir. Umgehend." Mc Allister wandte sich an den Arzt.

„Und Sie sorgen bitte dafür, dass die beiden Kollegen in unserem Hospital gründlichst untersucht und notfalls entgiftet werden. Im Zweifel können Sie sie gern zusätzlich ein paar Tage zur Beobachtung behalten. Ich denke, Fred, Sie werden es bestimmt auch ohne Herrn Hofmann eine Weile schaffen, nicht wahr?"

„Aber selbstverständlich, Sir." Fred schwoll die Brust vor Stolz über das Vertrauen, dass ihm der Boss entgegenbrachte. In dem würde er ab sofort den zweiten Verbündeten haben. Mc Allister jubilierte innerlich. Nach außen lächelte er väterlich und fuhr fort.

„Nora und Karl sollen erst richtig gesund werden, bevor es für sie wieder an die Arbeit geht. Der Detektiv wird für ihre Sicherheit sorgen. Falls Ihnen das nicht reicht, Doktor, lassen Sie es mich wissen. Dann stellen wir noch ein paar Leute meiner Security ab, damit kein Unbefugter Zutritt erlangt. Ich werde Ihnen

eine Besucherliste zukommen lassen. Marty, wir warten mit unseren Freunden vom Wachdienst hier, bis der Detektiv kommt, der Ihr Gehilfe wird. Den nehmen wir dann gleich mit. Ich bewege mich jedenfalls keinen Meter aus diesem Büro, bis das nicht geklärt ist."

Damit war das Gespräch beendet. Die Polizisten tauschten mit Mortimer Daten aus. Der Betriebsarzt wartete, bis klar war, wer zu ihm als „Pfleger" kommen würde, dann kehrte er ins Krankenhaus zurück.

Marty sprach die ganze Zeit kein Wort. Nur manchmal blitzte er Mc Allister unverhohlen feindselig an. Der Schotte bemerkte die Blicke sehr wohl, ignorierte sie allerdings geflissentlich. Er hatte sein Ziel erreicht. Nora und Hofmann waren kaltgestellt. Jeder ihrer Schritte würde überwacht werden. Mit wem sie Kontakt bekamen, bestimmte ab jetzt er. Marty hatte ebenfalls einen persönlichen Wachhund. Extratouren waren nahezu unmöglich.

Mit Mortimer vereinbarte der Schotte, dass die Detektei über den neuen „Gärtner" direkt an den Professor und telefonisch an den technischen Leiter berichten sollte. Um außerdem abhörsichere Querverbindungen zu schaffen, versprach Mortimer, neue Telefone zu besorgen, deren Nummern nur ihm und Cunningham bekannt sein sollten. Das war besonders wichtig, da Nora ihm, als er betrunken war, sein Mobiltelefon abgenommen hatte. Andere Verbindungen vom Haus aus durfte er bisher nicht nutzen. Und selbst wenn sich daran nun etwas änderte, wer konnte sagen, wer alles mithörte?

Kurz und gut, Mc Allister konnte guten Gewissens weiter den Multimilliardär spielen, dem Geheimnis des echten Cunningham auf die Spur kommen und dabei trotzdem relativ sicher vor künftigen Anschlägen leben. Eine Aussicht, die ihm äußerst behagte. Abenteuer pur.

Es war ein Sieg auf der ganzen Linie. Gewiss, er spielte das Spielchen, das sich Nora Paulsen, Karl Hofmann und Marty Sanchez ausgedacht hatten. Nur nicht so, wie die es sich vorgestellt hatten. Ab sofort lief es nach seinen Regeln. Wermutstropfen: Blöderweise wusste er noch immer nicht, worum es in diesem Spiel eigentlich ging. Als einziger, vermutlich.

Kapitel 6 - Von Schotten, Ufos und Delphinen

Mc Allister saß mit einem Scotch in der Bibliothek und blätterte in „seiner“ Biografie. Draußen ließ sich der neue Gärtner von einem spürbar nervösen Marty in die Geheimnisse des Cunninghamschen Parks einführen. Drinnen vertiefte sich der strahlende Held des Vormittags in die zweifellos beschönigende Beschreibung seines Doppelgängers. Eine pikante Situation. Einerseits brauchte er den Privatdetektiv, einen gewissen Mathew Evans, um Marty im Schach zu halten, andererseits durfte der Schnüffler nicht zu viel herausfinden. Durch seine Entscheidung war er vom Opfer zum Mittäter geworden. Darum hatte er auch das Kontaktverbot der Kinder nicht angetastet. Eine falsche Frage, eine falsche Antwort … Wirklich pikant.

Mc Allister hoffte, in der Cunningham Biografie verwertbare Hinweise zu finden. Hinweise, die zur Lösung des Rätsels um den Professor führen konnten. Gerade in dieser Hinsicht war das Werk allerdings eine Enttäuschung. Es endete bereits vor einigen Jahren. Die letzten Seiten drehten sich um den Einstieg von Karl Hofmann als Geschäftsführer, der das Unternehmen in der Ära der superschnellen Rechner nach schwierigen Jahren wieder auf Erfolgskurs brachte. Ungefähr zur gleichen Zeit wandte sich der Milliardär der Erforschung fliegender Untertassen zu. Interessanterweise kamen jedoch auch soziale Engagements wie zum Beispiel die Errichtung seines Krankenhauses neu auf die Tagesordnung.

Irgendwie schien das eine mit dem anderen zu tun zu haben. Einschließlich des Erscheinens eben jener Biografie, die Mc Allister gerade in Händen hielt. Denn der Professor wurde im Buch als bis dahin sehr öffentlichkeitsscheu dargestellt. Der Autor feierte sich ein ums andere mal, dass es ihm mit Unterstützung des Geschäftsführers gelungen sei, als erster tieferen Einblick in das Leben des Aufsteigers aus Schottland erhalten zu haben.

Klar, natürlich war das hier keine investigative Recherche sondern ein Auftragswerk. Geschickte PR, um das Image eines Superreichen aufzupolieren, der genau das dringend nötig zu haben schien. Denn wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, entdeckte in Cunningham ein ziemlich egoistisches Ekel. Einen rücksichtslosen Ausbeuter der eigenen Arbeitskraft und derjenigen seiner Mitarbeiter. Bis Hofmann kam.

Was hatte Mortimer gesagt? Die zweifache Lohnerhöhung wurde von Hofmann erst nach dem Unfall des Professors angewiesen? Also möglicherweise ohne dessen Wissen. Hm?

Karl Hofmann besaß offenbar im Unternehmen tatsächlich allumfassende Vollmachten. Erstaunlich genug, bei einem Egomanen wie Cunningham. Der Grund dafür leuchtete allerdings ein. Betrachtete man die Beschreibungen in der Biografie nämlich unter dem Gesichtswinkel von Hofmanns Wirken, dann war er es gewesen, der aus einem ausgebrannten Workaholic mit schwächelnder Firma den Inhaber eines Weltunternehmens gemacht hatte. Professor Steven Cunningham schien sich in der Folge zunehmend von fast allen geschäftlichen Entscheidungen zurückgezogen zu haben. Ihm war in den vergangenen Jahren möglicherweise relativ gleichgültig geworden, was sein erster Mann in der Firma trieb, solange dieser nur seinen Reichtum mehrte.

Womit der Eigentümer der Cunningham Enterprises als Strippenzieher von Mc Allisters Entführung im Prinzip ausschied. Die kriminelle Tat konnte nur auf Hofmanns Konto gehen. Andererseits, wie passte sie zu dessen sozialen Wohltaten?

Der Doktor grübelte. Keine voreiligen Schlüsse. Die Mafia in Sizilien sorgte schließlich ebenfalls liebevoll für die Armen der Region. Wie er den Deutschen kennengelernt hatte, durfte er sich keinen Illusionen hingeben. Im Gegenteil.

Weiter: Wenn sein Doppelgänger als Kopf der Bande ausfiel, wohin war dieser Steven Cunningham verschwunden, dass Hofmann eine Marionette an dessen Stelle benötigte? Was hatte es mit dem vermaledeiten Unfall auf sich? Womöglich ein Mord? War der Professor kriminellen Machenschaften seines Adlatus‘ auf die Spur gekommen? Ließ sich allein mit Mikroelektronik überhaupt so viel Geld verdienen?

Weit weniger spannend fand Brian Mc Allister den Anfang des reichlich bebilderten Buches. Cunningham war als Neugeborenes von seiner Mutter in einem Waisenhaus nahe Edinburgh abgeliefert worden. Mehr als seinen Namen hatte er nie von ihr erfahren. Als er volljährig wurde, ging er nach Amerika und gründete seine Firma. Es folgten Fotos des jungen Chefs in der Edinburgher Altstadt, auf dem Schiff, vor der Freiheitsstatue, Fotos an der Werkbank, mit dem ersten selbstverdienten Geld, im ersten Auto. Meist war der Kerl allein abgebildet. Ein Einzelgänger.

Mc Allister gähnte. Immerhin hatten die Entführer Glück gehabt, ausgerechnet in Edinburgh jemanden zu finden, der dem alten Herrn ähnlich sah. Da gab es bei Leuten, die Cunningham kannten, wenigstens keine Probleme wegen der Aussprache.

„Diesen Dialekt kriegst du dein Lebtag nicht los!“ knurrte er. Erschrocken blickte sich der Zahnarzt um. Hoffentlich hatte niemand sein Selbstgespräch belauscht. Es wäre ihm peinlich gewesen. Außer ihm hielt sich jedoch niemand in der Bibliothek auf.

Ja, der Edinburgher Dialekt. Er hatte sowohl beim Studium als auch danach viel Zeit und Kraft in Sprachübungen investiert. Vergebene Liebesmüh. Nur, wie waren die Leute eigentlich gerade auf ihn gestoßen? Merkwürdig. … Das heißt, andererseits, im Facebook-Zeitalter …

Im Nachhinein betrachtet war es wohl ein gravierender Fehler gewesen, den Account überhaupt einzurichten. Da hatten sie zweifellos das Bild für seinen Pass her. Verdammte Eitelkeit. Er hatte sich durch den möglichen Sympathie-Effekt beim „Freunde“ sammeln neue Kunden für seine Praxis erhofft. Sch… Dr. Brian Mc Allister klappte das Buch zu und gähnte. Zeit fürs Dinner.

Der weitere Abend verlief nicht sonderlich ereignisreich. Der Hausherr hatte seinen Gärtner eingeladen, mit ihm zu essen. Dabei tauschten sie erste Eindrücke und besprachen das weitere Vorgehen. Mathew Evans erwies sich als heller Kopf mit schneller Auffassungsgabe. Dass es bei dem Job um mehr ging als simple Überwachung, war ihm von der ersten Sekunde an bewusst gewesen. Cunningham Mc Allister musste auf der Hut sein. Dennoch war ihm ein solcher Partner deutlich lieber als irgendeine Dumpfbacke. Evans war ihm sympathisch, und er hatte das Gefühl, dass die Sympathie auf Gegenseitigkeit beruhte. Sie einigten sich auf eine unaufgeregte, diskrete Observierung. Der Detektiv erhielt ein schönes Zimmer im Haus zugewiesen. Natürlich Vorschuss und Spesen.

Marianna, die wie meist servierte, betrachtete die beiden Männer mit unverhohlener Neugier. Gemischt mit einem Schuss Bewunderung. Keine Spur mehr von der beleidigten Leberwurst. Mc Allister hatte keine Ahnung, wieviel ihr Marty erzählt haben mochte. In jedem Fall war es genug, um ihre Sicht der Dinge gründlich umzukrempeln. Er war sich einigermaßen sicher, ab jetzt nicht mehr von ihr belästigt zu werden.

Nach dem Dinner, als alles Wesentliche geklärt war, zog sich Professor Cunningham schnellstens auf sein Zimmer zurück. Er wollt jetzt vor allem allein sein. Ein wenig abschalten.

Das geräumige Schlafzimmer nahm fast den kompletten Nordflügel der Villa ein. Große Fenster und mehrere Türen öffneten Blick und Zugang zu einem breiten, das Haus vollständig umlaufenden Balkon. Womit sowohl die wärmende Morgen- als auch die romantische Abendsonne bei Bedarf Einlass fanden. Mittags spendeten Haus und Dach Schatten. Die Architektur mit schlanken Säulen, die das überstehende Dach stützten, erinnerte ein wenig an den gediegenen Kolonialstil alter Farmhäuser in Luisiana. Anders als dort war Cunninghams Personal jedoch im Haus untergebracht. Es bewohnte den Südflügel.

Brian Mc Allister öffnete eine der Balkontüren im Westen, dem Sonnenuntergang entgegen. Draußen standen Liegestühle, ein Tischchen und jede Menge Windlichter. Tisch und Stühle erwiesen sich als einigermaßen sauber. Die Kerzen musste er erst von Spinnweben und trockenen Blättern befreien, bevor er sie so verteilen konnte, wie er sich das für einen gemütlichen Abend vorstellte. Sie waren seit Monaten nicht benutzt worden. Ihre Reinigung gehörte wohl nicht zum täglichen Pensum von Marianna.

Er holte sich seinen Whisky von der Minibar und ließ sich endlich in einem der Liegestühle nieder. Was für ein Ausblick! Ziemlich dicht neben seinem Balkon blühten schlanke Palmen. Ihre langen rosafarbenen Blütengirlanden wehten sanft im auflandigen Pazifikwind. Vor ihm, unten im Tal der Santa Barbara Bucht, bereitete sich die kleine Stadt auf die Nacht vor. In der State Street, der langen geraden Hauptstraße, die Down Town SB ziemlich genau in zwei Hälften teilte, flammten die ersten Lichter auf. Hinten, überm Meer, näherte sich eine riesige tiefrote Sonne dem Horizont. Genau zwischen zwei Inseln. Wenn Mc Allister die Landkarte, die unten im Salon hing, richtig in Erinnerung hatte, waren das die sogenannten Channel Islands Santa Rosa und Santa Cruz. Rechts und links davon lagen noch zwei kleinere Kanal Inseln. San Miguel und Anacapa.

Geografie war ein Hobby des Kieferchirurgen. Er wollte immer gern mehr über die Gegend wissen, in der er sich gerade befand. Und speziell die hiesige spanische Besiedlungsgeschichte fand er höchstinteressant.

Links der Inseln entdeckte er etliche dunkle Punkte auf dem Wasser. Aufgereiht wie Perlen an einer Schnur. Nur nicht so schön. Was mochte das sein? Schiffe? Wenn überhaupt, lagen sie auf Reede, denn sie bewegten sich nicht vom Fleck. Was aber auch Unfug war, denn Santa Barbara besaß keinen großen Überseehafen und benötigte folglich keine Warteschleife für Ozeanriesen.

Diese dunklen Flecken ließen Mc Allister keine Ruhe. Was ein richtiger Professor war, der besaß sicher ein Fernglas oder etwas in der Art. Er marschierte ins Zimmer und durchwühlte sämtliche Schubfächer und Schränke. Tatsächlich wurde er fündig.

Gespannt trat er an die Balkonbrüstung, setzte das Glas an die Augen und setzte es ab. Diese Amis schreckten wirklich vor nichts zurück. Die hatten hier das Paradies vor der Haustür und montierten Ölplattformen mitten hinein. Am liebsten hätte er befohlen, die Plattformen zu kaufen, um sie abreißen zu lassen, weil sie ihm die Abendstimmung verdarben. Allerdings befürchtete er, dass dafür selbst das umfangreiche Vermögen eines Professor Cunningham nicht reichen würde.

Er nahm den Feldstecher wieder hoch. Etwas bewegte sich draußen auf dem Wasser, angestrahlt von den letzten flach streifenden Strahlen der untergehenden Sonne. Er hielt die Luft an: Delphine! Wenn sie aus dem Wasser sprangen, schillerten die hochspritzenden Tropfen wie Diamanten. Dass es ihm vergönnt war, so etwas Schönes zu sehen! Irgendwie unwirklich. Viel zu schön, um wahr zu sein. Ein bisschen fühlte er sich wie ein Alien, der auf einem unbekannten Planeten gestrandet war. Auf einem Planeten, den es nach und nach zu entdecken galt. Wenn Cunningham bei diesem Ausblick genauso empfand, war ihm sein Ufo-Spleen nicht zu verübeln.

Langsam wurde es Zeit, die Windlichter zu entzünden. Von unten leuchtete Santa Barbara, hier oben schuf sich der schottische Arzt die seines Erachtens angemessene Stimmung dazu. Schließlich hatte er möglicherweise Damenbesuch zu erwarten.

Er sah dem Treffen allerdings mit gemischten Gefühlen entgegen. Was sollte er dem Mädchen nach diesem verrückten Tag erzählen? Ein wenig hoffte er fast, Carina würde nicht kommen. Trotzdem bereitete er sich vor, stellte einen zweiten Liegestuhl neben den Tisch. Nochmal wollte er sich nicht im Bett überraschen

lassen. Er war außerdem viel zu aufgekratzt, um zu schlafen. Sollte er dennoch müde werden in dieser Nacht: Die Stühle waren weich genug.

Zum Schluss überprüfte Mc Allister die Minibar. Sie war bestens bestückt. Er schenkte sich Whisky nach und setzte sich in seinen Liegestuhl.

Kapitel 7 - Balkongeflüster und offene Rechnungen

Es ging auf Mitternacht zu. Allmählich verstummten die Geräusche im Haus. Von Ferne drangen das mächtige Rauschen der Pazifikwellen und das leise Brummen des Highways zu ihm. Ab und an wehte der Wind Fetzen verlorener Diskobeats aus einem der Down Town Clubs herauf in die Berge. Die Grillen stimmten ihre Instrumente. Bald würde ihr Konzert alles andere übertönen.

Dr. Brian Mc Allister stand auf, trat an die Brüstung und betrachtete den Sternenhimmel. Ob es da oben wirklich Leben gab? Eine Diele knarrte. Er drehte sich um.

„Hola!“

„Guten Abend. Schön, dass du kommst, Carina.“

„Schön, dass Sie sich drüber freuen.“ Im Gegensatz zur vorhergehenden Nacht erschien sie unspektakulär normal gekleidet. Enge Jeans, leichtes Top.

„Setz dich. Möchtest du was trinken? Ein Glas Wein vielleicht?“

„He, ich werde erst nächsten Monat 21.“

„Ach ja, ich vergaß, wir sind in Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten.“

„Richtig. Aber wenn Sie mich so fragen, dann bitte das gleiche wie Sie.“

„Einen Scotch?“

„Scotch.“

„Du bist hart im Nehmen.“ Er musste lachen. „Na prima. Jedenfalls beweist du Geschmack.“

„Danke.“ Sie setzte sich in den bereitgestellten Liegestuhl, während Mc Allister von seiner Hausbar ein Glas holte.

„Darf ich ein bisschen Wasser dazu …?“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Madame.“

„Psch.“

„Ja. Ja, du hast recht.“

„Zumal jetzt, wo Sie uns den Detektiv ins Haus geholt haben.“

„Du hast dich mit dem neuen Gärtner schon angefreundet?“ Er reichte ihr den Whisky und ein Glas Wasser.

„Danke. Das nicht, pero mi Padre schimpft wie ein Rohrspatz auf ihn und Sie und verflucht die Stunde, in der er Sie von der Beautyfarm abgeholt hat.“

„Cheers!“

„Cheers!“ Sie stießen an. Lange ruhte ihr Blick auf ihm.

„Wer sind Sie?“

„Steven …“

„Versuch mich nicht zu verarschen. Bitte. Ich bin gerade dabei, dich sympathisch zu finden. Versau es nicht.“

„Du hast recht. Normalerweise würde ich sagen, nenn mich Brian. Aber ich schätze, es wäre im Moment für uns beide gefährlich, diesen Namen auszusprechen. Können wir deshalb bis auf Weiteres bei Steven bleiben?“

„Okay. Und weiter? Die Nummer mit der Beautyfarm war ein Witz. An deinem Koffer hingen Adressbändchen von British Airways.“

„Gut beobachtet. Das war aber nicht meine Idee. Kannst du bitte etwas näher ... Ich will nicht so laut reden.“ Sie rückten beide ein Stück aufeinander zu.

„Da bin ich. Nun? Ich habe vom Fenster gesehen, wie du weg wolltest und sie dich mit gezogenem Colt aufgehalten haben. Wer bist du und warum bist du hier?“

„Gut. Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit. Mein Name ist Brian Mc Allister. Ich wohne in Schottland, in Edinburgh. Ich bin Zahnarzt. Genauer gesagt, Kieferchirurg. Ich habe die Einladung zu einem Kongress in Santa Barbara erhalten, dazu Flugtickets. Also bin ich nach LA geflogen, wo ich abgeholt werden sollte. Tatsächlich kam jemand. Dein Vater. Den Rest kennst du. Sie habe mir den Pass abgenommen. Bis heut morgen war ich quasi ihr Gefangener.“

„Also eine echte Entführung. Und Pa mittendrin. Warum?“

„Wenn ich das wüsste. Es scheint ein Plan von Hofmann und Nora Paulsen zu sein. Allerdings ein Plan, bei dem deine Eltern mitspielen. Gestern hatte ich darum noch vor, zu fliehen …“

„Das war mein Eindruck. Deshalb wusste ich auch gleich, worum es ging, als Nora heute Morgen unbedingt den Orangensaft höchst persönlich anrichten wollte.“

„Du wusstest davon?“

„Ich hab‘s gesehen. Aber weil wir den Gläsersatz zweimal haben, hab ich die Inhalte umgeschüttet, bevor Madre alles rausgetragen hat.“

„Du warst das? Dann hast du mich gerettet!“

„Wieso? Was ist denn eigentlich genau passiert?“

„Das glaubst du mir nie."

„Probiers." Er erzählte ihr die Geschichte, wie sie im Auto abgelaufen war. Carina hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht laut loszulachen.

„Schöne Kidnapper. Und jetzt?"

„Na ja, weil Hofmann und Nora erstmal außer Gefecht sind und dein Dad Dank Herrn Evans nichts gegen mich unternehmen kann …"

„ … hast du dir gedacht, du spielst die Schmierenkomödie einfach weiter, um rauszukriegen, was sie von dir wollen."

„Hast du eine Ahnung?"

„Ganz ehrlich, nein."

„Ob sie ihn umgebracht haben?"

„… Nein. Ich war beim Unfall dabei. … Der Mistkerl. Ich hab`s ihm gegönnt." Mc Allister hob erstaunt die Augenbrauen.

„Aber gestern hast du doch gesagt …?"

„Ich wollte testen, was du für ein Schwein bist. Ob du deine Rolle freiwillig spielst. Mit allem, was dazu gehört. Mein Messer steckte die ganze Zeit im Slip. Wenn du mich auch nur mit einem Finger berührt hättest … Mach den Mund zu. Ich konnte doch nicht riechen, wie das alles zusammenhängt."

„Und? Was bedeutet das jetzt genau? Sag mir die ganze Wahrheit." Sie kippte ihren Whisky auf ex, schüttelte sich, spülte mit Wasser nach und starrte eine Weile stumm vor sich hin.

„Wahrheit? Was meinst du, wie die Stadt da unten heißt?" Sie wies mit der Hand ins Tal.

„Na, Santa Barbara, denk ich."

„Und was ist Santa Barbara?"

„Hm. Sagen wir, eine nette Kleinstadt?"

„Siehst du, das ist deine Wahrheit. Die Wahrheit der meisten Leute hier. Für die Indianer sieht die Wahrheit anders aus. Sie nennen die Bucht „Sjugdun". Geschrieben S I U X T U N. Und für sie ist die ein Heiligtum. So was wie der Nabel der Welt.

Eigentlich eher ihr Arsch. Aber im positiven Sinne. Als das Ende des Verdauungstraktes von Mutter Erde oder so. Nichts dagegen einzuwenden, oder? Ist, wenn schon denn schon, ein ziemlich hübscher Arsch. Guckt man gern hin, oder?

Jedenfalls, die Chumash, die hier lebten, fühlten sich als Wächter des Fleckens. Als sein Reiniger. Spirituell gesehen. Sie hatten hier einen Job zu erledigen. Vielleicht kommen sie irgendwann und holen sich zurück, was ihnen gehört. Wenn sie genug Geld oben in den Bergen von Santa Ynez in ihrem Casino verdient haben." Sie lachte bitter. „So hat jeder seine Wahrheit. Cunningham, Nora, mein Pa, Hofmann. Welche willst du hören?"

„Im Zweifel deine."

„Meine? Von mir aus. … Cunningham ist, oder war, ein Schwein. Er hat's mit meiner Mutter getrieben und gleichzeitig mit mir. Das erste Mal, da war ich gerade zwölf. Mit 15 bestand er darauf, dass ich die Schule schmeiße, damit ich nur noch für ihn da bin. Mittlerweile sind meine kleinen Schwestern auch dran."

Mc Allister war entsetzt.

„Und deine Eltern?"

„Die wollten ihren Job nicht verlieren. Sie kamen als Illegale. Bei ihm wohnen wir spitzenmäßig und er bezahlt, … bezahlte nicht schlecht für sein Vergnügen. Das ist ihre Wahrheit. Und die von Cunningham. Was ich erduldet habe, ist eine andere Rechnung. … Mehr Wahrheiten gefällig? … Was würdest du zum Beispiel von einer Wahrheit halten, in der ich erst 15 bin und nächsten Monat 16 werde statt 21? Oder ich bin 25 und werde 26? Was würde dir denn am besten gefallen? Such dir was raus." Er schwieg. „Siehst du, so ist das mit der Wahrheit. Glaub mir die von gestern oder die von heute. Oder von allem was oder gar nichts.

Was weiß ich denn, welche deiner Wahrheiten stimmt? Die von gestern oder die von heute? Es ist mir ehrlich gesagt auch völlig egal. Aber wenn ich trotzdem noch einen Whisky kriege, wäre ich dir nicht böse. … Und wenn ich dich nicht „Steven" nennen muss, Brian." Mc Allister war wie gelähmt. Es bereitete ihm Mühe, Haltung zu bewahren. Schwerfällig griff er nach der Flasche und goss beiden nach. Lange saßen sie sich gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln. Endlich raffte sich Mc Allister auf.

„Ich glaube, wir müssen herausfinden, was mit Cunningham passiert ist, dass sie jetzt einen Doppelgänger brauchen."

„Ich glaube, das ist mir scheißegal. Von mir aus kann er einbetoniert auf dem Boden des Ozeans als Fischfutter vergammeln. Interessanter finde ich, was sie

mit dir vorhatten. Es muss einen triftigen Grund geben. So ohne weiteres baut keiner so einen Scheiß. Schon gar nicht mein Pa.“

„Das eine könnte mit dem anderen zusammenhängen.“

„Vielleicht.“ Sie sah ihn durchdringend mit ihren geheimnisvollen dunklen Augen an. „Ich will nicht, dass dir was passiert, Brian. Es ist schon viel zu viel passiert. Vielleicht wäre es sogar besser, du haust ab. Für immer. Jetzt wird dich keiner mehr daran hindern.“ Er zögerte.

„Willst du mich los sein, Carina?“

„Ehrliche Antwort?“

„Ehrliche Antwort.“

„Ich will dich nicht los sein. Ich mach mir Sorgen.“

„Du? Du machst dir Sorgen um mich?“

„Ja.“

„Warum? Hast du nicht selbst genug Sorgen?“

„Wäre es möglich, dass ich dich mag? Dass ich dich nicht verlieren will, wo ich dich gerade erst gefunden habe? Kann es sein, du bist der erste Kerl, den ich kennenlerne, der mit mir reden will und nicht nur ficken?“

Er ergriff ihre Hand und streichelte sie. Es brauchte einige Zeit, bis er sich gesammelt hatte.

„Ich will dich … auch nicht verlieren. Aber genau deshalb glaube ich, ist es besser zu bleiben. Jetzt, wo ich einen kleinen Teil der Wahrheit kenne, deinen Teil. Vielleicht kann ich ja mit Hilfe der Detektive den Rest heraus bekommen. Vielleicht kann ich mich dann bei dir für meine Rettung revanchieren. Ich glaube, du hast Hilfe genau so nötig wie ich. Oder nötiger. Am liebsten würde ich dich hier raus holen.“ Sie lächelte.

„Du bist lieb. Ich mag dich. Wirklich. Aber jetzt muss ich gehen.“

„Das musst du. Sehen wir uns morgen Abend?“

„Wenn du das möchtest?“

„Ich möchte das.“

„Dann bis morgen. … Vielleicht.“

„Bis morgen.“ Sie entzog ihm ihre Hand, sprang auf, huschte lautlos den Balkon entlang und verschwand um die Hausecke. Mc Allister stand auf. Der Sternenhimmel war so klar wie zuvor. Aber irgendetwas schien trotzdem anders. Etwas in ihm drin, das er lange nicht mehr gespürt hatte.

In dieser Nacht schlief Brian Mc Allister wenig. Nicht allein um Carina und ihre Wahrheiten kreisten seine Gedanken. Sorge machte ihm, dass er keinen genauen Plan für sein weiteres Handeln besaß. Irgendwie war ihm bisher alles mehr oder weniger in den Schoß gefallen. So würde es nicht bleiben. Ein Unternehmen wie die Cunningham Enterprises seines Geschäftsführers zu berauben, war das eine. Dabei das große Räderwerk nicht zum Stillstand kommen zu lassen, das andere. Außerdem konnte ihn Untätigkeit schon bald teuer zu stehen kommen. Er würde Hofmann nicht ewig im Hospital halten können. Noch galten dessen Weisungen, die ihn mit Hilfe der Security an das Anwesen in den Bergen banden. Dass am Abend ein neuer Kollege seine Arbeit in der Nachtschicht der Wachmannschaft aufgenommen hatte, änderte nichts am Fakt an sich. Er und der Gärtner konnten sein Leben schützen. Mehr nicht.

Bei Sonnenaufgang saß Mc Allister darum bereits in der Bibliothek und übte die Unterschrift des Professors. Als Vorlage diente ihm das Faksimile eines Cunningham-Briefes, das er in der Biografie gefunden hatte. Wobei die perfekte Kopie allein nicht reichen würde. Er benötigte jemanden, der sich im Konzern auskannte. Jemanden, der offizielle Weisungen korrekt an die richtige Stelle kommunizieren konnte. Jemanden wie Nora Paulsen. Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Ein Anruf während des Frühstücks kam ihm zu Hilfe. Fred Mortimer meldete sich über das neue Diensttelefon. Er habe nachgedacht. Professor Cunningham könne nach dem vorübergehenden Verlust seiner Privatsekretärin sicher einen versierten Büroleiter brauchen. Wenigstens übergangsweise. Zumal mit Blick auf Hofmanns Erkrankung wichtige Entscheidungen anstünden. Ohne dem Vorgreifen zu wollen, sei er nämlich der Meinung, dass der Geschäftsführer nach Ende des Krankenhausaufenthalts sicher nicht sofort wieder an seinen Arbeitsplatz zurückkehren könne. Kurz, er habe sich erlaubt, einen erfahrenen und loyalen Kollegen aus dem Werk zu bitten, seinen Dienstsitz bis auf weiteres in die Villa zu verlegen. Ob das in Ordnung gehe?

Brian Mc Allister war schlicht begeistert. Mit Mortimer hatte er zweifellos aufs richtige Pferd gesetzt. Der Kerl war sein Geld wert. Er bedankte sich herzlich.

Der Sekretär, ein junger Schwarzer Ende 20, hieß Germaine Jones. Ohne groß um die Sache herumzureden, stellte er sich vor und bat, das Büro des Chefs in

Besitz nehmen zu dürfen. Was Mc Allister etwas in Bedrängnis brachte. Ihr Büro hatte Nora ihm nicht gezeigt. Er machte aus der Not eine Tugend. Da der Privatsekretär, und bliebe er nur für wenige Tage vor Ort, das ganze Haus kennen müsse, bat er Marianna, sie beide ein wenig herumzuführen. Als sie am Büro angelangt waren, weigerte sich die Frau jedoch, aufzuschließen. Señora Paulsen habe es ihr ausdrücklich untersagt, wenn sie nicht dabei sei, jemanden … Der Doktor bot ihr an, den Gärtner holen und die Tür aufbrechen zu lassen. Er würde ihr die Reparatur danach in Rechnung stellen.

Die Drohung wirkte. Gemeinsam begutachteten Jones und Mc Allister die vorhandenen Gegebenheiten. Noras Computer besaß kein gesondertes Passwort, was den Zugriff auf die wichtigsten Dateien enorm erleichterte. Während sich der Sekretär ins Firmennetz einloggte, durchforschte sein Chef die Ordner und Mappen in den Regalen. Zu seinem Leidwesen fand er weder seinen Pass noch irgendwelche Papiere zu seinem Fall. Nur einen verschlossenen Tresor. Weitere Suche zwecklos. Jones war inzwischen einsatzbereit. Mc Allister setzte sich neben ihn und überlegte kurz.

„Was würden Sie als erstes tun?“ Der Sekretär fühlte sich geehrt. Der Boss schien wirklich in Ordnung.

„Na ja, die Leiter der Betriebsteile warten auf Anweisungen der Geschäftsführung, Sir. Sie sollten sie vielleicht kurz informieren, dass Herr Hofmann einen Schwächeanfall hatte, sich aber auf dem Weg der Besserung befindet, damit sie sich keine Sorgen machen.“

„Gute Idee. Ich nehme an, die Damen und Herren können ein paar Tage selbständig handeln?“

„Gewiss. Allerdings wäre es sinnvoll, einen Vertreter für Rückfragen zu bestimmen, Sir. … Außer Sie wollen selbst …?“

„Nein, nein.“ Der Doktor lachte. „Danke, dass Sie mir das zutrauen, aber dafür bin ich zu lange raus. Hm. Gibt es einen etatmäßigen Stellvertreter?“

„Nein. Das hat Herr Hofmann bislang meist von Fall zu Fall entschieden, wenn er Urlaub machte.“

„Was halten Sie von Mortimer?“

„Fred? Ich wüsste keinen besseren. Er versteht zwar mehr von Technik als vom Geld, aber ich denke, für den Moment sind technische Fragen auch wichtiger.“

„Dann schreiben Sie das so!“ Das Schreiben ging als PDF mit Stempel und Unterschrift des Professors an alle Betriebsteile. Mortimer und die Mitarbeiter der Geschäftsführung bekamen seine offizielle Ernennung als gesonderte Information. Danach bat Cunningham Mc Allister seinen Sekretär, Noras Dateien nach Anweisungen Hofmanns zu durchsuchen, die ihn selbst beträfen. Es dauerte nicht lange, bis Jones fündig wurde. Da war es, das Schreiben an die Security Firma, mit dem Hofmann angeordnet hatte, den geistig umnachteten Professor unter keinen Umständen vom Grundstück zu lassen. Das Datum ließ keinen Raum zu Spekulationen. Es war ausgefertigt am gleichen Tag, an dem Mc Allister seine Teilnahme an der Konferenz bestätigt hatte. Zufall ausgeschlossen.

„Gut. Eine Vorsichtsmaßnahme. Hofmann konnte nicht genau beurteilen, wie weit meine Genesung fortgeschritten war.“

„Soll ich ein Schreiben verfassen, das diese Weisung zurücknimmt?“

„Darum wollte ich Sie gerade bitten.“ Mc Allisters Telefon klingelte. Der Gärtner. Er hätte soeben eine Information erhalten, dass Karl Hofmann und Nora Paulsen aus dem Krankenhaus entwichen seien. Der männliche Patient habe sich bereits am frühen Morgen sehr aggressiv verhalten und der behandelnde Arzt befürchte, dass er in diesem Zustand zu einer Gefahr für seine Kollegen oder sogar den Professor werden könne. Ob Paulsen ihm freiwillig gefolgt sei oder entführt worden wäre, könne er nicht sagen. Wahrscheinlich freiwillig. Es sei anzunehmen, dass die beiden entweder auf dem Weg ins Büro der Geschäftsführung oder zur Villa seien.

„Und ihr ‚Pfleger‘?“ wollte Mc Allister wissen. Der sei bei der Flucht niedergeschlagen worden. Er befinde sich nun selbst in Behandlung. Was tun? Mc Allister musste nicht lange überlegen.

„Überlassen Sie das mir und bleiben Sie auf Ihrem Posten.“ Er legte auf.

„Germaine, haben Sie die Dienstanweisung an den Sicherheitsdienst schon fertig?“

„Noch nicht ganz, Sir.“

„Das ist gut so. Bitte ergänzen Sie: Achtung! Karl Hofmann hat seine Behandlung im Cunningham Memorial gegen den Rat der Ärzte abgebrochen und ist geflüchtet. Aufenthaltsort unbekannt. Der Mann steht unter Einfluss von Medikamenten, ist hochgradig aggressiv und möglicherweise bewaffnet. Wenn

er auftaucht, ist er in Gewahrsam zu nehmen und Professor Cunningham zu übergeben.“ Jones grinste.

„Sie müssen den Mann sehr lieb haben.“

„Worauf Sie Gift nehmen können“, knurrte der Schotte. „Wir gehen vorsichtshalber aufs Ganze. Schicken Sie bitte ein weiteres Rundschreiben an alle Betriebsteile und die Geschäftsführung: Karl Hofmann ist mit sofortiger Wirkung beurlaubt. Alle durch Professor Cunningham jemals erteilten Vollmachten sind ausgesetzt. Hofmann ist bis auf Weiteres niemandem in den Cunningham Enterprises weisungsberechtigt. Der Mann steht unter Medikamenten und ist unberechenbar. Bei seinem Erscheinen ist unverzüglich der Sicherheitsdienst zu benachrichtigen.“ Jones hielt im Schreiben inne. „Was ist?“ wollte der Doktor wissen.

„Sir, mit Verlaub, das können Sie nicht machen.“

„Warum?“

„Es gibt viele Menschen in den Cunningham Werken, die Hofmann manches zu verdanken haben.“

„Schön, und?“

„Sir, ich weiß nicht, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist. Es geht mich auch nichts an. Aber Sie waren lange nicht mehr vor Ort, kennen die Befindlichkeiten der Leute nicht. Dass es in letzter Zeit so gut läuft, liegt nicht zuletzt am guten Betriebsklima. Wenn dieses Schreiben so rausgeht und die Runde macht …“ Einen Augenblick lang war Mc Allister versucht, seinen Angestellten anzubrüllen, was dieser sich herausnähme. Glücklicherweise konnte er den Impuls unterdrücken. Was war in ihn gefahren? Nahm er mit der Rolle auch das Machtgehabe eines Multimilliardärs an? Hatte er vergessen, wie dünn das Eis war, auf dem er sich bewegte? Er hatte Freunde verdammt nötig. Wenn er anfing, Leute, die es gut mit ihm meinten, vor den Kopf zu stoßen, würde er schon bald auf verlorenem Posten stehen. Mc Allister trat ans Fenster.

„Brian, Brian!“ sagte er zu sich. „Jetzt bloß ruhig Blut bewahren und nichts Unüberlegtes tun.“ Er musste Germain Jones dankbar sein, dass der nicht einfach Dienst nach Vorschrift machte.

„Was meinen Sie, Germain? Was soll ich tun?“

„Wenn Hofmann an der Wache auftaucht, haben Sie es in der Hand, mit ihm das Gespräch zu suchen. Die nötigen Vorkehrungen sind getroffen. Befürchten

Sie, dass er von daheim in seinem Zustand Fehlentscheidungen für das Unternehmen trifft, reicht es vollkommen, das vorige Schreiben dahingehend zu ergänzen, dass die an Hofmann übertragenen Vollmachten einschließlich der üblichen Weisungsberechtigung als Geschäftsführer seiner Krankheit wegen bis auf Widerruf durch Sie persönlich ausgesetzt sind. Das sollte genügen."

„Das ist fast dasselbe wie vorher, klingt nur etwas freundlicher, nicht wahr?"

„Gewiss, der Ton macht die Musik. Entschuldigen Sie. Es steht mir nicht zu, Sie zu belehren."

„Nein, nein, schon gut. Ich bin Ihnen dankbar. Wahrscheinlich habe ich mich wirklich zu lange aus allem herausgehalten. Also schreiben Sie, wie Sie es für richtig halten." Draußen, hinter der großen Scheibe, zog ein Falke einsam seine Runden. Ohne auch nur einen Flügelschlag zu tun, schraubte er sich, vom Aufwind getragen, Fuß um Fuß den steilen Berghang hinauf, bis er den Gipfel erreicht hatte und nach Osten, zum Santa Anna Gebirge hin, davon glitt.

Kurz vor Mitternacht. Mc Allister schreckte in seinem Liegstuhl hoch. Zwei Hände hatten sich auf seine Schulter gelegt und rüttelten vorsichtig. Carina. Er spürte ihr Haar an seiner Wange, ihren Duft.

„Hola Brian", flüsterte sie ihm ins Ohr. „Aufwachen!" Er richtete sich hoch, wobei ihm fast das I-Pad vom Schoß gefallen wäre. Germain hatte ihm das Gerät besorgt, damit der Chef seine Recherche unabhängig von Nora Paulsens Büro am Abend fortsetzen konnte. Bei dieser Tätigkeit war er eingeschlafen.

„Buenos Noches, Carina." Ungefragt ließ sie sich neben ihm nieder. Ein weites geblümtes Kleid umspielte ihre schlanke Gestalt. Strasssteinchen blinkerten im Kerzenschein.

„Wie war dein Tag?" fragte sie.

„Anstrengend. Hast du von Hofmann und Paulsen gehört?" Sie nickte.

„Was haben sie vor?"

„Wenn ich das wüsste. Hast du eine Idee?"

„Nicht direkt. … Vielleicht … Ich denke, sie haben Angst um die Firma."

„Angst um die Firma? Wie meinst du das, Carina?"

„Na schau doch mal, sie wollten, dass du die Cunningham-Rolle spielst. Und das, nachdem der Alte so lange fort ist. Liquidieren hätten sie das Unternehmen

auch ohne dich können, Brian. … So. Und jetzt kommst du, bist keine bequeme Marionette und haust ihnen die Beine weg. Du, ein ahnungsloser Zahnarzt!“

„Kieferchirurg.“

„Egal. Was immer sie geplant hatten, es ist in Gefahr. Und nach all dem Tohuwabohu dürfte das Unternehmen kaum wie bisher weiter geführt werden können. Du bist gerade dabei, denen ihr Spielzeug wegzunehmen.“ Brian Mc Allister sah das Mädchen verwundert an. Sie hatte recht.

„Du bist nicht nur eine verdammt hübsche sondern auch eine verdammt kluge Frau!“ Er erschrak über seine eigene Courage. Er konnte sich nicht erinnern, jemals einer Frau so offen Komplimente gemacht zu haben. Ernstgemeinte Komplimente, keine Floskeln. Hoffentlich missverstand sie das nicht als billige Anmache. Doch Carina tat nicht dergleichen. Amüsiert prostete sie ihm zu.

„Danke, aber ist das nicht logisch?“

„Schon, nur drauf kommen muss man erstmal.“

„Tja, was wärt ihr Hombres ohne uns Chiquas?“

„Wohl wahr.“ Sie stießen an. „Auf dein Wohl!“

„Auf deines.“ Sie nippte genüsslich an seinem alten Whisky. „Hast du eigentlich mal drüber nachgedacht, wieso du dem Professor so ähnlich siehst? Ich meine, ihr stammt aus der gleichen Gegend. Hast du Geschwister?“ Brian schüttelte den Kopf.

„Eine kleine Schwester hätte ich fast gehabt. Sie starb bei der Geburt. Danach konnte meine Mutter keine Kinder mehr bekommen.“

„Cousins, Cousinen, uneheliche Brüder?“

„Nicht, dass ich wüsste. Und wenn ja, haben meine Eltern ihr Geheimnis mit ins Grab genommen. Übrigens, wenn die Biografie stimmt, ist Cunningham ein ganzes Stück älter als ich.“

„Ist mir aufgefallen“, grinste Carina. „Soviel ich gehört habe, soll seine Mutter im Waisenhaus ‚Vater unbekannt‘ angegeben haben. … Vielleicht eine Verfehlung deines Padres vor der Hochzeit?“

„Nichts ist unmöglich. Vater war viel älter als Mutter. Vielleicht wirklich eine frühere Liebschaft, von deren Folgen er nichts wusste.“

„Oder nichts wissen wollte.“

„Wenn dem so wäre, könnte es nur ein DNA-Test beweisen. Dafür bräuchten wir den Professor.“

„Den haben wir nicht. Womit sich der Kreis schließt.“ Carina lachte. „Da wird wohl mein geheimnisvoller Ritter auch in dieser Nacht sein Rätsel nicht abschließend lösen können. Weißt du, ich hab mal ein Buch gelesen, …“ Es folgte eine fröhliche Erzählung über ungelöste Menschheitsrätsel.

Mc Allister hörte ihr zu und hörte ihr nicht zu. Er konnte seine Augen nicht von diesem Mädchen lassen. Er war daheim bei seinen Freunden als notorischer Eigenbrödler bekannt. Frauen gegenüber glaubte er sich nur dienstlich gewachsen, einigermaßen jedenfalls. Privat fand er selten die richtigen Worte. Weswegen er es irgendwann aufgegeben hatte, eine dauerhafte Partnerschaft anzustreben. Ab und an ein kleiner One-Night-Stand oder ein Bordellbesuch. Er war mit den Jahren genügsam geworden.

Bei Carina hatte er zum ersten Mal im Leben das Gefühl, eine Frau getroffen zu haben, mit der er sich wie mit einem Kumpel unterhalten konnte. Eine Frau, die ihn nicht verlegen machte, von der er sich verstanden fühlte. Vor allem eine Frau, die anscheinend nichts gegen seine knurrige Art hatte. Wenn sie doch nur nicht so furchtbar jung wäre. Aber vielleicht war es gerade ihre Jugend, die sie unbefangen sein ließ. Schade, dachte er, dass sie sich unter solchen Umständen kennengelernt hatten. Schade, dass es nicht lohnte, mit ihr eine Beziehung anzufangen, weil sich ihre Wege bald wieder trennen würden. Schade, dass sie wahrscheinlich die letzte war, die sich für eine Beziehung mit einem Mann wie ihm interessierte. Sie hatte ganz andere Möglichkeiten, in einem Land wie diesem, wo es vor gut gebauten, braun gebrannten jungen Laffen nur so wimmelte.

„Du siehst traurig aus, Brian. Hörst du mir überhaupt zu?“ Ihre Worte rissen ihn aus seinen Gedanken.

„Wie?“

„Woran hast du gerade gedacht?“ Falsche Frage, nächste Frage. Weiber!

„An … nichts. Über deine Menschheitsrätsel …“

„Lügner. Du hast an mich gedacht. Stimmt‘s?“ Mc Allister wurde rot.

„Bitte?“

„Wovor hast du Angst, großer starker Mann?“ Sie stellte ihr leeres Glas weg, stand auf, trat vor ihn und beugte sich zu ihm.

„Ich … äh …“

„Du bist süß.“ Mit diesen Worten packte sie entschlossen seinen Kopf mit beiden Händen und küsste ihn. Ohne innezuhalten, legte er seine Arme um ihre Hüfte, zog sie auf seinen Schoß und drückte sie fest an sich. Es krachte. Der Liegestuhl brach zusammen und sie polterten gemeinsam auf den Balkonboden. Carina stieß einen leisen Schrei aus. Geistesgegenwärtig hielt er ihr den Mund zu.

„Oh Gott, entschuldige. Ich bin ein Idiot. Hast du dir weh getan?“ Sie schob seine Hand von ihrem Mund und grinste.

„Schon gut, danke der Nachfrage. Ich bin ja weich gefallen. Wie sieht’s bei dir aus?“

„Pst.“ Unten vom Kiesweg waren eilige Schritte zu vernehmen. Dann die Stimme von Evans:

„Sir? Professor Cunningham? Ist Ihnen etwas zugestoßen?“

„Nein, nein. Alles in Ordnung. Ich bin bloß mit dem Liegestuhl zusammengebrochen. Hab mich bisschen ungeschickt angestellt.“

„Brauchen Sie Hilfe?“

„Nein, danke.“ Mc Allister bedeutete Carina, sich von ihm herunter zu rollen. Dann rappelte er sich hoch und trat an die Brüstung. „Geht schon. Der Rücken schmerzt ein wenig, aber das wird wieder.“

„Na fein, gute Nacht, Sir!“

„Gute Nacht, Evans!“

Carina lag noch immer auf dem Balkonboden. Sie hielt sich mit beiden Händen den Mund zu, um nicht vor Lachen laut loszuprusten. Er hockte sich neben sie und streichelte ihr Haar. Langsam beruhigte sie sich.

„Und nun?“

„Wird Zeit, dass ich gehe. Schätze, meine Eltern sind sowieso munter geworden. Dass sie nicht selbst nachsehen gekommen sind, haben wir dem Gärtner zu verdanken.“

„Schade.“

„Schade, dass sie nicht hergekommen sind?“

„Nein, schade, dass du gehen musst.“

„Ich komme wieder. Versprochen.“ Er half ihr auf. Zum Abschied hauchte sie ihm einen Kuss auf die Wange und verschwand, immer noch kichernd, um die Balkonecke.

Kapitel 8 - Revanchefoul auf langen Beinen

Der kommende Vormittag verging wie im Flug. Es galt, einige Formalitäten zu klären. Mehrere Versuche, Nora oder Hofmann ausfindig zu machen, scheiterten. Sie hatten sich dem Vernehmen nach nirgendwo blicken lassen. Germain Jones suchte ihre Privatadressen heraus, aber die Beiden reagierten weder auf Anrufe von Mc Allister noch auf persönliche Besuche der Detektei. Sie hatten sich in Luft aufgelöst. Nichts zu machen.

Nach dem Mittagessen unternahm der Doktor deshalb endlich seinen ersten lang ersehnten Ausflug nach Down Town Santa Barbara. Er ließ sich von seinem Sekretär fahren. Marty hatte zwar heftig geknurrt aber letztlich keine Widerrede gewagt. Nach Tagen hinter goldenen Gittern war es eine Wohltat, sich endlich wieder als freier Mensch bewegen zu dürfen. Mc Allister ließ Jones den Wagen nahe der Uferpromenade parken.

Glücklich wanderte der Arzt den breiten Weg entlang. Radfahrer sausten an ihm vorbei. Liebespärchen genossen die Nachmittagssonne. Manche blieben an einem großen kreisrunden Mosaik stehen, das in den Boden eingelassen war. Indianische Künstler hatten es mit farbenfrohen Motiven ihrer Legenden ausgestaltet. Delfine, Boote, Regenbogen.

Ein paar Meter weiter spielten Kinder Beachvolleyball. Er zog die Schuhe aus und tapste vergnügt durch den Sand zum Wasser. Kurz darauf stand er mit beiden Füßen und hochgekrempelten Hosenbeinen im Pazifik. Wie er sich auf diesen Moment gefreut hatte. Hinterher investierte der Schotte einen viertel Dollar, um sich von einem der kleinen Elektrobusse, die im Zehnminutentakt die State Street rauf und runter summten, ein paar Blocks weit in die City bringen zu lassen. Ihn faszinierte die südspanisch-mexikanisch inspirierte Architektur vieler Häuser, die Türmchen, Erker, verspielten Balkone. Keine Hochhäuser. Selbst von den neueren Gebäuden besaß kaum eines mehr als zwei oder drei Stockwerke. Und zwischen den Boutiquen, Bars und Hotels fanden sich immer wieder kleine gemütliche Straßencafés. Er kehrte in eines ein und bestellte Cappuccino mit Kuchen. So saß er denn unter hohen Palmen, bewunderte die Strelitzien am Straßenrand und die schlanken Beine der asiatischen Studentinnen, die laut schwatzend und kichernd dem nahen Kino entgegen flanierten. Freitagnachmittag eben. Das Leben konnte so schön sein.

Allerdings wusste Mc Allister, dass er nicht allzu viel Zeit zum Genießen hatte. Germain Jones wartete am Auto. Der Bursche wollte Feierabend machen. Er konnte nicht wissen, warum sein Chef unbedingt mit ihm und nicht mit seinem Chauffeur fahren wollte, trotzdem hatte er diskussionslos zugestimmt. Wahrscheinlich hatte er sich seinen eigenen Reim darauf gemacht. Auf den Kopf gefallen war der Junge jedenfalls nicht.

Mc Allister trank seinen Kaffee aus, zahlte und schlenderte zurück zur Promenade. Hinter den Bahngleisen konnte er schon seinen Wagen sehen, als neben ihm ein anderes Fahrzeug stoppte. Bevor er reagieren konnte, sprangen zwei Männer heraus und zerrten ihn auf den Rücksitz. So blitzartig das Auto angehalten hatte, so rasant startete es mit quietschenden Reifen. Am Steuer saß Marty. Der Mistkerl war ihm gefolgt.

Im Innern des Dr. Brian Mc Allister brodelte es. Wie konnte er nur so dumm sein, seine neue Freiheit unbedingt allein genießen zu wollen. Er hätte sich denken müssen, dass ein Mann wie Hofmann nicht so leicht aufgab. Denn kein anderer als der renitente Geschäftsführer war es, der sich nun vom Beifahrersitz umdrehte.

„Hallo Professor!“ Seine Augen blitzten wütend. „Man trifft sich immer zweimal im Leben.“

„Sie machen einen großen Fehler, mein Lieber“, knurrte Mc Allister.

„Das bezweifele ich. Wie Sie sehen, habe ich Freunde. Genug, um mir von einem miesen kleinen Gauner wie Ihnen nicht mein Lebenswerk zerstören zu lassen.“

„An Ihrer Stelle würde ich nicht so viel plaudern. Möglicherweise haben Sie Ihren Freunden hier nicht alles erzählt.“ Die beiden Männer sahen definitiv nicht wie abgebrühte Mafiosi aus. Eher wie Nerds aus der Entwicklungsabteilung des Unternehmens. Nicht einmal seine Taschen hatten sie bis jetzt durchsucht. Sie waren nervös. Hofmann war nervös. Und als dieser ihre fragende Blicke sah, drehte er sich wieder nach vorn und befahl kurz angebunden, dem Professor die Augen zu verbinden und ihn zu knebeln. Die beiden sahen einander verzweifelt an.

„Muss das sein?“ presste der Jüngere heraus.

„Er darf nicht sehen, wo wir ihn hinbringen. Außerdem hört er dann auf, dummes Zeug zu labern. Ihr seht ja selbst, dass er nicht ganz dicht ist.“ Und als

sie immer noch zögerten: „Er wird es euch danken, wenn er wieder klar denken kann. Das steht so fest wie das Amen in der Kirche. Und jetzt bewegt euch endlich, sonst seid ihr gefeuert!“

Zerknirscht begannen die beiden, seinen Befehl auszuführen. Nicht ohne dem vermeintlichen Professor immer wieder zu versichern, wie leid es ihnen tue und, dass alles nur zu seinem besten wäre. Nun, da sie also mit Augen verbinden und knebeln beschäftigt waren, achten sie nicht mehr auf seine Hände. Mc Allister gelang es, sein neues Telefon in der Hosentasche zu erreichen. Jetzt noch die richtige Schnellwahltaste erwischen, um sich bei einem der Detektive in Erinnerung zu rufen … Es schepperte blechern. Das war der Ton, mit dem sich das Gerät abschaltete. Sch … Hofmann fuhr herum.

„Was war das?“ Mit seinen verbundenen Augen konnte der Arzt die dummen Gesichter der beiden Amateur-Entführer nicht sehen. Vorstellen konnte er sie sich. Zum Lachen war ihm trotzdem nicht zumute. Das neue Telefon jedenfalls war er los. Jetzt wurde es eng.

Nach diesem Zwischenfall entspann sich im Auto eine Debatte, was denn der Big Boss gemeint habe, als er davon sprach, Hofmann hätte ihnen nicht alles erzählt. Der Geschäftsführer hatte seine liebe Mühe, die beiden Helden zu überzeugen, dass dies schwachsinniges Gewäsch eines Trottels sei. Er erklärte ihnen zum wiederholten Mal, dass der Professor in geistiger Umnachtung den Anschlag auf Nora und ihn geplant hätte. Seine Anweisungen des heutigen Tages hätten bewiesen, dass er das Unternehmen, also nicht nur Hofmanns sondern auch sein eigenes Lebenswerk, anscheinend in Stücke schlagen wolle. Eine kerngesunde Firma. Ließe man ihn jetzt einfach weitermachen, würde das sie alle in die Arbeitslosigkeit treiben. Weswegen er und Nora versuchen müssten, den Alten vorübergehend kalt zu stellen.

Mc Allister lauschte gebannt. Hofmann argumentierte verlogen aber überzeugend. Konnten solche Gründe vielleicht eine Erklärung für das Verschwinden des echten Professors sein? Definitiv war es keine Erklärung dafür, dass sie anschließend einen möglichst nervlich ruinierten Doppelgänger benötigten. Außer es war Mord, den sie nun irgendwie vertuschen mussten. Wobei … Carina hatte gesagt, sie sei beim Sturz zugegen gewesen. Das bedeutete, so hoffte er, dass es sich wirklich nur um einen Unfall gehandelt hatte. Vielleicht aber um einen mit Spätfolgen? Wäre es undenkbar, dass der echte Professor irgendwo in

einer Irrenanstalt unter falschem Namen festsaß? In dem Fall brauchten sie natürlich eine gefügige Marionette, die sie von Zeit zu Zeit vorzeigen konnten, um deren „Lebenswerk“ fortsetzen und sich die Taschen vollschlagen zu können. Skeptiker wurden mit kleinen Geschenken wie Kindergärten und Lohnerhöhungen mundtot gemacht. Das klang nach einer logischen Erklärung.

Das Auto hielt. Als man ihn herauszerrte, roch er das Meer und hörte die Wellen. Sie waren also nicht ins Landesinnere gefahren, sondern in Küstennähe geblieben. Türen klappten. Sie führten ihn in ein Haus, setzten ihn auf einen Stuhl, banden seine Hände. Einer der Männer nahm ihm die Augenbinde ab.

Sie befanden sich in einer kleinen fröhlichen Spelunke, vollgestopft bis unters Dach mit Surfer-Utensilien. Hoffentlich würden sie auch den Knebel entfernen, betete er. Langsam bekam er nämlich Maulsperre. Aus den Mundwinkeln rann ihm Speichel, der das Tuch unangenehm durchnässte und aufs Hemd troff. Karl Hofmann ignorierte seine Leiden. Er wollte lästigen Diskussionen bis auf Weiteres aus dem Weg gehen.

Unschlüssig standen die Herren im Raum herum. Hinter der Theke putzte die Wirtin Gläser. Dabei versuchte sie so zu tun, als würde sie das Geschehen nichts angehen, obwohl sie immer wieder zum geknebelten Cunningham schielte. Die Sache schien ihr unangenehm. Ein merkwürdiger Clan, grübelte der Schotte. Lauter stinknormale Leute. Was hatte Hofmann, dass sie ihm folgten?

Die Tür ging auf. Herein spazierte, komplett neu eingekleidet, Nora Paulsen. Wäre Mc Allister nicht geknebelt gewesen, ihm wäre direkt ein Laut der Bewunderung entfahren. Die Frau hatte Stil und Geschmack. Das Kostüm, das sie trug, war noch einen Kick kürzer als jenes vom Mittwoch und noch einen Kick extravaganter geschnitten. Zusammen mit den hohen Absätzen ihrer Schuhe brachte es Noras Beine wirkungsvoll zu Geltung. Er bemerkte, dass es den anderen Männern in der Schankstube nicht besser erging als ihm selbst: Es fiel ihnen schwer, ihre Blicke von diesen Beinen abzuwenden.

Wie auch immer, ihr Auftritt hier und jetzt hatte nur einen Zweck. Er sollte allen und jedem klar machen: Ich bin hier der wahre Chef. Mich habt ihr zu respektieren, keiner hält mich auf. Die Frau strotzte vor selbstgefälligem Machtbewusstsein. Karl Hofmann wurde einen Tick nervöser. Sollte sie am Ende der Kopf der Bande sein? Er traute es ihr zu.

Ungeachtet dessen funktionierten Nora und Hofmann letztlich nur gemeinsam. Beider perfektes Teamplay zog andere in seinen Bann. Sein Wissen und Organisationstalent, ihre Souveränität und das Charisma, mit dem sie bezauberte. Sie sprach einige leise Worte mit ihrem Partner, dann wandte sie sich dem Entführten zu. Effektvoll nahm sie vor ihm Aufstellung.

Irgendwie kam Mc Allister die ganze Szenerie wie die schlechte Parodie eines Actionfilmes vor. An wen erinnerte ihn die herrische Nora? Er grübelte. Brigitte Nielsen. Genau. Brigitte Nielsen. Die ist auch mal so aufgetreten. War das in Beverly Hills Cop I oder II?

„Ich glaube, Sie haben etwas, das mir gehört." Der Schotte zuckte mit den Schultern und verdrehte die Augen. Wenn er glaubte, jetzt endlich seinen Knebel loszuwerden, sah er sich erneut getäuscht.

„Durchsucht ihn!" zischte sie ihre Helfershelfer an.

„Aber das haben wir schon, Ma'am", wagte der Jüngere einzuwenden.

„Dann macht es eben noch einmal." Mc Allister schüttelte den Kopf und ließ die Leibesvisitation über sich ergehen. Als überzeugter Pazifist hatte er Pistole und Pfefferspray natürlich daheim gelassen, als er zu seinem Ausflug aufbrach.

„Na wenigstens können sie uns nicht gefährlich werden", konstatierte die Dame säuerlich, nachdem der endgültige Befund feststand. Hofmann trat an ihre Seite. Er räusperte sich.

„So, und jetzt raus mit der Sprache. Was haben Sie vor?" Verdutzt sah ihn der Schotte an. Wenn die Frage ein Witz sein sollte, war es ein verdammt schlechter. Der ältere Entführer erbarmte sich endlich, trat näher und griff nach dem Knebel. Hofmann hielt ihn zurück.

„Noch nicht. Professor, sichern Sie uns zu, auf unsere Fragen zu antworten, nach bestem Wissen und Gewissen? Ohne Diskussionen und Nachfragen Ihrerseits? Ich verspreche Ihnen, dass Ihnen nichts passiert und Sie bald wieder daheim sind, wenn Sie sich unseren Anweisungen beugen. Bitte nicken Sie mit dem Kopf, wenn Sie einverstanden sind." Mc Allister blieb einen Moment unschlüssig, dann gab er nach.

„Danke." Hofmann gab das Zeichen, den Knebel zu entfernen. „Nachdem wir das geklärt hätten, zu unserem Anliegen. Sie haben, wie ich hörte, gesehen, wie gesund sich Ihr Unternehmen unter meiner Führung entwickelt hat. Es bietet

tausenden Menschen Lohn und Brot. Sind Sie gewillt, diesen Menschen zu helfen, Ihre Jobs zu behalten?“

„Dumme Frage. Natürlich.“

„Ein einfaches ‚Ja‘ hätte gereicht“, zischte Nora. Hofmann hob die Hände.

„Beabsichtigen Sie mit meiner Entmachtung, die Cunningham Werke zu sabotieren?“

„Um Gottes Willen, ganz im Gegenteil.“

„Gut. Alles, was wir bisher unternahmen, diente dem Ziel, Cunningham Enterprises stark zu machen und zu erhalten. Können Sie sich mit so einem Ziel identifizieren?“

„Warum nicht? Ja.“

„Schön. Wir werden dieses Ziel auf Dauer aber ebenso wenig ohne Sie erreichen wie Sie ohne uns. Sind Sie bereit, zu kooperieren?“

„Diese Frage könnte ich beantworten, wenn Sie endlich die Katze aus dem Sack lassen und mir sagen, was genau Sie von mir erwarten.“

Karl Hofmann holte tief Luft. Er blickte zu Nora, die sich während des Gesprächs auf einem Barhocker niedergelassen hatte. Sie zeigte keine Reaktion. Das änderte sich schlagartig, als draußen mehrere Autotüren klappten, denen ein geharnischter spanischer Fluch folgte. Die Stimme von Marty. Dann herrschte wieder Stille.

Irritiert sahen die Männer einander an. Nora, ganz Raubkatze, die ihrem Jagdinstinkt folgt, glitt vom Hocker und näherte sich lautlos dem Fenster. Vorsichtig zog sie den Vorhang zur Seite. Mc Allister glaubte, ein leises Zucken auf ihrem Gesicht zu bemerken. Die fragenden Blicke der anderen ignorierte sie. Nach kurzem Überlegen schob sie die Scheibe einen Spalt breit nach oben und beugte sich vor. Wie ein Panther kurz vorm Sprung stand sie, alle Muskeln gespannt. Laut und entschlossen aber sehr ruhig begann sie zu sprechen:

„Keinen Schritt weiter. Wenn Sie versuchen, sich dem Haus zu nähern, ist Professor Cunningham ein toter Mann. Wir sind bewaffnet und haben mehrere Geiseln in unserer Gewalt.“ Die anderen fuhren erschrocken zusammen.

„Bist du wahnsinnig?“

„Was soll der Blödsinn?“

„Sind das Bullen?“

„Sollen die meine Kneipe dicht machen?“

„Willst du uns alle hinter Gitter bringen?“ schrien sie durcheinander. Nora hob beruhigend die Hände.

„Es ist nur unsere Security und Ihre Detektive, Professor. Ich frage mich zwar, wie die uns so schnell gefunden haben, aber egal. Wir müssen Zeit gewinnen.“ Draußen ratschte es, dann knatterte ein Megafon los.

„An alle, die sich im Haus befinden: Legen Sie Ihre Waffen ab, lassen Sie Professor Cunningham frei und kommen Sie mit erhobenen Händen langsam heraus. Wir geben Ihnen fünf Minuten Zeit, dann stürmen wir das Haus.“

„Aha. Zeit gewinnen, Zeit gewinnen. Liebe Nora, Karl, es reicht. Ich gehe“, erklärte der jüngere Bewacher.

„Ich auch, schloss sich sein älterer Kollege an. Aber vorher machen wir den Professor los. Hilfst du mir? … Tut uns Leid, Sir.“

„Ehrlich, das haben wir so nicht gewollt. Entschuldigen Sie bitte.“ Die Jungs wirkten zerknirscht, während sie ihn losbanden. Nora und Hofmann sahen ihnen tatenlos zu. Den Beiden nutzten jetzt weder Wissen noch Charisma. Es war vorbei. Nora hatte den Bogen überspannt und draußen ging es zu wie in einem Hollywoodkrimi. Nichts für schwache Nerven. Die Amateurentführer wollten nach Hause. Auf eine „Bonny und Clyde“- Nummer hatten sie keinen Bock.

Hofmann stand wie gelähmt, Nora sackte förmlich in sich zusammen. Aus dem wilden, stolzen Panther war in Sekunden eine verprügelte Hauskatze geworden. Die Wirtin stemmte ihre Arme in die Hüften. Schwer verärgert verfolgte sie die Entwicklung.

„Und mir habt ihr gesagt, das sei ein harmloses Spielchen. Wisst ihr was, ihr Kurpfuscher, ich gehe auch.“ Sie warf das Putztuch zur Seite und band ihre Schürze ab. „Entschuldigen Sie, Professor. Sie haben lebenslang freie Kost bei mir, sollte ich nach dieser Aktion meine Kneipe behalten dürfen. Versprochen.“ Mc Allister rieb seine Handgelenke.

„Ja, ja, schon gut. Aber, hört mal, Leute, wartet einen Moment.“ Er trat ans Fenster.

„Cunningham hier. Evans?“

„Ja, Sir.“

„Passen Sie auf. Mir geht es gut. Schalten Sie bitte vorerst nicht die Polizei ein.“

„Aber Sir …“

„Das ist ein Befehl. Bleiben Sie wo Sie sind. Wir schicken Ihnen jetzt ein paar Leute raus, die mit der Sache nichts zu tun haben. Nehmen Sie von denen die Personalien auf und lassen Sie sie laufen. Wenn ich in fünfzehn Minuten nicht draußen bin, können Sie das Haus stürmen."

„Okay." Mc Allister drehte sich in die Stube um. „So, jetzt dürft ihr. Und vorläufig bitte kein Wort über das hier Vorgefallene. Ich denke, die beiden Helden hier haben mir einiges zu erklären. Je nach dem werde ich entscheiden, was zu tun ist."

„Danke, Sir"

„You're welcome. Und jetzt raus mit euch."

Kapitel 9 - Zeit für Bekenntnisse

Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, knarzte erneut das Megafon.

„Sir, hier ist jemand, der Sie unbedingt sprechen will.“ Das Gerät wechselte quietschend und pfeifend den Besitzer. Leise war ein „Hier müssen Sie drauf drücken, Ma’am“, zu hören. Dann ertönte eine ihm nur all zu bekannte liebe Stimme.

„Hola, Professor.“

„Carina! Was machst du denn hier?“

„Ich kann doch nicht zu Hause bleiben, wenn diese Idioten dich vielleicht umbringen wollen. Geht es dir wirklich gut?“

„Den Umständen entsprechend. Aber Mädel, das ist leichtsinnig. Wenn dir was passiert? Dein Vater wird wütend sein.“

„Soll er, ist mir egal.“

„Evans, Sie garantieren mir für Carinas Sicherheit.“

„Zu Befehl, Sir.“

„Was ich fragen wollte: Wie kommt es eigentlich, dass Sie mich so schnell gefunden haben?“

„Das haben Sie Carina zu verdanken. Sie sah, wie ihr Vater Ihnen folgte und hat mich alarmiert. Wir waren Marty die ganze Zeit auf den Fersen. Nur den Überfall, den konnten wir nicht verhindern. Das ging zu schnell.“

„Gute Arbeit, Evans! … Danke Carina.“

„Darf ich bitte, bitte rein kommen? Ich glaube, ich habe euch etwas Wichtiges zu erzählen.“ Das war wieder Carina.

„Bitte nicht. Erzähl es mir hinterher.“

„Das geht nicht. Es gehört zu deiner Geschichte. Ich komme jetzt.“ Evans meldete sich wieder.

„Das werde ich nicht zulassen, Sir. Frau Paulsen sagte, sie sei bewaffnet.“ Mc Allister sah Nora und Hofmann an.

„Versprechen Sie mir, das Carina nichts geschieht?“ Nora zuckte mit den Schultern.

„Was soll es bringen, wenn das Gör dabei ist? Dann können wir wieder nicht offen reden.“ Das klang niedergeschlagen. Keine Spur mehr von herrischer

Attitüde. Sie hatte resigniert und bemühte sich, wenigstens einen Rest Haltung zu bewahren. Hofmann saß auf einem Stuhl und ließ den Kopf hängen. Mc Allister empfand kein Mitleid.

„Auch noch feige. Ich denke, das Mädchen ist vernünftiger als Sie beide zusammen. Im Übrigen haben wir eine prima Alternative. Ich sage denen da draußen, sie sollen das Haus stürmen, und Sie packen bei der Polizei aus. Das wäre natürlich für mich das Bequemste. Ob es Ihren vorhin erwähnten Zielen dienlich ist, steht auf einem anderen Blatt. Hängt davon ab, was Sie sonst alles ausgefressen haben.“ Carina meldete sich wieder.

„Bitte, Brian … Steven, sag Evans, dass ich reinkommen darf!“

„Evans, hören Sie?“

„Ja, Sir?“

„Ich habe mit den Beiden hier drin geredet. Sie bluffen, hoffe ich. Bis jetzt habe ich jedenfalls keine Waffe gesehen. Nora leidet lediglich an leichtem Größenwahn. Lassen Sie Carina ruhig rein, dann habe ich wenigstens eine Zeugin dabei. Und kommen Sie in fünfzehn, na ja, jetzt sind es nur noch elf, sagen wir zwölf Minuten wie verabredet mit Ihren Leuten nach.“

„Okay. Auf Ihre Verantwortung. Ich lasse Carina jetzt zu Ihnen, Sir.“ Mc Allister öffnete die Tür. Carina kam herein, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

„Gott sei Dank, es geht dir wirklich gut!“

„Pass bitte auf. Du wirst nass. Ich hatte bis vorhin einen Knebel im Mund. Mein Hemd ist voller Speichel.“

„Das ist mir egal, wenn du nur lebst.“ Er war gerührt. Es tat ihm gut, ihre Wärme zu spüren.

„Du hast mich also gerettet. Schon wieder. Wie soll ich das je wieder gut machen?“

„Ach, du dummer Junge! Das hast du doch längst.“ Carina standen Tränen in den Augen. „Aber vielleicht wirst du noch sehr böse auf mich sein. … Versprich mir, nicht zu böse sein!“

„Ganz bestimmt nicht.“ Nora und der Geschäftsführer folgten dem Dialog der Beiden mit wachsendem Erstaunen. Schließlich bat Dr. Brian Mc Allister alle vier an einen Tisch.

„So, Herrschaften. Sie haben zehn Minuten. Danach werde ich entscheiden, ob wir die Polizei informieren und sie in Handschellen abgeführt werden: Was ist

mit dem echten Professor Cunningham?“ Nora sah Karl Hofmann an. Der räusperte sich.

„Also, … die Sache ist die … Er ist tot.“

„So was in der Art dachte ich mir fast. Haben Sie ihn ermordet?“ Stille. Schließlich druckste Nora herum.

„Ich … hab ihn gefunden … Da lag er unten auf der Treppe. Blutüberströmt vom Sturz … aber …“

„Ich war’s!“ Carinas Stimme klang fest. „Ich habe ihn umgebracht.“

„Bitte?“ Drei Augenpaare hefteten sich verblüfft an die Lippen des Mädchens.

„Was heißt, du warst es?“

„Das heißt, ich habe ihn die Treppe runter gestoßen. Er war wieder mal bei Estrella. Ich habe sie schreien gehört, aber meine Alten haben sich darum ja genau so wenig gekümmert wie Sie, Frau Paulsen. Die Kleine war gerade mal elf! Ich hatte solche Wut. Ich hatte es so satt, wie er mit uns Mädchen und meiner Mutter umspringt, und alle gucken weg. Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Ich bin aus meinem Zimmer gerannt. Er war gerade bei der Treppe.

Ich wollte ihn zur Rede stellen aber das Schwein hat nur gelacht und gemeint, ob ich nicht gleich mitkommen wolle, er könne schon wieder …

Da hab ich ihm einen Stoß gegeben. Er hat das Gleichgewicht verloren und ist rücklings die Treppe runtergekippt.“ Carina lehnte sich zurück. „So war das. Und als ich gesehen habe, dass er tot ist, bin ich schnell zurück ins Zimmer und hab mich eingeschlossen. Ich habe mir die Decke übern Kopf gezogen und die ganze Nacht geheult.“ Hofmann pfiff durch die Zähne.

„Das erklärt die Verletzung am Hinterkopf.“

„Er sagte aber, er sei nur gestolpert? Wir haben uns schon gefragt, wie?“ Carina sah die Beiden fragend an. Mc Allister fasste ihren Blick in Worte.

„Wie ‚er sagte‘? Ich denke, er war tot? Nora?“

„Nein, war er nicht. Als ich ihn fand, war er bewusstlos. Ich rief Marty und Marianna. Karl kam zufällig vorbei, weil er ein Problem für den nächsten Tag klären wollte. Als wir überlegten, was zu tun sei, kam der Professor wieder zu sich. Wir halfen ihm auf und brachten ihn in sein Bett. Er meinte, es sei alles halb so schlimm. Marianna zog ihn aus und wusch die Wunden. Es sah wirklich nicht sehr böse aus. Die Verletzungen hatten nur durch das viele Blut auf den ersten Blick so schlimm gewirkt.“ Carinas Augen weiteten sich.

„Dann hab ich ihn gar nicht …?“ Karl Hofmann nickte.

„Jedenfalls nicht direkt. Ich wollte damals gleich den Notarzt rufen. Er lehnte ab. Er meinte, es ginge ihm schon viel besser. Er habe keine Lust auf Krankenhaus und sei nur etwas müde. Außerdem würde der Notarzt unnötige Fragen stellen.

Wenn ich das von Carina höre, weiß ich auch, vor welchen Fragen er sich drücken wollte. Denn die Schramme am Hinterkopf war für einen simplen Stolperer wirklich unlogisch. Er hätte sagen müssen, dass er gestoßen wurde und dann wäre vielleicht in einem Verfahren aufgerollt worden, von wem und warum. Jedenfalls meinte er, er wolle sich erstmal ausschlafen. Am Morgen solle ich ihn in unser Hospital bringen.“

„Er ist aber nicht mehr aufgewacht“, ergänzte Nora.

„Na prima“, keuchte der Mediziner entsetzt. „Das war unterlassene Hilfeleistung, Herrschaften. Und deswegen habt ihr ihn irgendwo verscharrt und die Fiktion aufrechterhalten, er lebe noch? Fast ein Jahr lang? … Und du hast die ganze Zeit von dieser Lüge gewusst, Carina?“

„Ja. Aber weil ich ja Schuld war und alle gesagt haben, er sei nur in Behandlung, habe ich mich bis heute nicht getraut, jemandem davon zu erzählen.“

„Das verstehe ich. Was ich nicht verstehe: Warum zum Kuckkuck brauchtet ihr nun unbedingt mich? Und warum erst jetzt?“ Hofmann huschte die Andeutung eines Lächelns über die Lippen.

„Da sind Sie dran schuld, Doktor. Sie haben leider erst letzten Monat Ihre Homepage um den Facebook Account erweitert. Mit lauter neuen schicken Fotos. Erst dadurch hat Sie eine Freundin durch Zufall entdeckt und mich auf die große Ähnlichkeit hingewiesen. Wir hatten bis dahin lange vergeblich nach einem Doppelgänger gesucht. Aber bei Ihnen passte endlich alles. Sogar der schottische Akzent.“

„Das erklärt noch immer nicht, warum Sie unbedingt einen Doppelgänger brauchen. Und was hat das mit dem Gewäsch von wegen tausender Arbeitsplätze zu tun? Ich nehme an, es ging Ihnen mehr um die gefährdete eigene Karriere.“

„Und um meine und um den Job von Marty, ja“, nahm Nora seinen Faden auf. „Aber das war es nicht allein. Ich habe, wie Sie sich denken können, vor ein paar Jahren sein Testament diktiert bekommen.“

„Und?“

„Da drin hat er verfügt, weil er keine Erben habe und wünsche, dass die Cunningham Werke nicht ohne einen Cunningham weiter existieren mögen, müsse das Unternehmen verkauft werden. Jedenfalls, wenn sich bis zu seinem Ableben kein Erbe einstellen sollte. Die Firma sollte komplett zerschlagen werden, damit niemand einen Nutzen davon habe.“ Hofmann hielt es für nötig, einzuhaken und die Folgen konkreter zu beschreiben.

„Wäre das Unternehmen als Ganzes verkauft worden, wäre es übrigens nicht besser gewesen. Es gibt genügend Bewerber, die nur darauf warten, unser Knowhow zu übernehmen und uns dann zu liquidieren. Chinesen, Koreaner, Franzosen, Deutsche. Das Schlimmste kommt aber erst: Sein gesamtes Vermögen sollte sodann einer Stiftung zur Erforschung extraterrestrischen Lebens übereignet werden. Diese Spinnerei war das einzige Thema, das ihn in den letzten Jahren interessierte. Vielleicht abgesehen von den kleinen Mädchen der Familie Sanchez. Das begann seinerzeit, als er merkte, dass er den aktuellen Entwicklungen auf dem Weltmarkt nicht mehr gewachsen war. Also quasi, nachdem er mich zum Geschäftsführer gemacht und mir alle Vollmachten übertragen hatte, die Sie mir gestern abgenommen haben. Ich frage Sie, können Sie es wirklich verantworten, dass so viel kaputt geht und nur ein paar bekloppte ‚Alien-Forscher‘ davon profitieren?“

„Ja, nein. Okay. Und? Was bedeutet das nun schließlich und endlich für mich? Sollte ich das Testament ändern?“

„Präzise. Wie Sie wissen muss bei der Unterschrift ein Notar zugegen sein. Folglich brauchen wir einen echten Cunningham mit einem echten Pass.“

„Und was soll das Testament beinhalten? Wollen Sie zu Universalerben eingesetzt werden und für die Scheiße, die Sie gebaut haben, auch noch fett absahnen? Und dafür machen Sie mein Leben kaputt?“ Nora und Hofmann blickten betreten auf den Tisch. Mc Allister war wütend. Carina legt ihre Hand beruhigend auf seine. Er sah sie an. Sie hatte ja recht. Es brachte nichts, sich aufzuregen. Also weiter. „Was soll drin stehen? Kommen Sie zur Sache, meine Jungs werden in Kürze hier rein stürmen. Bis dahin muss ich wissen, was ich denen erzähle.“ Hofmann fasste sich.

„Die sauberste Lösung für alle wäre die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Ich habe alles vorbereitet. Sie können sich danach zur Ruhe setzen.

Egal ob hier oder in Schottland. Natürlich bekommen Sie für Ihre Dienste eine gute Abfindung. Falls Sie mögen, auch Aktien."

„Und warum konnten Sie mir das nicht einfach erzählen?" Nora lachte hysterisch.

„Ist das Ihr Ernst? Was hätten Sie denn gesagt, wenn ich an Ihrer Tür geklingelt hätte? Guten Morgen Herr Doktor. Ich habe zwar keine Zahnschmerzen, aber eine Leiche im Keller. Würden Sie bitte mal schnell das Testament für mich ändern? Und kein Wort zur Polizei. … Ich bitte Sie! Was hätten Sie mir geantwortet? Nein, die Gehirnwäsche war sicherer."

„Das sehe ich. Ihre Rechnung hat aber noch mehr Fehler oder Sie verheimlichen mir etwas."

„Was sollte das sein?"

„Irgendwann wäre ein Dr. Mc Allister in Edinburgh vermisst worden. Und aus der Post hätte man einiges rekonstruieren können. Spuren, die zu Ihnen führen."

„Daran haben wir gedacht. Sie hätten ganz normal als Dr. Mc Allister weiter leben können."

„Wie das? Nein, nein. Das ist übrigens das zweite Problem. Das Testament würde ja erst nach meinem Tod eröffnet. Sie müssten mich also zwangsläufig umbringen." Brian Mc Allister spürte, wie sich Carinas Hand auf seinem Arm verkrampfte. „Keine Angst, jetzt kann nichts mehr passieren. … Also?" Er sah zur Uhr. „Nach meiner Rechnung bleiben Ihnen maximal 60 Sekunden."

„Erstens", dozierte Hofmann, „hätten wir die Aktiengesellschaft mit Ihrer Einwilligung auch zu Ihren Lebzeiten gründen können. Dann wäre im neuen Testament zum Beispiel lediglich vermerkt, dass Ihr übriger Besitz als Dank für langjährige Tätigkeit den Frauen der Familie Sanchez übereignet wird, was nachdem, was sie durch den Alten zu erleiden hatten, nur gerecht wäre."

„Dem stimme ich zu", nickte der Doktor. Er sah zu Carina. „Ich denke, die brauchen auch schnellstens eine psychische Betreuung." Sie schmiegte sich an ihn.

„Zweitens", fuhr der Geschäftsführer fort, „hätten wir den Professor seinen Unfall ein zweites Mal erleben lassen können."

„Also doch."

„Nein, den echten Professor. Dann wären Sie einfach wieder Mc Allister und up, up and away."

„Sie haben doch nicht etwa …“ Nora nickte schuldbewusst.

„Er liegt in einer großen Kühltruhe im Keller. Im Ganzen und gut erhalten. Jedenfalls lag er da noch vorgestern. Wenn Ihre Schnüffler nicht das Haus auf den Kopf gestellt haben.“

„Dafür hatten sie bisher keinen Grund.“ Das Megafon schnarrte. Evans.

„Sir? Wir kommen jetzt.“ Dr. Brian Mc Allister löste sich von Carina, ging zur Tür und öffnete. Er hatte seinen Entschluss gefasst.

„Okay“, rief er. „Kommen Sie rein.“

Kapitel 10 - Die Woche geht gut los

Edinburgh. Montagmorgen. Schwester Elisabeth Duncan hängte ihren Regenmantel an den Haken und stellte den Schirm in den Ständer. Mistwetter, dachte sie. Hoffentlich hatte der Doktor in seinem kalifornischen Sonnenparadies nicht den OP-Termin vergessen, den er für heute 10.00 Uhr angesetzt hatte. Sie fuhr den Rechner hoch. Mails checken. Das Telefon klingelte.

„Praxis Dr. Brian Mc Allister. Schwester Elisabeth. Was kann ich für Sie tun?“ Am anderen Ende meldete sich das britische Konsulat Los Angeles. Elisabeth Duncan erschrak.

„Ist was mit dem Doktor? Ich muss hoffentlich nicht die OP absagen?“

„Ich befürchte leider ja“, antwortete der Beamte. „Der Doktor ist bei einem tragischen Unfall ums Leben gekommen.“

„Ach herrje!“ der Schwester fiel der Hörer aus der Hand. Es dauerte eine Weile, bis sie ihn wieder am Ohr hatte. „Wie, wie ist das denn …?“

„Er ist gestürzt. Er war zu Besuch bei einem Freund, den er hier kennengelernt hatte. Die beiden haben wohl etwas viel getrunken. Darüber ist er ein Treppe runter gestürzt.“

„Und jetzt? … Was mache ich denn jetzt? … Was wird aus der Praxis? … Der Doktor hatte doch sonst niemanden!“

„Keine Panik, meine Dame. Wir wissen das. Der Freund von Dr. Mc Allister, ein gewisser Professor Cunningham, ist ein schwerreicher Milliardär. Er wird alle Formalitäten erledigen. Er hat auch versprochen, eine Vertrauensperson zu Ihnen zu senden, die Ihnen bei der Abwicklung der Praxis behilflich ist.“

„Oh Gott, oh Gott.“

„Beruhigen Sie sich. Die betreffende Dame, eine sehr versierte Frau, sie ist die Privatsekretärin des Professors, eine gewisse Nora Paulsen, wird voraussichtlich heute im Laufe des Tages bei Ihnen eintreffen. Sie wird sich vorher telefonisch melden.“

„Oh mein Gott! Ich weiß gar nicht, ob der Doktor ein Testament hat. Was geschieht denn nur mit all seinen Sachen?“

„Auch das ist schon geregelt. Es war dem Doktor möglich, vor seinem Ableben alle nötigen Vollmachten für Frau Paulsen und Sie auszufertigen. Im Notfall sind wir ja auch noch da. Ich soll Ihnen jedenfalls das aufrichtige Beileid von

Professor Cunningham übermitteln und er lässt Ihnen ausrichten, die letzten Worte des Sterbenden unter Zeugen beinhalteten Folgendes:

Sein Privatvermögen, das wohl einige 10.000 Pfund beträgt, möchten Sie bitte dem Fußballverein ‚Heart of Midlothian' für Nachwuchsarbeit spenden. Wenn wir richtig orientiert sind, war er da ja sogar Mitglied."

„Ich denke schon."

„Gut. Dann bliebe die Immobilie. Der gesamte Erlös von Haus und Ausstattung, geschätzter Zeitwert etwa 2,5 Millionen Pfund, soll Ihnen gehören. Liebe Schwester Elisabeth, bitte beruhigen Sie sich also erstmal. Alles wird gut! … Hallo? … Hallo? … Schwester Elisabeth? … Sind Sie noch da?"

Die letzten Worte erreichten die Frau nicht mehr. Der Hörer baumelt neben ihrem Schreibtisch. Wäre nicht genau in diesem Moment die Patientin eingetreten, die den 10.00 Uhr Termin vereinbart hatte, hätte es an diesem Tag ein weiteres Todesopfer gegeben. Die Dame kam zum Glück rechtzeitig, um die japsende Schwester mit einem Glas Wasser und gutem Zureden vor einem Herzversagen zu bewahren.

Kapitel 11 - P. S.:

Etwa ein halbes Jahr später bekam die kalifornische Klatschpresse ein Thema, das für längere Zeit die üblichen Hollywood Skandälchen in den Schatten stellte. Der alternde Milliardär Steven Cunningham hatte geheiratet. Ein blutjunges Ding, eine gewisse Carina Sanchez, die Tochter mexikanischer Einwanderer, die auf seinem Grundstück arbeiteten. Was die Gemüter vor allem erregte: Auf den Fotos von der glanzvollen Hochzeit war unzweifelhaft erkennbar, dass sich unter dem prachtvollen Designerhochzeitskleid ein beachtliches Babybäuchlein wölbte. Womit zugleich sämtliche Spekulationen, der Professor könne sich mangels Erben über kurz oder lang von seinem Unternehmen trennen, ein für alle Mal vom Tisch gewischt waren.

Schneesturm

Feierabend. Melanie schloss die Augen. Sie reckte das Gesicht zum Himmel. Nadelspitz prickelten eisige Nieseltröpfchen auf ihrer Haut. Wie schön. Sie schüttelte sich. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Blick zur Uhr. Gleich zehn. Zeit, aufzubrechen. Entschlossen zwängte sie sich hinters Lenkrad. Motor an. Ein letzter Blick auf das Familienhotel schräg gegenüber vom Sportpark Wedau. Spätestens zu Sylvester würde sie wieder hinterm Tresen stehen. Aber für den Moment freute sich die junge Frau erstmal auf Heilig Abend. Das morgendliche Frühstücksbuffet war ihr letzter Job vor den Feiertagen gewesen. Jetzt hieß es: Ab in den Urlaub. Nach Hause, nach Sachsen, ins Erzgebirge, in den Schnee. Melanie freute sich auf ihre beiden kleinen Schwestern, Oma und Opa, natürlich auf die Eltern. Seit sie nicht mehr daheim lebte, verstanden sie sich viel besser.

Nicht zu vergessen Dackel Franz. Bestimmt würde er nach ihrer langen Abwesenheit zur Begrüßung vor Freude quietschen, sie anspringen und wie wild mit dem Schwanz wedeln. Ein Lächeln schlich sich bei diesem Gedanken in Melanies Gesicht. Sie hatte sich von der Köchin einen extra großen Rindsknochen als Weihnachtsgeschenk für ihren kleinen Liebling einwickeln lassen.

Die lange Allee entlang der Stadionparkplätze war nahezu menschenleer. Zügig schaffte Melanie die Strecke bis zum Autobahnzubringer. Dann war Schluss. Stoßstange an Stoßstange klebten die roten Rückleuchten auf nassem Asphalt. Der Regen nahm zu. Es wurde immer dunkler. Sie musste die Scheinwerfer anschalten. Irgendwelche Typen konnten es nicht lassen, wie wild zu hupen. Es nutzte ihnen nichts.

„Typisch Duisburger!“ knurrte sie. Melanie wusste, wovon sie sprach. Wer in Duisburg-Wedau jeden Abend an der Theke stand und Biergläser füllte … Manchmal gingen ihr die Kerle echt auf die Nerven.

Der Stau in Hamburg begann schon vor den Elbtunneln. Gleich hinter Kreuz Othmarschen. Kaum auf der Autobahn, schnappte die Mausefalle zu. Na prima. Ullrich fluchte. Der Tag ging gut los. Erst die vereiste Scheibe, dann das hier. Lauter Sonntagsfahrer. Irgendwo, so an die 500 Kilometer südlich von hier, wartete seine Traumfrau. Nastasia. Er hatte sie vor einem halben Jahr im Chat

kennengelernt. Ullrich war sofort bis über beide Ohren verknallt gewesen. Die Kleine hatte ein Foto ins Netz gestellt. Ein Foto! Nicht zu fassen. Niemals zuvor hatte er so unglaublich lange Beine auf derart gigantisch hohen Stiletto-Absätzen gesehen. Interessensübereinstimmung 89 Prozent. Absolut perfekt. Blöderweise zögerte die Dame fast ein halbes Jahr, bis sie dem persönlichen Treffen zustimmte. Bis heute. Bis Weihnachten. Ein Weihnachtsgeschenk. Halleluja! Besser geht's nicht, hatte er geglaubt. Und nun das! Wegen ein paar Schneeflocken!!!

Aber noch bestand Hoffnung. Sie waren für halb sechs verabredet. Jetzt zeigte die Uhr kurz nach zehn. Das sollte zu schaffen sein. Ullrich hatte vorsichtshalber großzügig gerechnet. Er kannte seine hanseatischen Mitbürger nur zu gut. Wie hatte der Komiker im Radio vorhin gelästert? Treffen sich drei Schneeflocken. Sagt die erste:

„Ich hab was Geiles vor. Ich flieg in die Alpen. Snowboarden. Ich hör schon die Kids kreischen." Sagt die Zweite:

„Bei mir wird's geiler. Ich flieg nach Berlin, leg mich aufs Gleis und die Ringbahn fällt für einen Tag aus. Ich hör schon die Leute meckern." Sagt die Dritte:

„Das ist gar nichts. Ich flieg nach Hamburg."

„Und?" fragen die anderen Beiden. „Lässt du die Alster zufrieren, zum Schlittschuhfahren?"

„Nö. Ich fall in Altona 'nem Autofahrer auf die Scheibe, er schiebt Panik und die Elbtunnel sind für mindestens eine Woche dicht." Ha, ha. Nix Witz. Die nackte Wahrheit! Die Typen vor ihm starteten ihre Motoren. Na bitte. Wer sagt's denn, geht doch! Ullrich drehte das Radio lauter.

Lief der Verkehr auf der A7 einigermaßen, war es damit kurz hinter Hannover auf der A2 Richtung Berlin vorbei. Das Schneetreiben wurde dichter. Weder in Niedersachsen noch in Sachsen-Anhalt schien irgendjemand ernsthaft damit zu rechnen, dass es im Winter so etwas wie „Schnee" geben könnte. Zwei der drei Spuren wurden in kürzester Zeit unpassierbar und auf der dritten stellten sich alle paar Kilometer sommerbereifte LKWs quer.

Ullrich war kurz davor, ins Lenkrad zu beißen. An einer der nächsten Raststätten fuhr er ab. Kaffeepause. Dann rief er Nastasia an. Mitten im Gespräch brach die Verbindung ab. Im Radio meldeten sie, dass der einsetzende Sturm, verbunden mit der eisigen Kälte, in mehreren Regionen das Stromnetz hatte

kollabieren lassen. Ein Stück weiter östlich zeigte das Gerät wieder Empfang an. Jetzt ging die Dame aber nicht mehr ans Telefon. Am liebsten wäre Ullrich umgekehrt und nach Hause gefahren.

Melanies Laune besserte sich hinter Kreuz Kassel deutlich. Die Südharz-autobahn war wie immer nicht sonderlich stark frequentiert. Aus dem Regen wurde Schnee und der machte ihr nichts aus. Wer im Erzgebirge fahren gelernt hatte, kam mit solchen Straßenverhältnissen locker klar. Genau genommen liebte Melanie derartige Herausforderungen sogar. Auf trockenen Straßen konnte schließlich jeder. Vergnügt pfiff sie den Song mit, der von ihrer Lieblings-weihnachts-CD tönte: „Driving home for Christmas".

Ein paar Stunden später auf der Autobahn A9 Berlin-München war Schluss mit lustig. Die Uhr zeigte halb fünf. Um noch pünktlich zur Bescherung zu kommen, hätte Melanie rasen müssen. Stattdessen war das Schneetreiben mittlerweile so stark geworden, dass sie fast nur noch Schritttempo fahren konnte. Als dann bei Osterfeld der Verkehrsfluss wegen einer Baustelle endgültig zum Erliegen kam, hatte sie die Nase voll. Sie rief daheim an und verkündete, dass es später werden würde. Sie war nicht die einzige, die die Raststätte für eine Pause nutzte.

Am Rasthof Osterfeld ging gar nichts mehr. Genervt verließ Ullrich erneut die Autobahn. Es bestand nicht die geringste Chance, einigermaßen pünktlich zur Bescherung zu kommen. Worauf hatte er sich eingelassen? Da gondelte er bei Minusgraden durch den Weihnachtsabend zu einem Date, das zu diesem Zeitpunkt im Prinzip schon versaut war. Nastasia hatte gesagt, wenn er nicht wenigsten zum Abendessen da sei, brauche er gar nicht kommen. Toll.

Missmutig wählte Ullrich eine heiße Schokolade. Das Gesöff schmeckte nach Wasser. Bäh. Schräg gegenüber nahm ein Mädchen platz. Anfang zwanzig, schulterlanges Haar. Nicht direkt so eine Mega-Braut wie seine Internet-Nastasia, aber durchaus nett. Ullrich betrachtete die Frau interessiert. Sie bemerkte die Visitation, sah vorwurfsvoll auf, hielt seinem Blick stand. Peinlich berührt wandte er sich der trüben braunen Brühe in seiner Tasse zu. Ein wenig bedauerte er, sein Date nicht mit der Lady von nebenan zu haben. Da wäre er jetzt quasi schon am Ziel. Stattdessen? Tja, stattdessen würde er sich gleich

wieder auf die Räder machen müssen, um einer ungewissen Fata Morgana nachzujagen. Hinein in die Schneewüste.

Melanie hatte Ullrichs Blicke sofort gespürt. Was sollte das? Fleischbeschau? Hatte der Mistkerl nichts Besseres zu tun? Bestimmt warteten Frau und Kind daheim auf ihn. Und dann so tun, als wär nix gewesen. Idiot. Sie schlürfte einen Schluck von ihrem Kaffee und verzog das Gesicht. Okay, es gab schlimmeres Elend auf der Welt. Wenn die Plürre nur nicht so ungenießbar heiß gewesen wäre. Das konnte jetzt ewig dauern, bis sie die trinken konnte. Bloß nicht auf die Uhr schauen. Melanie war zum Heulen zumute.

Ullrich bemühte sich, nicht mehr zum Nachbartisch zu starren. Trotzdem behielt er Melanie im Auge. Niedlich, die Kleine, befand er. Irgendwie ganz schön fertig. Gehetzt. Kein Wunder. Vermutlich wirkte er in diesem Jammertal selbst nicht gerade wie ein strahlender Held. Bei dem Gedanken, wie angenehm es wäre, sich gemeinsam über den durchlittnen Autobahnfrust hinweg zu trösten, musste er grinsen.

Melanie war sauer. Jetzt feixte der Bursche auch noch frech. Als ob es hier was zu lachen gäbe! Wer weiß, welche perversen Phantasien gerade durch seinen kurz geschorenen Schädel geisterten. Melanie wollte es gar nicht wissen. Sie ließ die angefangene Tasse Kaffee stehen und stand auf. Er nickte ihr zum Abschied zu. Sie ignorierte den Gruß. Draußen auf der A9 schien der Verkehr wieder zu rollen. Hatte die Pause wenigstens etwas genutzt.

Kurz nachdem Melanie gegangen war, brach auch Ullrich auf. Ein in die Jahre gekommener roter Kleinwagen zischte an ihm vorbei. War sie das? Sollte sie nach Süden fahren, könnte er sie vielleicht eine Weile im Auge behalten und seinen Träumen nachhängen. Er beeilte sich, zu seiner schnittigen, nagelneuen Limousine zu gelangen. Mit all den technischen Finessen, die das Fahrwerk selbst bei widrigsten Straßenverhältnissen stabilisierten und in der Spur hielten, sollte es eine Kleinigkeit sein, den zweifellos auf solchem Boden schwer zu kontrollierenden Schrotteimer der Kleinen noch vor der Auffahrt einzuholen.

Die Radiomeldungen und Live-Berichte, die jetzt in immer kürzeren Abständen das musikalische Weihnachtsprogramm unterbrachen, ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Sturm in den oberen Lagen des sächsischen und böhmischen Erzgebirges nahm orkanartige Ausmaße an. Die Sichtweite betrug dort zeitweilig weniger als zehn Meter; die zu betonartiger Konsistenz verpressten Schneemassen bogen die schlanken Fichten. Obgleich der Straßenwinterdienst in diesen Regionen einiges gewohnt und bestens ausgestattet war, obwohl bereits mit den Ankündigungen der Wetterstationen weitere private Räumgeräte aktiviert wurden und Polizei, Bergwacht und Feuerwehr weiträumig ausschwärmten, um die gefährlichsten Routen zu sichern und abgerissene Äste von der Straße zu zerren, wurde es mehr und mehr unmöglich, der weißen Pracht Herr zu bleiben. Sirenen heulten. Schneefräsen kämpften sich durch meterhohe Wehen. Vergeblich. Kaum freigeschoben, verschwand das Asphaltband erneut unter einer nahezu undurchdringlichen Decke.

Besonders verheerend, so hieß es in Interviews mit Leuten von der Bergwacht, wirke es sich nun aus, dass die von den Straßenbauämtern des Landes betreuten Bundesstraßen am Morgen mit Salz behandelt worden seien. Eine Weisung aus Dresden, die dazu führe, dass bei den herrschenden tiefen Temperaturen die Schneekristalle lediglich kurz antauten, um anschließend zu einer unsichtbaren Eisschicht unter knöcheltiefem Gemüller zu verschmelzen.

Anders als die früher übliche sauber festgefahrene Schneedecke, bot das Eis-Matsch-Gemisch selbst den besten Winterreifen keinen Halt. Fahrzeuge verloren die Bodenhaftung und trudelten auf die Gegenfahrbahn. Brummis blieben an den Anstiegen hängen. Ganze Straßenabschnitte mussten komplett dicht gemacht werden, um Schlimmeres zu verhüten. Die Einsatzkräfte quälten sich mit den Folgen der Fehlentscheidung ab. Lustlos erledigten sie ihren Job. Für die Frauen und Männer war die Heilige Nacht gelaufen. Immer und immer wieder unterbrachen die Radiosender ihr Programm, um neue Sperrungen und Umleitungen zu verkünden. Breitenbrunn-Johanngeorgenstadt: unpassierbar. Wernesgrün-Stützengrün: dicht. Wilzschhaus-Schönheide: Vollsperrung. Auerbach, Rodewisch, Kirchberg: zu. Zschorlau-Burkhardtsgrün: nichts geht mehr.

Wenn Melanie die Meldungen richtig interpretierte, war ihr Heimatort faktisch von der Außenwelt abgeschlossen. Nur ein schmaler Korridor blieb offen. Ein Schlauch. Die Talstraße.

Eng gedrängt und gewunden zwischen steil aufragenden Hängen einerseits und dem tief drunten gurgelnden Wasser der Zwickauer Mulde andererseits. Sie war verhältnismäßig gut ausgebaut und für Räumfahrzeuge leichter zu beherrschen. Melanie konnte sich nicht erinnern, dort jemals eine Vollsperrung erlebt zu haben. Es sollte also möglich sein, die letzten paar Kilometer trotz Sturm und Flockenwirbel zügig zu absolvieren. Allmählich kehrte ihre gute Laune zurück. Wenn sie erst von der Autobahn runter und all den Wahnsinnigen aus dem Weg wäre, würde es schon gehen. Bescherung, ich komme! Melanie drehte die Musik lauter. Dass sich schon seit fast einer Stunde das gleiche Fahrzeug dicht hinter ihr hielt, fiel ihr nicht auf.

Ullrich freute sich. Die Kleine fuhr anscheinend tatsächlich exakt die gleiche Route, die ihm sein Navi empfahl. Sie verließ die A4 an der Abfahrt Meerane und kämpfte sich von dort aus die Berge hinauf. Schön. Fühlte er sich nicht ganz so einsam. Es ging zwar langsam auf 19.00 Uhr zu und aus den Häusern rechts und links der Straße grüßten strahlende Lichterbäume und Schwibbögen herüber, aber das machte nun nichts mehr. Sein Ziel rückte in greifbare Nähe.

Meter für Meter schob sich die kleine Karawane der wenigen auf der Straße verbliebenen Fahrzeuge in Richtung Erzgebirgskamm. Schritttempo. Der Schneefall war die ganze Zeit nicht abgeflaut. Nur ab und an riss der an ihren Karossen zerrende Sturm Fetzen in die weiße Wand.

Zum Glück leuchtete vor Melanie eine rote Nebelschlussleuchte, an der sie sich orientierte, um nicht von der Straße abzukommen. Sie passierten eine Stelle, an der Mitreisende nicht so viel Glück gehabt hatten. Fahrzeuge lagen kreuz und quer im Straßengraben. Ihre Besitzer standen frierend daneben und warteten auf Hilfe.

Etwas weiter bemühten sich bereits Abschleppwagen, ineinander verkeilte Autos zurück auf die Fahrbahn zu zerren. Fast eine Stunde lang ging gar nichts mehr. Melanie stieg aus, um sich die Füße zu vertreten, den Winterduft der heimischen Berge zu atmen. Da sich die betreffende Kurve am Rande eines

Wäldchens befand, pfiff der Wind hier nicht ganz so stark. Gelegenheit für einen kleinen Spaziergang.

Im Auto vor ihr saß eine Familie. Die Leute waren auf dem Weg zu ihrer Ferienwohnung. Die beiden Kinder, ein Mädchen und ein Junge von vielleicht vier und sechs Jahren, quengelten und heulten, weil sie endlich ihre Geschenke bekommen wollten. Melanie winkte durch die Scheibe. Dann lief sie zurück, fischte zwei kleine Schoko-Nikoläuse aus ihrem Gepäck und brachte sie nach vorn. Man wünschte sich ein frohes Fest. Die Leute stiegen ebenfalls aus und gemeinsam bauten sie am Straßenrand einen Schneemann.

Was zur Folge hatte, dass sich weitere Wartende aus ihren Karossen quälten und ihnen Gesellschaft leisteten. Komischerweise befand sich darunter auch der Typ vom Rasthof Osterfeld. Melanie bekam es einen Moment lang mit der Angst zu tun. Er war direkt aus dem Auto hinter ihr gestiegen. War er ihr gefolgt? Allerdings gab sich der Typ betont locker. Er nannte sich Ullrich und sprach mit unverkennbar norddeutscher Färbung in der Stimme.

Zwei junge Männer aus dem vierten Wagen der kleinen Kolonne gesellten sich zu ihnen. Am Ende wurde es eine wirklich fröhliche Runde, die den unerfreulichen Anlass ihres Treffens nahezu vergessen ließ.

Ullrich genoss die Minuten mit den anderen auf der Straße. Die beiden Jungs von hinten hatten eine Schneeballschlacht angezettelt. Genau das Richtige, um nach den quälenden Stunden im stickigen Auto munter zu werden. Die Kleine vom Rasthof, Melanie, tollte nach anfänglicher Zurückhaltung kräftig mit herum. Sie war wirklich eine sympathische Frau, befand er. Trotz oder gerade wegen ihres merkwürdigen Dialektes. „Arzgebergsch“ nenne sich das, hatte sie ihm erklärt. Also erzgebirgisch.

„Wo de Hasen Hosen haßen un de Hosen Husen haßen, do bie ich derham!“ meinte sie. Also wo die Hasen Hosen heißen und so weiter, sei sie zu Hause. Schon klar. Komische Sprache. Aber wie gesagt, sympathisch.

Bei seiner Nastasia war er sich da längst nicht mehr so sicher. Die hatte offenbar ihr Telefon abgeschaltet. Oder ob das Netz da oben jetzt endgültig abgekackt war? Jedenfalls hatte er seit Stunden keinen Kontakt mehr zu ihr bekommen.

Fast war er etwas traurig, als Polizei und ADAC vor ihnen die Arbeit beendeten und eine Schneefräse wenigstens zeitweilig für freie Fahrt sorgte. Sie verabschiedeten sich voneinander. Natürlich verpasste Ullrich die Gelegenheit, sich Melanies Telefonnummer geben zu lassen. Manchmal benahm er sich wie ein echter Looser. Schiet.

Und nun? Endlos quälten sich die Minuten, ohne dass die Autos wirklich voran kamen. Draußen war es stockfinster. Die Scheibenwischer wurden der Schneemengen nicht mehr Herr. Die kleine Karawane blieb dicht beieinander. Sie hatte die letzten erleuchteten Häuser von Aue hinter sich gelassen und befand sich mittlerweile immerhin schon auf besagter Talstraße, die hinauf zum Pass führte. Theoretisch sollte es von hier bis zu Ullrichs Ziel kaum eine halbe Stunde dauern. Theoretisch. Praktisch konnte er bei dem Schneckentempo gut zwei Stunden unterwegs sein. Immer wieder mussten sie heruntergebrochenen Ästen ausweichen. Manche der Fichten hing mit schwerer nasser Schneelast quer über der Fahrbahn und trotz des schmaler werdenden Tales spürte Ullrich, wie der Sturm zunahm. Es pfiff und jaulte. Eisige Schneebatzen und Zweige schlugen auf seine Windschutzscheibe. Die Räder fanden kaum Halt. Horror!

Melanie hatte Angst. Angst, wie nie zuvor in ihrem Leben. So kannte sie ihre Heimat, so kannte sie die oft gefahrene Talstraße nicht. Irgendetwas braute sich zusammen. Das Lenkrad gehorchte ihr nur widerwillig. Jedes Ausweichmanöver gestaltete sich zur riskanten Rutschpartie. Der Sturm riss und zerrte an ihrem Fahrzeug. Im Radio meldeten sie, man möge sein Auto stehen lassen und im Haus bleiben. Witzbolde. Erstmal heim kommen. In immer kürzeren Abständen unterbrachen Warnungen das Programm. Ein Tornado sei im Gebirge im Anmarsch.

Erinnerungen wurden wach. Vor einigen Jahren im Sommer hatte eine Windhose das gesamte Kammgebiet verwüstet, eine Schneise durch den Hochwald gefräst, uralte Baumriesen wie Streichhölzer geknickt. Wie durch ein Wunder waren Häuser und Menschen verschont geblieben. Doch das, was sich jetzt über ihnen zusammenschob, schien schlimmer. Viel schlimmer. Und Melanie steckte mitten drin.

Nur nicht aufgeben, sagte sie sich immer wieder. Sie presste ihre Lippen zusammen. Nicht aufgeben! Es ist nicht mehr weit. Hinter ihr erklang ein

dumpfes Grollen und etwas rauschte über ihr Heck, gab ihrem Wagen einen Stoß. Erschrocken blickte Melanie in den Rückspiegel.

Wie aus heiterem Himmel krachte es. Splitter prallten gegen seine Scheiben. Ullrich zuckte zusammen und bremste scharf. Sofort stand sein Wagen quer. Gott sei Dank reagierten die beiden im Wagen hinter ihm genauso schnell. Was da vor ihm auf der Straße landete, war ein fast kompletter Baum. Eine Fichte. Mit der Spitze voran wie ein Pfeil, spießte sie im Schnee an der Leitplanke. Der in hunderte Fasern aufgesplitterte Stamm ragte gespenstisch in den Weihnachtshimmel. Ullrich stand der Angstschweiß auf der Stirn. Er atmete tief durch, bevor er seinen abgewürgten Motor vorsichtig neu startete. Langsam, ganz langsam ließ er die Kupplung kommen. Gott sei Dank hatte er sich vor seiner Fahrt wirklich gute neue Winterreifen gekauft. Nach einem ersten vergeblichen Versuch, verbissen sie sich im überfrierenden Schneematsch und langsam, ganz langsam zogen sie ihn in die Spur zurück.

Melanie fiel ein Stein vom Herzen, als sie sah, wie sich die beiden Autos in ihrem Rückspiegel wieder in Bewegung setzten. Für einen Augenblick hatte sie befürchtet, der Baum hätte Ullrich in seinem Wagen regelrecht aufgespießt. Sie hatte von solchen Brüchen gehört. Im Winter nach dem Tornado waren ähnliche Dinge von der Kammloipe berichtet worden. Die hatte der Forst daraufhin wochenlang für Skiläufer und Wanderer sperren lassen. Lebensgefahr! Dort waren vor allem ältere Fichten betroffen gewesen, die durch die Tornadoschneise vom Sommer zum Spielball für Wind und Wetter geworden waren. Aber zwischen Erzählungen und eigenem Erleben bestand ein himmelweiter Unterschied. Glücklicherweise kam die vierköpfige Familie an der Spitze ihrer Kolonne nun etwas schneller voran.

Zu schnell für Melanies Geschmack. Sie ließ abreißen. Sie wollte kein unnötiges Risiko eingehen. Wie sie im Spiegel mitbekam, schaffte es Ullrich dadurch, zu ihr aufzuschließen. Den letzten der vier Wagen konnte sie allerdings nicht mehr sehen. Das Schneetreiben war einfach zu dicht.

Allmählich beruhigte sich die junge Frau, ihr Herzschlag wurde gleichmäßiger. Vielleicht wurde jetzt endlich alles gut. Das Schlimmste schien überstanden. Die

Straße schmiegte sich eng an steil aufragende Felsen, die vor Wind und Schnee Schutz boten.

Ullrich blieb weit davon entfernt, ruhiger zu werden. Seit der Aktion mit dem abgestürzten Baum lagen seine Nerven blank. Überall brechende Stämme weit überhängender Birken und Fichten. Es krachte und splitterte. Irgendwo aus der Ferne ein Grollen und Rauschen, das näher kam. Nur schnell weg hier. So sanft wie möglich schob er den Wagen um die nächste Kurve. Da waren sie wieder, Melanies Rücklichter. Gott sei Dank.

Sekundenbruchteile später brach es über ihn herein. Rasend schnell. Vom Schock wie in Zeitlupe versetzt, in eine Zeitblase, gefühlte Stunden lang, nahm er wahr, wie sich die Welt veränderte. Donnernd legte sich eine weißgraue Wand um ihn, über ihn. Blitzartig. Keine Chance, zu reagieren. Orientierungslos trieb sein Wagen. Immer mehr stürzte vom Steilhang auf die Straße. Ein Gemisch aus Schnee, Eis, Baumstämmen, Ästen, Geröll.

Endlich kam sein Wagen zum Stehen, schien das Grauen zu Ende. Irrtum. Als Ullrich wieder freie Sicht hatte, wurde ihm schlecht. Vor ihm, da wo sich eben noch Melanies kleiner Wagen durch den Schneesturm kämpfte, blockierte eine eisige Barriere die Straße. Melanie musste direkt in die Lawine hinein gerauscht sein. Oder die Lawine in Melanie. Erst nach und nach machte er im Halbdunkel seiner Scheinwerfer die leuchtend rote Farbe einiger Blechteile aus. Die Lawine hatte das Auto durch die Leitplanke gepresst. Es hing überm Abgrund und wie es aussah, war es erstaunlich, dass es nicht direkt bis hinunter ins Flussbett geschleudert worden war.

Irgendwo blitzte es. Für einen Augenblick erhellte ein grelles Licht die Szenerie, reflektierte gleißend in den tanzenden Flocken, dass die Augen schmerzten. Donner folgte. Wie von einer Explosion. Die Druckwelle traf ihn mit voller Wucht von hinten, presste ihn gegen sein Lenkrad. Die Erde bebte. Erneut lösten sich überhängende Schnee- und Geröllmassen vom Hang. Ullrich riss die Hände über den Kopf. Es schepperte. Scheibe und Rahmen hielten zum Glück stand. Als das Beben nachließ, wagte er einen Blick in den Rückspiegel. Irgendwo ganz hinten flackerte etwas. Es mochten Flammen sein. In der Dunkelheit und bei dem dichten Treiben ließ sich aber nichts Genaues sagen.

Ullrich wusste, dass irgendwo dort, hinter der Kurve, die beiden Jungs … Keine Chance, nachzusehen. Der Weg war komplett versperrt.

Melanies kleinem Wagen hatte das Beben den Rest gegeben. Ein Baumstamm, der dem ersten Druck der Lawine mit Mühe und Not widerstanden hatte, war quer über das Fahrzeug gestürzt und quetschte die Karosserie zusammen. Was zumindest den Vorteil besaß, dass das Auto bis auf Weiteres, trotz seines geradezu abenteuerlichen Überhanges, nicht in die Schlucht stürzen konnte. Jedenfalls nicht, solange die Fichte selbst nicht abrutschte. Aber das war jeden Moment möglich. Diese Erkenntnis löste Ullrichs Schockstarre. Wie ein Wilder rüttelte er an der Fahrertür, versuchte, sie aufzustemmen. Vergeblich. Der Fensterheber funktionierte noch. Mühsam zwängte er sich durch die Öffnung und stolperte dann auf allen Vieren über das herumliegende betonharte Dreck- und Eisgemisch. Die kleine Taschenlampe, die er immer am Schlüsselbund bei sich trug, leistete jetzt gute Arbeit. Er klemmte sie sich zwischen die Zähne, um die Hände frei zu bekommen.

Melanies Gefährt sah furchtbar aus. Ullrich zerrte Äste beiseite, kletterte über gewaltige Steinbrocken. Das Heck war bis auf Fensterhöhe begraben. Das Dach darüber hatte der Baum eingedrückt, die Scheiben waren gesplittert. Gott sei Dank hatte der Stamm nur die hintere Kante erwischt, das Blech über der Fahrertür war zwar auch verbogen, hatte jedoch weitgehend gehalten. Den letzten Meter nach vorn musste Ullrich auf dem Bauch rutschen. Über den Stamm durch die Äste hindurch. Er klammerte sich so gut es ging an die stärkeren Zweige. Unter ihm rauschte der eisige Bach.

Vorsichtig, um das ganze fragile Gebilde nicht in Bewegung zu bringen, schob er sich zentimeterweise bis dicht neben die Fahrertür. Melanie lebte. Allerdings reagierte sie nicht auf Ullrichs besorgte Fragen. Von der Stirn rann ihr ein dünner Blutfaden übers Gesicht, ihre Augen blickten leer und starr in die Tiefe. Aber sie atmete. Wegen des verbeulten Daches schien es unmöglich, Melanie durch die Fahrertür zu retten. Ullrich zerrte seinen Gürtel aus der Hose, band ihn um zwei kräftige Äste, steckte sein rechtes Bein in die Schlinge und hangelte sich tiefer. Mit dem Kopf nach unten über der Schlucht hängend begann er, die in tausend kleine Splitter zersprungene Frontscheibe aus ihrem Rahmen zu reißen. Seine kalten Finger bluteten. Mit einem letzten kräftigen Ruck löste sich das Glas und stürzte in die dunkle Tiefe.

Melanie erwachte wie aus einem Traum. Sie konnte sich nicht bewegen. Verwundert betrachtete sie die hektischen Bemühungen des Mannes, der vor ihr über der Kühlerhaube hing, auf sie einredete und dabei mit einer Taschenlampe herumfuchtelte. Was war geschehen? Wo kam der viele Schnee her? Sie drehte sich um und bereute die Bewegung sofort. Ihr Kopf schmerzte. Direkt hinter ihr hing die Deckenbespannung in Fetzen und rissiges Blech versperrte ihr die Sicht. Langsam kehrten Erinnerungen zurück. Der Baumstamm hatte ihren Schädel nur um Zentimeter verfehlt. Vor ihr lag eine gähnende Tiefe, aus der sie den Bach gurgeln hörte. Und irgendwo dazwischen, von Wind und Schnee gepeitscht, hing dieser Kerl, dieser … wie hieß er gleich? Panik breitete sich in Melanies Hirn aus. Sie schrie. Es dauerte eine Weile bis die beruhigenden Worte des Mannes sie erreichten und sie seine Hand an ihrer Wange spürte. Das tat gut. Irgendwie hatte er es geschafft, sich näher an sie heran zu hangeln. Wenn nur nicht die blöde Taschenlampe wäre, die er im Mund trug und die sie blendete.

Gemeinsam gelang es ihnen, den geöffneten Airbag zu zerstören. Erst jetzt war sie in der Lage, ihren Gurt zu öffnen. Vorsichtig bewegte sie Arme und Beine. Nichts gebrochen. Zum Glück. Ullrich half ihr, sich Stückchen für Stückchen am Lenkrad vorbei nach draußen zu ziehen. Wobei er inständig hoffte, der Baum möge sich nicht bewegen und sein Gürtel das Gewicht von zwei Menschen aushalten. Falls nicht …

Mit zitternden Händen gehorchte Melanie Ullrichs Befehlen. Sie stellte sich auf ihr Armaturenbrett, griff nach den eisigen, stachligen Zweigen der Fichte und kletterte, immer von Ullrichs festem Griff gesichert, Stück für Stück auf den Baumstamm. Dann half sie Ullrich, ihr zu folgen. Sein Bein in der Schlinge schmerzte jämmerlich. Es war gegen Ende der Rettungsmission regelrecht abgestorben. Humpelnd und sich gegenseitig stützend, schafften sie es bis zu Ullrichs Wagen. Gerade, als er sie aufforderte, sich durch das geöffnete Fenster zu zwängen, vernahmen sie hinter sich ein Krachen und Splittern, dem tosender Donner folgte. Ein Blick zurück bestätigte die schreckliche Vermutung. Die im Boden verbliebenen Wurzeln hatten die Last des Stammes nicht länger ertragen. Bei seinem Sturz in die Tiefe, riss die mächtige Fichte Melanies Auto und viel Geröll mit sich.

Melanie kreischte auf. Sämtliche Papiere, die Weihnachtsgeschenke, ihre Wintersachen: Alles, alles weg! Verschwunden von einem Augenblick zum anderen. Ullrich umfasste behutsam ihre Schultern und drückte sie an sich.

„Du lebst“, raunte er ihr ins Ohr. „Du lebst, und allein das zählt.“ Lange konnten die beiden nicht draußen im Schneetreiben stehenbleiben. Sie wären erfroren. Weswegen er sie leise aber bestimmt dazu überredete, endlich in seinen Wagen zu steigen. Der Innenraum war allerdings mittlerweile auch völlig ausgekühlt. Viel Schnee war durch die offene Scheibe auf den Fahrersitz geweht. Ullrich versuchte, den Motor zu starten. Vergeblich. Zumindest schien die Batterie intakt. Das Fenster ließ sich schließen. Das Radio lief und brachte immer neue Horrormeldungen. Offenbar waren sie nicht die Einzigen, die festsaßen.

Ullrich schaltete das Licht aus, um Strom zu sparen. Dann kletterte er nach hinten, klappte einen Sitz vor, wühlte sich in den Kofferraum und kehrte mit einer Decke zurück. Die legte er um Melanies Schultern. Sie sprach kein Wort, klapperte dafür aber umso lauter mit den Zähnen.

Erst jetzt fiel dem Mann ein, dass er selbst auch fror. Natürlich hatte er vorhin beim Ausstieg mit keiner Silbe an seine Jacke gedacht. Sie lag auf dem Rücksitz. Beim Anziehen ertastete er sein Telefon. Stimmt, er hatte das Gerät am Abend bei der Schneeballschlacht eingesteckt. Immer in der Hoffnung, Nastasia würde sich melden. Fehlanzeige. Die hatte ihn wohl längst abgeschrieben. Miststück! Ein Blick aufs Display brachte Ernüchterung. Nicht ein Balken Empfang!

Es war mittlerweile gleich halb zehn. Das hieß, dass Ullrich bereits seit fast zwölf Stunden unterwegs war. Von seinem Ziel schien er weiter entfernt denn je. Auch wenn es bis dahin nur wenige Kilometer Luftlinie sein mochten.

Ein zweiter Versuch, das Auto zu starten, misslang. Ob irgendwann Helfer bis zu ihnen vordringen würden? Die Scheiben um sie herum waren komplett zugeschneit. Die einzige Überlebenschance in diesem eisigen Iglu bestünde wohl darin, Melanie zu überzeugen, sich aneinander zu kuscheln. Also rang er sich nach mehreren Anläufen zu einer dementsprechenden Frage durch. Diplomatisch und möglichst unverfänglich formuliert. Er musste seinen Satz nicht beenden. Melanie kroch ohne zu zögern mit ihm nach hinten auf die trockenere Rückbank und gemeinsam teilten sie sich in Winterjacke und Decke. Schweigend legte das Mädchen seinen Kopf an Ullrichs Brust.

„Müssen wir jetzt sterben?“ fragte sie nach einer Weile.

„Keine Ahnung."

„Ich will nicht sterben. Nicht so."

„Solange wir warm bleiben …"

„Solange wir warm bleiben." Melanie richtete sich mit einem Ruck auf. „Das ist es. Solange wir warm bleiben!" Ullrich sah sie verständnislos an. Melanie ließ sich nicht beirren. „Wenn ich schon am Heiligen Abend sterben muss, dann will ich wenigstens noch bisschen Spaß haben, vorher. Egal wo, egal wie. Bist du dabei?" Sie ergriff seine blutverkrusteten Hände. Ullrich kapierte kein Wort.

„Das heißt?"

„Ich hab eine Idee, wie wir richtig warm werden. Weißt du, Körper halten die Temperatur am besten, wenn sie ihre Wärme direkt miteinander tauschen und alle anderen Schichten drum herum isolieren. Dann können sie sogar Wärme erzeugen. Energieumwandlung, verstehst du? Hab ich mal in Physik gelernt. Vielleicht hilft es. Probieren geht über studieren. Ist schließlich das Fest der Liebe. Lass uns feiern!" Mit diesen Worten schälte sich Melanie entschlossen aus ihren Kleidern und packte auch ihren verblüfften Retter aus.

Als in den Morgenstunden des 25. Dezember Feuerwehr, Bergwacht, Polizei und Winterdienst mit Kettensägen, Schneefräse und Bagger den Lawinenabgang in der Talstraße endlich so weit abgetragen hatten, dass sie darunter auf ein völlig verschüttetes und zugewehtes Kraftfahrzeug mit Hamburger Kennzeichen stießen, rechneten die Helfer mit dem Schlimmsten. Sie hatten zuvor die roten Blechteile im Bett der Zwickauer Mulde gesehen und die ausgebrannte Karosse einen halben Kilometer talabwärts gefunden. Die Zahl der Toten und Verletzten in dieser Heiligen Nacht lag bereits jetzt erschreckend hoch und noch immer wurden Menschen vermisst.

Zu ihrer Überraschung kam es diesmal anders. Im Innern fanden die Retter eng umschlungen ein völlig nacktes Pärchen, warm eingewickelt in diverse Kleidungsstücke und Decken. Die verbliebene Atemluft war zwar kaum der Rede wert. Es müffelte erbärmlich. Aber wenn man davon absah …

Verschlafen blickten die beiden Turteltäubchen die Neuankömmlinge an. Als sie die verdutzten Gesichter der Feuerwehrleute bemerkten, mussten sie lachen und prusteten ihnen ein erleichtertes „Fröhliche Weihnachten!" entgegen.

Das Mädchen mit dem Wachslicht

Hommage à Paul Delvaux II - „Chrysis“

Dumpf schepperten drüben am Güterbahnhof schwere Waggons aneinander. Bremsen quietschten. Eisen auf Eisen. Männer riefen Schimpfworte. Colette sah nicht von ihrem Klöppelsack auf. Wozu? Sie kannte die Geräusche. Sie kannte sie von klein auf.

Und was alles auf den Waggons transportiert wurde! Getreide, Tiere, Stahl, Baumstämme, geheimnisvolle Kisten. Auch Menschen. Die stiegen natürlich nicht am Güterbahnhof aus und ein, sondern weiter vorn, wo vor ein paar Jahren die große neue Bahnhofshalle gebaut worden war mit den langen Perrons und dem schmucken Schalterhäuschen für die Billets gleich am Eingang.

Oft hatte Colette gesehen, wie feine Damen und Herren in eleganten Kutschen vorfuhren. Wenn sie eintrafen, trat der Bahnhofsvorsteher persönlich heraus. Der Bahnhofsvorsteher. Ihr Vater. Ein strenger Mann. Hielt viel auf Pünktlichkeit, lachte selten. Trotzdem liebte Colette ihren Vater. Vor allem, wenn er seine Uniform mit den blitzenden Messingknöpfen trug. Dann wirkte er sehr würdevoll.

Stiegen die feinen Herrschaften aus ihren Kutschen, nahm er Haltung an, legte grüßend die Hand an seine Schirmmütze und verneigte sich leicht. Ein Wink von ihm und das Gepäck der Leute wurde im Nu von dienstbaren Geistern verladen. So wie ihren Vater stellte sich Colette den König vor.

Eine Lokomotive brüllte in den roten Abendhimmel. Einmal, zweimal. Metallisches Quietschen, Kreischen, Klirren von Kupplungen und aneinanderschlagende Puffer kündigten die Abfahrt an. Rhythmische Dampfstöße, langsam, schnell, langsamer und letztlich immer schneller werdend, begleiteten das gleichförmige Klackklack, Klackklack, Klackklack der Räder, die über Gleisstöße und Weichen davon rollten. Dampfschwaden zogen durch die Gassen. Es roch nach feuchtem Qualm.

Colette sog den Duft ein. Der Bahnhof war der Ort, der das Mädchen mit der weiten Welt verband. Von hier aus führten Gleise nach Brüssel, Paris, Amsterdam, Berlin, Prag und Moskau. Oder nach Konstantinopel, Rom, Madrid. Orte, die in Colettes Ohren klangen, als lägen sie auf dem Mond. Unvorstellbar weit weg.

Manchmal holte sie den alten Atlas ihres Vaters aus dem Schrank, um nach den Orten zu suchen. Sie beneidete die Damen und Herren in den Zügen. Die durften all die Wunder sehen, die es da draußen gab. Den Petersdom und den Wiener Prater samt seinem gewaltigen Riesenrad, den Zaren und die Paläste des Sultans.

Wie die vielen Frauen in seinem Harem wohl lebten? Nach dem, was sich die Leute erzählten, konnte so ein Harem ein Gefängnis sein. Oder ein Schlaraffenland. Wahrscheinlich von beidem etwas. Aber das wäre dann nicht anders als hier. Daheim.

Mutter kümmerte sich um den Haushalt und die vier jüngeren Geschwister. Colette half ihr. In jeder freien Minute saßen sie am Klöppelsack, warfen die kleinen hölzernen Klöppel, klippklapp, von einer Seite auf die andere, klippklapp, und eh sie es sich versahen, verbanden sich die weißen Fädchen zu zarten Mustern. Die Deckchen und Borten, die so entstanden, waren in der Hauptstadt Brüssel begehrt. Damit trugen die beiden Frauen zum bescheidenen Wohlstand ihrer Familie bei. Selbst die jüngeren Schwestern übten fleißig und versprachen, passable Klöpplerinnen zu werden. Natürlich konnten die immer nur nach der Schule mithelfen.

Wenn sie dann alle beieinander hockten am Abend, die Jungs spielten und Vater endlich sein Feierabendpfeifchen entzündete, war es Colette, als könnte es keinen schöneren Platz auf Erden geben.

Vor ein paar Wochen hatte sie ihren siebzehnten Geburtstag gefeiert. Es gab Kuchen zum Tee. Einer ihrer Cousins, Alfons, er war drei Jahre älter und leistete gerade seinen Militärdienst ab, hatte extra wegen ihr Urlaub beantragt. Und erhalten. Nach dem Tee war sie mit ihm hinaus in den Garten gelaufen, um ihn nach Sitten und Gebräuchen in der Armee des Königs auszufragen. Und was hatte der freche Bursche geantwortet?

„Viel Feind, viel Ehr. Aber wenn gerade kein Feind auf einen Tee zu uns herein schaut, machen wir Jagd auf hübsche junge Frauen. Auf solche wie dich!“ Dann hatte er gelacht und ihr einen Klaps auf den Hintern gegeben. Hätte sie Alfons nicht so gern gehabt, hätte es spätestens jetzt eine Ohrfeige gesetzt. So aber wurde sie rot und sagte gar nichts. Sie wusste ja, dass er sich verändert hatte, seit er kein Schulbub mehr war, seit ihm ein fescher schmaler Schnurrbart gewachsen

war. Colette fand übrigens, dass ihn dieser Bart ungemein kleidete. Wenn er nur nicht immer so freche Sprüche auf den Lippen hätte.

Eine Weile waren sie schweigend nebeneinander her gelaufen. Schließlich nahm sie all ihren Mut zusammen, blieb stehen, schaute zu Alfons auf und fragte:

„Sag, Alfons, hast du eine Freundin? Vielleicht gar eine Verlobte? Sag mir‘s!“ Er lachte nur und nahm sie in den Arm.

„Liebste Colette, wer sollte neben dir bestehen? Glaubst du wirklich, dass mich andere Mädchen interessieren?“ Bei seinen letzten Worten lachte er nicht mehr, sah sie mit großen, verträumten Augen an und gab ihr einen Kuss. Auf die Wange. Das war zu viel für Colette gewesen. Sie hatte sich losgerissen und war davon gelaufen.

„Was bildet sich der dumme Kerl ein?“ hatte sie bei sich gedacht. Und doch, tief in ihr drin, gab es etwas, das sie irritierte. Oft und ausgiebig hatte sie seitdem über seine Worte und den Kuss nachgegrübelt. Tausendmal nahm sie sich vor, ihn beim nächsten Mal anzusprechen und zu fragen, wie genau er das gemeint hätte. Sie wollte ganz sicher gehen, die Erklärung aus seinem Mund hören.

Es würde kein nächstes Mal geben. In den Zeitungen stand, Deutschland sei im neutralen Belgien einmarschiert. Der König habe erbitterten Widerstand angeordnet. Viel Feind, viel Ehr! Alfons gehörte zu jenen Truppenteilen, die den Invasoren bei Lüttich entgegentraten. Wenige Tage später traf die Nachricht vom Heldentod ein. Für König und Vaterland! Der Heldenruhm hielt nicht lange. Belgien wurde zum Generalgouvernement des Kaiserreiches.

Fremde Stiefel schlugen vor Colettes Fenster einen neuen, einen ungewohnten Takt. Einen, der so gar nicht zu dem der Waggons auf dem Güterbahnhof passen wollte. Aus der Ferne grollte dazu Donner. Er käme von den Kanonen, die neuerdings am Güterbahnhof verladen wurden, hieß es.

Colette klöppelte. Sie konzentrierte sich auf das komplizierte Blumenmuster und versuchte, nicht an Alfons zu denken. Und an ein paar Dinge, die mit ihm zusammenhingen. Ja, es gab Sachen, über die wollte sie weder nachdenken noch reden. Trotzdem drängten sie sich immer wieder in ihren Kopf. Zum Beispiel, dass sie Alfons gehört hatte an jenem Morgen, an dem er starb. An dem ihm ein Bajonett der fremden Soldaten den Bauch aufschlitzte, an dem seine blutigen

Gedärme noch vor dem Rest des Körpers zu Boden fielen und die Ackerkrume düngten. Er starb mit ihrem Namen auf den sonst so frechen, fröhlichen Lippen. Sie hatte die Bilder gesehen, die Schreie gehört, lange bevor die Karte eintraf. Sie hatte es ihrer Mutter erzählen wollen, aber die hielt sich nur die Ohren zu und hatte gezetert, sie möge aufhören, sich solche Horrorgeschichten auszudenken. Dann kam der Postbote und noch später kehrten die ersten Kameraden von Alfons heim. Es hatte sich alles exakt so abgespielt, wie Colette es gesehen und gehört hatte.

Trotzdem drehte sich die Erde weiter. Weihnachten kam, Weihnachten ging. Zuerst leuchtete es Colette nicht ein, wie das möglich sein konnte. Hätte Gott sie nicht anhalten müssen, diese Erde? Wenigstens einen kleinen Moment, um die schlimme Tat ungeschehn zu machen? Oder wenigstens, um die Schuldigen zu bestrafen? Aber die Welt drehte sich weiter. Züge fuhren, Züge hielten. Konnte das sein? War das gerecht?

Colette klöppelte. Klippklapp. Das neue Jahr begann. Klippklapp. 1915. Colette war es gleichgültig. Es wurde Frühjahr, Sommer. Die Bauern ernteten ihre Felder ab und bald würde das nächste Weihnachten vor der Tür stehen. Zuerst jedoch kam ihr achtzehnter Geburtstag und mit ihm die Erinnerungen. Wieder und wieder und wieder.

Colette feierte diesen Geburtstag nicht. Sie hatte es abgelehnt und die Eltern gebeten, auf Geschenke und das sonst übliche Brimborium zu verzichten. Was hätte sie feiern sollen? Und mit wem?

Immer neue Ortsnamen machten die Runde. Artois, die Champagne. Das lag irgendwo in Frankreich. Aber auch Ieper. Die Yser und der Kanal von Ieper, die flossen ganz in der Nähe.

Früher, vor dem Krieg, hatten sie einen Familienausflug dahin gemacht. Mit dem Zug. Mit Vaters Freibillets. Sie mussten nicht weit fahren. Colette erinnerte sich genau. Die schöne Altstadt von Ieper, die hatte es ihr angetan. Hier wolle sie später einmal wohnen, hatte sie verkündet. Die anderen hatten gelacht und Vater meinte, dann müsse sie halt einen tüchtigen Sohn der Stadt heiraten. Sie hatte sofort begonnen, die jungen Männer auf Heiratstauglichkeit und Besitz zu taxieren. Da Mutter und Schwestern nach Kräften mittaten, wurde es ein äußerst vergnüglicher Ausflug. Selbst ihr strenger Vater hatte seine ernste Miene nicht

wahren können. Am Kanal angekommen, sahen sie den Schiffen auf ihrem Weg zur Nordsee nach und ließen sich das Picknick schmecken.

Jetzt, so hieß es, gäbe es die Stadt nicht mehr. Nur Trümmer, Schutt und Asche. Auf der Yser trieben aufgedunsene Leichen zum Meer, hieß es. Deutsche, französische, englische. Von da her kämen der Donner und der Gestank nach verbranntem und verwesendem Fleisch, erzählten sich die Leute. Menschenfleisch. Und die vielen Verwundeten, für die man die Höhere-Mädchen-Schule jetzt geschlossen und in ein Lazarett umfunktioniert hatte. Es waren die fremden Soldaten, die da hinkamen. Die eigenen hatte der Kaiser längst demobilisieren oder einsperren lassen. Sofern sie nicht tot waren. Je nach dem. Einige wären jetzt mit dem König bei den Franzosen, flüsterten jene, die immer über alles Bescheid wussten.

Colette konnte den jungen Männern, die auf Karren und Leiterwagen zum Lazarett gebracht wurden, nicht böse sein. Sie waren nicht älter als Alfons. So wie sie da lagen, schreiend oder bewusstlos, mit blutigen Stummeln, wo einst Arme und Beine gewesen sein mochten, taten sie ihr nur leid. Selbst wenn einer von denen der gewesen wäre, der Alfons den Bauch aufgeschlitzt hatte. Hätte er es nicht getan, dann wäre es sein Bauch gewesen, den das Bajonett von Alfons aufgeschlitzt hätte.

Woher sie das wusste? Alfons hatte es ihr erzählt. Er war zu ihr gekommen, in der Nacht. Das erste Mal, nur wenige Tage nach seinem Tod. Er hatte sie in den Arm genommen und ihre salzigen Tränen von den Wagen geküsst. Dass es ihr Cousin war, hatte sie sofort gespürt.

Mit Mutter und Vater konnte sie über dieses Erlebnis nicht reden. Das wusste sie. Mit ihren kleinen Schwestern schon gar nicht. Also hatte Colette es bei der nächsten Beichte ihrem Kaplan erzählt. Aber der hatte sie auch nicht verstanden. Er hatte gemeint, dies sei eine Versuchung des Bösen, sie möge standhaft bleiben und zehn Rosenkränze beten.

Colette betete. Aber anstatt ruhig zu werden, kamen ihr neue Zweifel. Konnte Alfons böse sein? Unmöglich. Daraufhin hatte sie die Mutter Gottes direkt gefragt und die schüttelte den Kopf. Colette hatte es ganz deutlich gesehen.

Seither erschien Alfons immer öfter. Sie hörte seine weiche Stimme, spürte seine warme Hand auf ihrer Haut. Und dann wusste Colette nicht mehr, was sie tat. Sie war völlig aufgewühlt, gab sich ihm hin.

Darüber aber sprach sie mit niemandem mehr. Selig flogen ihre Klöppel. Klippklapp. Sie lächelte. Klippklapp. Wenn Mutter und Vater es bemerkten, warfen sie sich merkwürdige Blicke zu. Sie konnten den Gesichtsausdruck ihrer Tochter beim besten Willen nicht deuten. Hatte sie einen neuen Verehrer? So häufig sie auch fragten, Colette presste ihre Lippen aufeinander und lächelte. Oder sie gab belanglose Antworten. Zum Beispiel, dass sie sich freue, weil die Arbeit so gut voran gehe oder das Blumenmuster so schön sei.

Irgendwann um diese Zeit, also etwas mehr als ein Jahr nach seinem Tod, flüsterte ihr Alfons zum ersten Mal ins Ohr, dass er sie holen werde und dass sie dann endlich für immer zusammen sein könnten. Am liebsten wäre Colette aus dem Bett gesprungen, allen die frohe Nachricht zu verkünden. Sie ließ es. Die anderen hätten sie für verrückt erklärt, womöglich in die Irrenanstalt gesperrt. Das war die Sache nicht wert. Also ließ sie Eltern und Geschwister schlafen und liebte Alfons. Allerdings so heftig, dass sie sich am Schluss den Mund zu halten musste, damit die anderen nicht ausversehen aufwachten.

Das Frühjahr 1916 brachte für Colette eine Neuerung. Sie musste arbeiten gehen. Der fremde Kommandant hatte angeordnet, alle volljährigen Töchter der ortsansässigen Familien hätten im Lazarett auszuhelfen. Täglich eine Schicht. Vormittags, nachmittags, nachts.

Colette erfüllte ihre Pflicht tapfer. Ihre alte Schule erkannte sie kaum wieder. Obwohl die großen schwarzen Wandtafeln noch genauso da hingen wie früher. Davor standen aber keine Tische und Bänke mehr sondern Liegen, Matratzen, Feldbetten. Von allem zu wenig. Manche Verletzten wurden einfach auf den Fußboden gelegt. Täglich lieferten die Sanitäter neue Opfer ein. Soldaten, hilflos wie die Lämmer. Verstümmelt, blind oder an wilden Zuckungen leidend. Letztere kämen vom Gas, hieß es, wenn man Glück hatte und nicht sofort starb. Der Platz in der alten Schule reichte kaum. Selbst die nasskalten Keller wurden inzwischen genutzt und waren überfüllt.

All das Elend zu sehen, fiel Colette nicht leicht. Das Blut, die Angst in den Augen der Burschen. Anstatt zu lieben und zu leben, lagen sie in ihrem eigenen Kot und siechten dahin. So also sah Krieg aus. Ganz anders, als das ferne

Donnern klang. Ganz anders, als in jenen Romanen, die Colette früher gern gelesen hatte. In denen wimmelte es vor heldenhaften Recken, die im Blute ihrer Feinde ruhmreiche Siege feierten. Hier in der ehemaligen Schule floss das Blut der Feinde wirklich. Es gab keinen Grund, zu feiern.

Ohne Alfons hätte Colette die Arbeit nicht lange ertragen. Doch er war jetzt fast immer bei ihr. Auch am Tage. Er stand neben ihr und packte mit zu, wenn sie einen Hilflosen windelte. Er fing sie auf, wenn sie vor Erschöpfung umzufallen drohte. Und er redete ihr gut zu, dass jeder, der da vor ihr im Sterben liege, er selbst sein könnte.

Colette wusste, dass er Recht hatte. Sie nahm sich zusammen, fand für viele ein freundliches Wort, lernte die Sprache der Fremden und brachte ihnen ein paar Brocken flämisch bei. Dabei zwinkerte sie ihnen fröhlich zu, scherzte, flirtete. Auch wenn sie sich dabei enorme Mühe geben musste, wirklich in jedem der Patienten ihren Schatz zu sehen. Aber es war die Mühe wert. Ihre liebevolle Betreuung lenkte die Jungs ein wenig von ihren Schmerzen ab, gab ihnen Hoffnung. Solcher Zuspruch half manchem mehr als tausend Medikamente es vermocht hätten.

Nur später, zu Hause, nach der Schicht. Dann war es vorbei mit Colettes Selbstbeherrschung. Dann wurden ihr die Knie weich, sie musste sich setzen. Die Füße taten weh. Der Kopf zersprang. Ihre Hände zitterten. Kaum war sie in der Lage, ihre Klöppel zu halten. Tränen rannen ungehemmt über das blasse Gesicht. Sie fror. Mutter nahm Colette die Klöppel aus den Händen und brachte ihr von Schüttelfrösten gepeinigtes Kind zu Bett. Dazu ein heißer Tee, die warme Bettdecke, ein liebes Wort. Es wurde etwas besser.

Zum neunzehnten Geburtstag wünschte sich Colette einen Morgenmantel oder etwas in der Art. Den ganzen Tag lief sie in engen Schuhen, dicken Strumpfhosen, rauen Schwesternkitteln herum, immer das unvermeidliche Häubchen auf dem Kopf, die Haare darunter streng zusammengeschnürt. Deshalb liebte sie es in den wenigen verbleibenden Stunden daheim neuerdings etwas freizügiger. Um nicht gegen gute Sitte und Moral zu verstoßen, schon wegen der jüngeren Geschwister, hatten ihr die Eltern ein solches Kleidungsstück nahegelegt. Ein Kompromiss. Colette hatte sofort begeistert zugestimmt.

Als das Geschenk schließlich neben dem großen Blumenstrauß und einer kleinen Schachtel leckerer Schokoladenpralinen auf dem Tisch lag, konnte sie ihr Glück kaum fassen. Waren schon die Pralinen in jener Zeit ein kleines Wunder, schien ihr der leichte, weiche Stoff des weiten, wallenden Überwurfs geradezu wie aus einer anderen Welt. Kaum spürte sie ihn auf der Haut. Wenn sie ihn trug, fühlte es sich an, als schwebe er um sie herum. Eine ungeheure Leichtigkeit, die sich übertrug und Colettes Geist erfasste. Ein Traum.

Wenn nur Alfons mich so sehen könnte, dachte sie. Vermutlich wäre er sprachlos. Er würde sie in den Arm nehmen, sie küssen. Sie würde es zulassen, genießen.

Ach Unsinn. Alfons konnte sie ja sehen, berühren, fühlen. Und Colette würde ihn verführen. Ihn lieben. In ihrem neuen, federleichten, hauchzarten Gewand. Heute Abend. Gleich nach dem Dienst!

Im Winter 1916/17 verreiste kaum noch jemand. Colette verstand das. Sie hätte jetzt auch nicht verreisen mögen. Wohin auch? Die meisten interessanten Reiseziele lagen hinter der Front. Paris? Unmöglich. Moskau? Wie denn? Rom? Und von Berlin und Wien hörte Colette, dass es dort genau so schlimm sei wie hier. Schlimmer.

Der alte Atlas ihres Vaters verstaubte ungenutzt im Schrank. Die eleganten Kutschen waren schon bald nach Kriegsbeginn ausgeblieben. Colettes Vater hatte keinen Grund mehr, hinaus zu treten und einen Gast persönlich zu begrüßen. Es sei denn, ein hoher Offizier kündigte sein Kommen an und der Stadtkommandant befahl großen Empfang. Der Bahnhofsvorsteher erfüllte seine Befehle klaglos.

Irgendwann brachte Vater einen roten Teppich mit nach Hause. Fein säuberlich zusammengerollt. Den hatte die Bahnhofsverwaltung gekauft, kurz nachdem die neue Halle fertiggestellt war. Falls der König einmal auf Besuch käme. Er war nie benutzt worden. Colettes Vater holte ihn in seine Dienstwohnung, um ihn vor den fremden Soldatenstiefeln zu bewahren.

Colette klöppelte. Klippklapp. Zierliche Blumenmuster entstanden unter ihren geschickten Händen. Klippklapp. Das neue Klöppelgarn taugte allerdings nicht halb so viel wie früher. Nicht zu ändern. Wenn Fäden rissen, knotete Colette sie eben wieder zusammen. Sie war ruhiger geworden, ausgeglichener. Sehr zur Freude ihrer Mutter, die genug andere Sorgen mit sich herumtrug.

Unterdessen rückte das Donnergrollen näher an die kleine Stadt und ihren Bahnhof heran. Engländer und Franzosen, unterstützt von den neu in den Krieg eingetretenen Amerikanern und den Resten der belgischen Armee, machten Boden gut. Granaten schlugen in der Nähe ein. Französische, amerikanische, belgische. Ihr Pfeifen und Bersten ließen die Scheiben des kleinen Häuschens gegenüber vom Güterbahnhof klirren.

Colettes Vater alterte in jenen Monaten um Jahre. Seine königliche Gestalt, die sie immer so bewundert hatte, ging gebeugt. Die hoheitsvolle Uniform wabbelte schlaff um seine dürren Knochen. Eines Abends beobachtete Colette, wie er in der Küche am Tisch saß und weinte. Wie ein kleines Kind. Den Kopf in die Hände gestützt. Sie war erschüttert. So etwas hatte sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht vorstellen können.

Mutter erklärte ihr später den Grund: Angst! Auf ewig Diener der deutschen Offiziere zu sein, war für ihn, den königstreuen belgischen Beamten, ein Graus. Würden jedoch die Deutschen verlieren und Flandern der Entente zugeschlagen, ließen ihn die Franzosen sicher als Kollaborateur erschießen. Eine aussichtslose Lage.

Zwei, drei Tage später kam Colettes Vater nach Dienstschluss nicht wie gewohnt nach Hause. Mutter hatte Kohlsuppe gekocht. Missbilligend blickte sie zur Uhr. Die Suppe wurde kalt. Schließlich klopfte es. Zwei Männer standen mit einer Bahre vor der Tür. Auf der Bahre, ein lebloser Körper. Oder was davon übrig geblieben war, unter einer blutverkrusteten Decke. Ihr Gatte sei ausgerutscht und aufs Gleis gestürzt, sagten die Männer. Gerade als ein Zug einfuhr. Man habe ihn nicht retten können. Ein großer Mann, gestorben im Dienst, während seiner tapferen Pflichterfüllung für König und Vaterland. Pardon. Für Kaiser und Vaterland.

Es war egal, was sie sagten. Die Mutter war zusammengesunken. Sie verstand nichts mehr und verstand doch nur zu gut. Colette brachte sie ins Bett, schickte die kleinen Geschwister zu ihr und verhandelte mit den Männern über die Formalitäten. Die Arbeit im Lazarett hatte die junge Frau hart gemacht. Sie wusste, was zu tun war. Beherzt veranlasste sie das Nötige. Alfons hielt während der ganzen Zeit ihre Hand.

Später, als endlich alle Familienmitglieder in den Betten lagen und außer leisem Schluchzen Stille eingetreten war, blickte Colette ihren Cousin fragend

an. Er nickte. Ein leises Lächeln huschte über sein Gesicht. Sie erwiderte es. All der Trauer zum Trotz durchströmte ein warmes Glücksgefühl ihren gepeinigten Körper. Sie küsste ihn ein letztes Mal, drückte seine Hand, dann schickte sie ihn weg. Sie wollte seine Ankunft würdig vorbereiten. So, wie es sich gehörte für eine treue Braut in der Hochzeitsnacht. Ein leises Pfeifen zog am Fenster vorbei. Ein dumpfer Schlag. Das Haus erzitterte.

Kaum, dass Alfons gegangen war, stand Colette auf. Sie entkleidete sich vollständig, wusch sich, kämmte ihre Locken, verteilte Rosenöl auf Haut und Haar und betrachtete sich schließlich zufrieden im Spiegel. Der Geruch des Parfums steigerte ihre Erregung. Sie entzündete eine Kerze. Es war ein feines, weißes Wachslicht. Colette hatte es extra für diese Nacht zur Seite gelegt.

Wie sie freudig feststellte, passte das Kerzlein wunderbar in den kleinen Ständer mit dem Henkel. Sie warf sich ihren Umhang über. Den sanften, weichen. Heute schien er ihr besonders leicht. Ja wirklich, es genügte, ihn ein wenig um den Arm zu schlingen, dann schwebte er ihr geradezu nach, ohne dass sie sich weiter um das Kleidungsstück kümmern musste. Erneut betrachtete sie sich im Spiegel. Die Kerze, der schwebende Umhang, ihr nackter Körper. Colette fand ihr Bild sehr elegant, sehr verführerisch. Nein, die letzten Worte strich sie in Gedanken. Sie wollte keine törichte Jungfrau sein. Sie würde ihren Bräutigam sittsam empfangen: Mit züchtig gesenktem Blick. Demütig wollte sie ihn erwarten, ihm den Weg nach Hause leuchten.

Als letztes holte sie den roten Teppich vom Boden. Sie schleppte ihn vor die Tür, rollte ihn aus. Die Treppe hinunter und den Weg entlang. Das sah wunderschön aus. Ein Empfang, eines Königs würdig. Gerade gut genug für Alfons. Als sie sah, dass alles gut war, griff sie nach ihrem Licht, ließ den Umhang hinter sich her wehen und nahm unten vor der Treppe Aufstellung. Sie senkte den Kopf und schloss die Augen. In diesem Moment konnte sie ihn spüren. Alfons. Er war auf dem Weg. Gleich würde er eintreffen und sie in den Arm nehmen, hochheben, auf Händen über die Schwelle tragen.

Dumpf schepperten drüben am Güterbahnhof schwere Waggons aneinander. Bremsen quietschten. Eisen auf Eisen. Männer riefen Schimpfworte. Colette sah nicht auf. Wozu? Sie kannte die Geräusche. Sie kannte sie von klein auf. Sie liebte sie.

Ein leises Pfeifen, ein Windhauch, sagten ihr, dass die Zeit gekommen war. Colette wusste, dass sie alles Menschenmögliche getan hatte. Das Pfeifen wurde stärker, kündigte den Geliebten an. Nur wenige Augenblicke verblieben. Dann würde er erscheinen. Nicht als dummer Bub. Nicht als frecher Soldat. Nicht als Toter mit aufgeschlitztem Bauch und herausgefallenen Gedärmen. Nein. Alfons kam als wunderschöner Bräutigam, der sich eine würdige Braut erwählt hatte. Er kam, um sie, die kleine Colette, glücklich zu machen. Und ja, jetzt wusste sie es genau. Es würde ihm gelingen. Was falsch war, würde richtig werden. Durch ihn. Er würde sogar ihre Familie mitnehmen: Vater, Mutter, die vier Kleinen. Keiner durfte mehr leiden. Alles würde sich zum Besseren wenden.

Der Windhauch wurde zum Orkan. Colette konnte Alfons‘ Herzschlag hören, seine jubelnde Stimme. Sie hörte ihr eigenes Blut in den Ohren rasen. Die Freude presste ihren Brustkorb zusammen. Feuerfunken stoben. Sie konnte nicht mehr an sich halten, schrie vor Glück.

Als die Granate ins Haus einschlug, die Geschwister, die Mutter, die Reste ihres Vaters verschlang, hob die Druckwelle Colettes federleichten, zarten Körper in die Höhe, zerriss ihn in tausend winzige Fetzen, ließ ihn als warmen Regen auf dem Bahndamm niedergehen. Es dufte nach Rosenöl.

Ein paar Arbeiter schworen hinterher Stein und Bein, ihr helles Lachen noch lange danach vernommen zu haben. Es sei durch die Luft geschwungen und hätte das allgemeine Getöse übertönt. Wie ein Lied. Ein wunderschönes, fröhliches Lied. Und einer behauptete gar, er habe Colettes Gesicht gesehen, hoch über sich, am Himmel. Freudentränen in den großen, leuchtenden Augen und ein Name auf ihren schmalen Lippen: Alfons.

Selbstmörderische Aktivitäten

Über den Wolken

Mist. Schon wieder. Eingeschissen. Zum dritten Mal in diesem Monat. Dabei hatte Emil nur gedankenversunken beim Abwasch vergessen, dass ihn noch immer dieser dämliche Durchfall plagte. Vergessen. Dann eine Blähung und im nächsten Moment … Das war gemein, so unwürdig! Mühsam schleppte sich der alte Mann ins Bad, bemüht, nirgends anzustoßen. Wenn Gerdi jetzt wenigstens hier wäre.

Vielleicht sollte er zum Arzt gehen. Vielleicht war es dieses, dieses, wie hieß die Krankheit doch gleich? Prostata? Nein, da pisste man sich ein, glaubte er gehört zu haben. Oder das Gegenteil. Oder? Vorsichtig streifte Emil seine Hose herunter. Angeekelt warf er das beschmutzte Kleidungsstück in die Badewanne. Verdammte Scheiße! Aber deswegen zum Arzt gehen? Wozu? Wozu das Unvermeidliche hinauszögern? Was sprach gegen Krebs? Der wollte auch leben.

Sarkasmus schien Emil die einzig angemessene Form, mit diesem Thema umzugehn. Seit Gerdi ihn verlassen hatte, vielleicht die einzige Form überhaupt, um klarzukommen. Gleich nachdem die Kinder aus dem Haus waren, hatte sie ihn verlassen. Sie habe es satt, sich länger um seinen Dreck zu kümmern, hatte sie gesagt. Und seine Gleichgültigkeit kotze sie an.

Emil ließ Wasser in die Wanne. Seit sie fort war, lebte er mehr schlecht als recht vor sich hin. Seine kleine Rente reichte. Sie reichte für Wohnung, Essen, Schnaps. Für Nutten reichte sie nicht. Das heißt, ab und zu hätte sie vielleicht sogar dafür gereicht, aber er hatte sich erkundigt. Eine einfache Nummer im Bordell kostete soviel wie mindestens acht bis zehn Flaschen ziemlich anständigen Fusels. Damit war das Thema vom Tisch. Und wenn was übrig blieb, sparte er lieber. Von irgendwas mussten die Kinder ihn später ja mal unter die Erde bringen.

Damals, kurz nach Gerdis Auszug, hatte er noch geglaubt, ein Mann wie er, ein Mann „in den besten Jahren“, wie die Leute sagten, würde schon irgendwie Ersatz finden. Eine Illusion. Frauen, für die sich Emil interessierte, waren nur hinter seiner Rente her. Sofern sie ihn nicht auslachten. „Sugar-Daddy“ nannte sich sowas, hatte er gelernt. Noch teurer als Nutten. Konnte er sich nicht leisten. Frauen, die sich für ihn interessierten, ohne Gegenleistung, erinnerten ihn viel zu sehr an seine geliebte Gerdi. Ihn hätte ständig ein schlechtes Gewissen

geplagt. Redete er sich ein. Außerdem waren die ihm zu alt. Alt war er selber. Das brauchte er nicht.

Zwar fiel Emil durchaus auf, dass seine Thesen über Frauen im Allgemeinen und im Besonderen einigermaßen unlogisch und vielleicht sogar ein wenig arrogant wirken konnten, aber er musste sie ja niemandem auf die Nase binden. Es reichte vollkommen, dass er selbst von deren Richtigkeit überzeugt war. Deshalb gab er sich große Mühe, davon überzeugt zu bleiben. Dummerweise war er andererseits durch messerscharfe Selbstanalyse zu der Erkenntnis gelangt, dass seine diesbezüglichen Bemühungen ziemlich viele Kriterien der Kategorie „Altersstarrsinn“ erfüllten.

Seit ihm dieses Dilemma bewusst geworden war, ging es mit ihm bergab. Er verließ kaum noch das Haus. Die Einsamkeit fraß ihn auf. Nach außen hin, auf dem Weg zum Supermarkt oder zur Apotheke, wirkte Emil nach wie vor wie der Emil von früher: ein netter älterer Herr. Immer freundlich, immer hilfsbereit. Einer, der seinen wohlverdienten Ruhestand genoss.

Ruhestand! Was für ein absurdes Wort! Innen drin sah es nämlich ganz anders aus. Innen fühlte er sich unruhig, unternehmungslustig. Da brodelte etwas und fand kein Ventil. Emil hatte nicht die geringste Ahnung, wie er das eine mit dem anderen in Einklang bringen sollte. Seine Unzufriedenheit wuchs und wuchs und wuchs. Darüber bröckelte das moralische Gerüst, das die wohlanständige Fassade stützte. Es rostete, brach in sich zusammen. Nur noch einige wenige klägliche Reste der einst stahlharten Konstruktion hielten die billige Hülle, die das Ungeheuer umschloss. Wie lange noch?

Schon spürte Emil, dass er immer häufiger seine eigenen Grundsätze ignorierte. Er surfte im Internet nach abstrusen pornografischen Gewaltphantasien. Seine Hose wurde ihm eng, traf er draußen auf der Straße halbwüchsige Mädchen, freizügig gekleidete Teenager. Wie lange noch würde er das Tier zügeln können?

Die Fingerknöchel schmerzten ihm, während er den Kot aus seinen Hosen schrubbte. Es war alles so erniedrigend! Nein, er musste dem ein Ende setzen. Rechtzeitig, bevor ein Unglück geschah. Er musste sich ein Ende setzen! Lieber früher als zu spät.

Endlich mit der unerfreulichen Arbeit fertig, zog Emil einen sauberen Schlafanzug an, holte Bier aus dem Kühlschrank und ließ sich in den Fernsehsessel

fallen. Er grübelte. Wenn es denn sein musste, dann sollte es aber auch ein Abgang mit Stil werden. Keinesfalls durfte es die Kinder etwas kosten. Jedenfalls nicht mehr, als unbedingt nötig. Und Spaß sollte es machen. Noch einmal ein paar Leute schocken. Ein letztes Mal im Leben einfach nur Spaß haben! Auch ohne Gerdi. Originell musste es sein. Ein richtig großes Ding. Nicht irgendein langweiliger Selbstmord. Nicht vor den Bus laufen, nicht von einer Klippe springen. Kein Strick. Wo er eine Pistole hätte her bekommen sollen, wusste er sowieso nicht. Was also tun?

Emil fischte sich die Fernbedienung vom Tisch und knipste die Glotze an. Langweilig, langweilig, schon gesehn, schon gesehn, langweilig. Auf N24 blieb er hängen. Eine Doku über Verschwörungstheorien. Gerade liefen dort Bilder vom 11. September 2001. Davon konnte er nie genug kriegen. Jedes Mal, wenn wieder diese großen Flugzeuge in die Zwillingstürme des World Trade Centers rauschten, bekam Emil eine Gänsehaut. Dieser Anblick war einfach zu unwirklich, zu verstörend. Und wenn dann diese Kolosse aus Stahl und Beton wie Kartenhäuser in sich zusammen sackten …

Emil richtete sich auf. Mit einem Flugzeug. Das war es! Das hätte Stil!

Die Kontrollen am Frankfurter Flughafen ließen nichts zu wünschen übrig. Schon gar nicht bei Flügen in die Vereinigten Staaten. So kam es, dass sich an den Sicherheitsschleusen lange Schlangen bildeten. Die Leute, die hier warteten, reagierten unterschiedlich auf den Zeitverlust. Ihr Verhalten reichte von neugieriger Nervosität über leises Fluchen bis zu überdrehter Fröhlichkeit. Vorfreude auf das Abenteuer Amerika. Es gab aber auch welche, die harrten in stoischer Ruhe der Dinge, die da kommen sollten. Geschäftsleute zum Beispiel. Und Emil.

Genau genommen sah Emil fast wie einer dieser Geschäftsleute aus. Sein kurzes Haar hatte er sich beim Friseur auf drei Millimeter stutzen lassen. Frisch rasiert und im neuen Anzug wirkte er keineswegs wie irgendein Rentner auf Reisen. Eher wie das Aufsichtsratsmitglied eines DAX-Konzerns. Elegant, dynamisch und mindestens fünf Jahre jünger. Zum positiven Eindruck trugen wohl auch sein schmaler Aktenkoffer und die Goldrandbrille bei.

Emil hatte sich akribisch auf diesen Tag vorbereitet. Zunächst hatte er Sparbuch und Konto überprüft, danach die heimischen Barbestände durchforstet.

Es stellte sich heraus, dass ihm das vorhandene Grundkapital, wenn es denn nun nicht mehr für die Beerdigung gebraucht wurde, ein durchaus respektables Auftreten während seiner letzten Reise ermöglichte. Zusammen mit der Dame beim Reisebüro suchte er Zeitpunkt und Fluggesellschaft aus. Die Formalitäten erledigte sie, er musste sich nur um seinen privaten Kram kümmern.

Das Ergebnis stand heute mit Aktenkoffer in der Schlange vor der Sicherheitsschleuse. Seine Reisetasche hatte er am Schalter der Airline aufgegeben. Eigentlich brauchte er gar kein Gepäck, aber es hätte sicher merkwürdig ausgesehen, wenn er nicht mal frische Unterwäsche und eine Zahnbürste eingepackt hätte. Es wurde ja alles durchleuchtet. Um also unnötige Verdachtsmomente von vornherein auszuschließen, tat er so, als wolle er tatsächlich ein paar Tage New York besichtigen. Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel. Er stellte sich vor, wie normal er auf alle anderen Menschen hier wirken musste. Wenn die wüssten!

Schließlich war er dran. Die Beamten fanden nichts Unerlaubtes. Kein Messer, keine Flüssigkeit, nichts. Sein Aktenkoffer, gefüllt mit etwas Papier, einem Kugelschreiber und dem schmalen Tablet-Computer, zeigte im Röntgenbild keinerlei Auffälligkeiten. Einzig die Tatsache, dass die Hartschalenkonstruktion offenbar einige von außen unsichtbare Risse aufwies, hätte einen Fachmann stutzig machen können. Hätte. Aber natürlich wussten besagte Fachleute, dass selbst das beste Material infolge intensiver Nutzung litt und auch steinreiche Bosse manchmal lange an ihrem alten Zeug hingen. Aus sentimentalen Gründen. Nicht ungewöhnlich. Die sichtbaren Unzulänglichkeiten schienen außerdem minimal. Ein Irrtum. Andere Risse verliefen nämlich, für die Spezialkameras unsichtbar, in produktionsbedingten Falzkanten an den Rändern entlang. Aber das wusste allein Emil. Vergnügt streifte er sich seine Armbanduhr wieder über, zog die Schuhe an, steckte die Geldbörse ein, griff den Koffer und machte sich auf die Suche nach seinem Abflug-Gate.

Tja, das Köfferchen … Ein bisschen stolz war Emil schon auf seine Idee. Als gelernter Maschinenbauingenieur mit langjähriger Berufserfahrung wusste er genau, wie und wo sich Sollbruchstellen optimal anlegen ließen, um im Gefahrenfall schnell und problemlos einzelne Teile aus dem Gesamtkonstrukt herauslösen zu können. Man denke nur an Fluchtfenster in Omnibussen oder

Eisenbahnen. Da genügte ein leichter Schlag mit dem Hämmerchen oder ein kräftiger Tritt.

Nach außen hin trug Emil keine offensichtliche Waffe mit sich herum. Nicht am Körper, nicht im Koffer. Logisch. So dumm war er nicht. Nein. Das hochwertige Hartschalenprodukt selbst war die Waffe. Er hatte zu Hause alles gründlich an einem baugleichen Exemplar getestet.

Und so würde die Sache ablaufen: Er musste nur nachher im Flieger das Teil aus dem Gepäckfach holen. Nachdem er seinen Rechner herausgenommen hätte, würde er den Koffer auf den Boden legen. Nun musste er kurz erneut aufstehen und „ausversehen" auf den Deckel treten. Den leisen Knacks würde niemand mitbekommen. Die Leute hatten Kopfhörer auf, schliefen oder unterhielten sich. Dann konnte er sich wieder hinsetzen, nach unten greifen und schon hielte er einen rasiermesserscharfen Gegenstand aus extrem hartem Kunststoff in Händen. Damit wollte er eine der Stewardessen als Geisel nehmen. Der Rest würde ein Kinderspiel sein. Emil frohlockte.

Gut drei Stunden später befand sich die Maschine über dem offenen Meer. Die Monitore in den Rückenlehnen zeigten den Passagieren, dass sie die britischen Inseln hinter sich ließen und in nordwestlicher Richtung den Atlantik überquerten. Emil hatte sich bis hierher ein Nickerchen gegönnt. Nun blickte er aus dem Fenster. Wann immer die dichte Wolkendecke aufriss, zeigte sich das dunkle Blau des Wassers. Höchste Zeit, seinen Plan in Angriff zu nehmen.

Allerdings stellte er fest, dass er offensichtlich einen Fehler gemacht hatte. Ausgerechnet bei der Buchung des Fluges. Aufgrund seiner naturgegebenen Sparsamkeit hatte er sich dummerweise für die Economy Class entschieden. Also für jenen Teil des Flugzeuges, in dem man eingezwängt wie Sardinen in einer Büchse saß. Und weil er Zeit seines Lebens nicht allzu oft geflogen war, hatte er sich der Aussicht wegen einen Fensterplatz gewünscht. Obwohl so etwas in der Economy Class eigentlich nicht ging, dass man sich den Platz aussuchen durfte. Aber besagter Reisedienstleister besaß Kontingente und Emil zeigte sich in Sachen Abflugzeit nicht wählerisch. Es klappte. Wunderbar! Emil hatte sich gefreut und der Dame vom Reisebüro ein großzügiges Trinkgeld spendiert.

Jetzt saß er in der Klemme. Im wahrsten Sinne des Wortes. Um an die Gepäckklappe über seinem Kopf zu gelangen, musste er seine beiden Sitznachbarn zum Aufstehen nötigen. Was schon mal zu Ärger führen würde,

denn beide schliefen. Und wenn er den Koffer dann tatsächlich am Boden liegen hätte, würde es hier hinten am Fenster kaum möglich sein, sich drauf zu stellen. Direkt unter den Gepäckablagen hätte sich nur ein Kleinwüchsiger oder ein Kind aufrichten können. Und selbst wenn es trotzdem gelang, den Deckel zu zerstören, hätte er anschließend wiederum beide Sitznachbarn auffordern müssen, sich bitte zu erheben, um an eine geeignete Stewardess als Geisel zu kommen. Das würde alles viel zu lange dauern, zu viel Aufsehen erregen! Emil geriet in Panik. Was tun?

So unter Druck gesetzt, meldete sich sein altes Übel. Jenes, das er wieder mal fast vergessen hatte. Sein Durchfall. Zum Glück spürte er das sich anbahnende Desaster diesmal früh genug, um reagieren zu können. Einen Augenblick überlegte Emil, seinen Koffer mit auf die Bordtoilette zu nehmen. Er verwarf den Gedanken. Erstens würde das keinen guten Eindruck machen und zweitens … Zweitens blieb ihm gar keine Zeit mehr, die Sache weiter zu verfolgen. Wie ein Sturmwind fegte er seine Sitznachbarn aus dem Weg. Er hatte Glück. Einer der Aborte wurde gerade frei, als er dort eintraf. Gott sei Dank!

Die Zeit auf dem stillen Örtchen gab Emil Gelegenheit, den verlorenen Faden neu aufzugreifen und weiter zu spinnen. Vielleicht wäre es möglich, die Plätze zu tauschen? Die junge Frau, die am Gang saß, hätte sicher nichts gegen den romantischen Blick auf den Sonnenuntergang, dem sie seit geraumer Zeit hinterher reisten. Soweit er mitbekommen hatte, gehörten sie und der Typ in der Mitte nicht zusammen. Das erleichterte die Sache. Die Beiden hätten auch nicht zusammengepasst. Der Kerl war bestimmt weit über vierzig. Viel zu alt für die Kleine. Die war höchstens Mitte dreißig. Allerhöchstens. Okay, für Emils Geschmack damit im Prinzip auch schon zu alt, aber das spielte jetzt keine Rolle. Alle Frauen waren romantisch. Alle Frauen liebten Sonnenuntergänge. Egal, wie viele Jahre sie auf dem Buckel hatten. Das glaubte Emil sicher zu wissen. Immerhin kannte er seine Gerdi. Und die liebte Sonnenuntergänge.

Wie auch immer, er musste es versuchen. Er musste sein Projekt jetzt auf den Weg bringen. Wenn sie sich erst im Landeanflug befänden, würde es zu spät sein. Es sollte über den Wolken passieren. Und über dem offenen Meer.

Zurück an seiner Sitzreihe, entschuldigte er sich wortreich. Er erklärte seinen Nachbarn, dass er sich wohl den Magen verdorben habe und es insofern besser

sei, er würde am Gang sitzen. Dafür würde er gern auf seinen Ausblick verzichten. Die Antwort der Frau erfolgte prompt. Sie lautete kurz und bündig:

„Nein!“

Keine Begründung. Kein Blick zum Bittsteller. Emil war verblüfft. Er versuchte, ihr die Sache mit dem Sonnenuntergang schmackhaft zu machen. Reaktion:

„Nein.“

Zumindest der Mann in der Mitte erbarmte sich. Vielleicht hatte er auch einfach keine Lust, sich das Geschwafel von Emil länger anzuhören. Jedenfalls rückte er ans Fenster, womit Emil der Mittelplatz zwischen beiden blieb. Damit war er seinem Ziel allerdings nur unwesentlich näher gekommen. Und zu allem Überfluss schien ihm dieser Platz noch enger als sein voriger. So hatte er sich seinen Abgang nicht vorgestellt. So machte ihm das keinen Spaß.

Genervt packte er seine neue Goldrandbrille in die Innentasche des Jacketts. War ja eh nur Fensterglas. Staffage. Im nächsten Moment wurde ihm siedend heiß. Mist, Mist, Mist! Über der ganzen Aufregung hatte er gerade den notwendigen nächsten Schritt vermasselt. Während er mit den Leuten sprach, vor dem Hinsetzen, hätte er seinen Koffer von oben aus dem Fach holen müssen. Jetzt saß er. Mist. Er versuchte, sich in der drückenden Enge wenigstens irgendwie gemütlich hinzusetzen. Es misslang. Ob er die junge Dame noch einmal bitten sollte, aufzustehn? Sie war ja genau genommen selbst daran schuld. Warum ließ sie ihn nicht außen sitzen? Aber sie wirkte wirklich nicht gerade freundlich. Und Emil hatte eigentlich keine Lust, sich in den letzten Minuten seines Lebens lang herumzuzanken. Die Hitze wurde immer unerträglicher. Er schwitzte. Wenigstens dagegen musste er etwas unternehmen.

Erst schraubte er oben an der Lüftung herum, dann zerrte er sich den Schlips vom Hals. Blöde Tusse, dachte er mit einem verächtlichen Seitenblick auf die Nachbarin. Nicht mal besonders hübsch, höchstens durchschnittlich. Dafür eine große Klappe. Wie sie ihn mit ihrem „Nein!“ vorhin angeblafft hatte! Unglaublich! Aber irgendwie musste … Er konnte den Gedanken nicht zu Ende bringen.

„Können Sie nicht mal fünf Minuten still sitzen, Sie Kasper?“ Emil zuckte zusammen. Die Frau hatte die Augen aufgerissen und blitzte ihn an, dass es ihm durch Mark und Bein ging. „Wie ein Zappelphilipp in der ersten Klasse! Was soll das werden, he? Wollen Sie mich fertig machen?“ Sie zitterte, biss die Zähne

aufeinander und Emil bemerkte erschrocken, dass das Blitzen einem feuchten Schimmer wich. Er wollte etwas einwenden, kam aber nicht zu Wort.

„Schlimm genug, dass man es im Leben unten am Boden ständig mit idiotischen Kerlen zu tun hat. Muss das denn wirklich sein? Auch hier oben? Über den Wolken? Immer? Seid ihr alle so?“ Und leiser, damit die Schläfer um sie herum nichts mitbekamen, flüsterte sie mit tränenerstickter Stimme mehr zu sich selbst: „Ich wollte doch einfach nur sterben. Ganz in Ruhe, weit weg von diesem Scheiß Land, weg von all den Idioten. Dem Himmel ein Stück näher. Mit Stil. Und jetzt?“ Sie sackte vornüber, stützte schluchzend ihr Gesicht in die Hände und Emil sah, wie Tropfen an ihren Handgelenken hinab rannen. „Jetzt kommen Sie, zappeln hier rum, ich werde nervös, laber dummes Zeug und werd es wieder vergeigen!“ Er war erschüttert.

„Aber … aber wieso denn sterben?“ Keine Antwort. „Sind Sie denn krank?“ Kopfschütteln. „Selbstmord?“ Sie nickte. Das Schluchzen wurde lauter. Emil erstarrte. Du lieber Gott! Irgendwie musste er dem Mädchen helfen. Väterlich legte er ihr den Arm um die Schulter. „Kommen Sie, so schlimm kann doch kein Mann sein, dass es sich lohnte, wegen ihm das Leben wegzuwerfen? Sie sind jung! Das wird wieder.“

„Fassen Sie mich nicht an!“

„Entschuldigen Sie bitte, ich wollte ja nur …“

„Das wollen alle!“ Sie schüttelte ihn ab. Emil verlor erneut den Faden. Was wollten alle? Was wollte er? Was er jetzt tun sollte, war wohl eher die Frage. Ja, was denn nur? Ratlosigkeit machte sich in seinem Kopf breit. Eine große Leere. Und in dem verzweifelten Bemühen, überhaupt etwas Tröstliches zu sagen und das Missverständnis geradezurücken, kam aus seinem Mund vermutlich das Dümmste, das es in diesem Moment zu sagen gab. Kaum ausgesprochen, wurde ihm das klar. Zu spät. Wieder einmal, wie so oft in letzter Zeit. Er fragte nämlich:

„Und wie wollen Sie sich umbringen?“ Sie hob den Kopf und sah starr geradeaus. Schweigen. Dann wischte sie sich die Tränen von den Wangen und erwiderte trotzig:

„Ich wollte mir von so einem Arschloch wie Ihnen die Brille klauen, den Bügel abbrechen und mir damit die Schlagader aufschlitzen.“ Unwillkürlich griff sich Emil an die Brusttasche. „Gucken Sie nicht so! Is so.“ Sie schnäuzte sich. „Und ich blöde Kuh trompete das einfach hier so raus. Natürlich werden Sie mich jetzt

dran hindern. Scheiße! … Was mussten Sie mich auch provozieren? Jetzt ist alles im Arsch.“ Wütend steckte sie ihr Taschentuch weg, lehnte sich in den Sitz zurück und verschränkte die Arme. Emil begann zu stottern.

„Äh, nein, also das tut mir leid. Wirklich. Nein, natürlich werde ich Sie nicht hindern.“ Er räusperte sich, suchte nach den passenden Worten. „Im Gegenteil. Ich würde nur vorschlagen, vielleicht eine andere Todesart auszuprobieren. Denken Sie nur an das viele Blut! Die Sauerei auf den Sitzen, auf dem Fußboden.“ Sie starrte ihn an. Ihr Mund klappte auf. Emil bemerkte es nicht. Er war jetzt in seinem Element. „Schauen Sie, und dann, wie lange das dauert, bis Sie verblutet sind. Und ich rede da nicht von Ihren Qualen. Die stecken Sie sicher weg. Sie sind zweifellos eine starke Frau. Aber es könnte jemand vom Personal bemerken. Ich meine, bevor Sie richtig tot sind. Die haben hier bestimmt Verbandskästen an Bord und dann wäre die ganze schöne Mühe umsonst gewesen!“

„Äh?“

„Nun …“ Schweigen. Sie schluckte.

„Und was würde Ihnen da so vorschweben? Alternativ?“ Emil nahm seinen gesamten Mut zusammen. Warum nicht? Immerhin hatte er es hier mit einer Gleichgesinnten zu tun. Sie würde ihn hoffentlich nicht verpfeifen. Ein Blick zum Nebenmann am Fenster. Keine Gefahr. Der Kerl hatte sich die Kopfhörer übergestülpt und schnarchte.

„Also ich habe vor, mir eine Stewardess als Geisel zu nehmen, sie zu zwingen, mir eine Tür zu öffnen, und dann will ich ohne Fallschirm abspringen. Wir sind jetzt in fast zehntausend Metern Höhe. Da kann man ziemlich lange den freien Fall durch die Wolken genießen, das weite Meer. Mit dem Aufprall dürfte es das sehr schnell gewesen sein. Vielleicht tritt kurz zuvor sogar ein Herzinfarkt ein, habe ich gelesen. Den Rest erledigen die Fische. Sehr schmerzarm und ökologisch. Außerdem ein echtes finales Abenteuer! Und hier drinnen macht die Stewardess nur die Tür wieder zu und fertig. Ganz einfach. Und sparsam. Es fallen nicht mal Beerdigungskosten an.“ Jetzt war es an der jungen Frau, verblüfft zu sein.

„Sie wollen auch?“ Er nickte. „Aber warum?“

„Ach wissen Sie, das ist eine zu lange Geschichte. Die Frage scheint mir eher, was halten Sie von meiner Idee? … Ich könnte Sie mitnehmen.“

„Na ja …“ Sie überlegte. „Ich glaube, wenn ich das im Display vorhin richtig gelesen habe, ist es draußen ziemlich kalt. Meinen Sie, da kann man den Sturz wirklich genießen?“

„Oh, auch daran habe ich gedacht.“ Emil griff in seine Jackett-Taschen. Aus der einen zog er eine schwarze Ski-Maske und aus der anderen zwei Strickhandschuhe. „Hier. Die könnte ich Ihnen überlassen, wenn Sie mögen.“ Er lächelte generös. „Ich kann ein bisschen Kälte ab. Mach einfach meinen Schlips wieder um. Hab früher als Ingenieur oft auf dem Bau zu tun gehabt. Auch im Winter. Das wird schon gehen.“

„Sie waren Ingenieur?“ Emil nickte stolz.

„Na gut.“ Der alte Mann und sein selbstbewusster Plan imponierten der Frau. Interessiert betrachtete sie die Ski-Maske. „Da gucken ja wirklich nur die Augen raus. Wangen und Ohren bleiben schön warm.“

„Genau!“

„Aber wie ist das mit dem Druckabfall, wenn Sie die Tür aufmachen lassen? Könnte das nicht alle anderen Passgiere mit hinausziehen? Oder gar das Flugzeug abstürzen lassen?“

„Ach was, so schnell geht das nicht. Klar, der Pilot muss nach dem ersten Schreck gegensteuern, der Stewardess erlaube ich, sich irgendwo festzuschnallen, nur die anderen Passagiere …“ Er kicherte. „Schätze, es gibt ein ganz schönes Geschrei, wenn die Kiste zu schlingern beginnt und allen die Atemmasken vors Gesicht plumpsen. … Das ist Teil meines Planes. Quasi ein Klingelstreich für Erwachsene. Ich freu mich schon auf die dummen Gesichter.“

Die junge Frau zog die Nase kraus. Der Alte schien ihr reichlich albern. Sie dachte nach. Dann glaubte sie, den schwachen Punkt in seinem Plan gefunden zu haben:

„Ja, aber wie beziehungsweise womit wollen Sie denn die Geisel nehmen? Sie haben doch bestimmte keine Waffe hier rein schmuggeln können?“ Emil grinste. Er erklärte ihr haarklein die Sache mit dem Koffer und dass er eigentlich nur deshalb habe außen sitzen wollen. Seine Nachbarin betrachtete den alten Mann mit wachsender Hochachtung. So kühl und klar seine Gedanken, so raffiniert sein Plan. Und er hatte keine Sekunde versucht, sie irgendwie von ihrem eigenen Suizid abzuhalten, sondern erörterte nur ganz sachlich alternative Lösungen. Ohne Mitleid, Komplimente oder gar Flirtversuche. Nicht einmal den genauen

Grund hatte er wissen wollen. Er hatte ihren Entschluss einfach akzeptiert. Ganz sachlich eben. Das war ein Kerl nach ihrem Geschmack. So einer war ihr vorher noch nie über den Weg gelaufen. Natürlich bemerkte Emil die Veränderung in ihrem Gesicht und ihr ungeheucheltes Interesse. Das machte ihn stolz, wenngleich ein wenig verlegen.

Ihr angeregtes Gespräch führte die Beiden bald in die verschiedensten Richtungen. Sie redeten über Gott und die Welt, orderten Getränke, prosteten einander gut gelaunt zu. Erst als die Stewardess mit den Papieren erschien, die es vor der Landung in den Staaten immer auszufüllen galt, stellten sie fest, dass sie den richtigen Zeitpunkt zum Absprung verpasst hatten.

Das war zwar ärgerlich, aber nicht zu ändern. Da es Emil nicht geschafft hatte, mit Anzug, Brille, Friseur und Flug sein Konto völlig zu leeren, bot er der Dame an, in New York gemeinsam auf seine Kosten ein Appartement zu suchen und dort die weiteren Schritte zu bedenken. Vielleicht bei einem kleinen Spaziergang durch Manhattan? Was sprach gegen ein nettes Großstadtabenteuer? Natürlich mit getrennten Schlafzimmern! Umbringen konnten sie sich auf dem Heimflug immer noch.

Da auch die Frau nicht völlig mittellos war, willigte sie ein. Unter der Bedingung, ihn nachher am Central Park auf ein nettes Frühstück mit viel Kaffee einladen zu dürfen.

Bleibt nachzutragen, dass Emils Verdauungsorgane von Stund an keine Probleme mehr bereiteten. Kein lästiger Durchfall! Emil erklärte sich die erfreuliche Entwicklung damit, dass auf der Welt offenbar Phänomene existierten, für die selbst er als Ingenieur absolut keine rationale Erklärung fand. Dabei ließ er es bewenden.

Lifestyle Magazine

Schönhauser, Danziger, Prenzlauer. Wie ein Hurrikan fegte Larry durch die Straßen Berlins. Sein neuer Sportwagen funkelte im Schein der Laternen und Leuchtreklamen. Neben ihm auf dem Beifahrersitz räkelten sich die langen Beine von Sina.

Larry war ein Glückspilz. Jedenfalls glaubte sich der Langzeitstudent endlich zu einhundert Prozent auf der Sonnenseite des Lebens. Er ließ die Reifen des Boliden quietschend durchdrehen. Die Traumfrau an seiner Seite kreischte vor Vergnügen. Aus den Augenwinkeln beobachtete er jede ihrer Bewegungen. Ihre Haut, ein helles Braun wie Alpenvollmilchschokolade, kontrastierte mit den kräftigen Grüntönen des knappen Sommerkleidchens. Larry fragte sich, ob diese weiche Vollmilchhaut auch so zart schmelzend auf der Zunge zergehen würde wie echte Schokolade. Das hatte er bislang nicht ausprobieren dürfen. Seine Chancen schienen mit dem heutigen Tag deutlich gestiegen.

„Zum Augenblicke dürft ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn“, hörte er sich im Geiste jubeln. Wie wahr! Der alte Goethe hatte verdammt recht. Der Bursche kannte das Leben. Er kannte die Frauen. Ganz klar. In den Armen einer Frau wie Sina zu sterben, das hätte was. Und sei es nur der „kleine Tod“. Still vergnügt grinste Larry vor sich hin.

Laut auszusprechen traute er sich derart obszöne Dinge nicht. Jedenfalls nicht im Beisein von Sina. Soweit waren die beiden noch nicht miteinander. Fürs Erste standen sie am Beginn einer Traumkarriere. Beide. Das Fotoshooting, das sie gerade absolviert hatten, würde das Mädchen auf die Titelseite seines neuen Magazins und danach auf die Laufstege dieser Welt katapultieren. Und Larry? Den „größten Loser der Uni“ hatten Spötter ihn genannt. Vorbei. Er würde als Herausgeber und Chefredakteur der heißesten Lifestyle Zeitschrift dieser unendlich geilen Stadt für Furore sorgen. Eingängiger Titel, kurz und auf den Punkt: „Lifestyle Magazine“. Das Blatt würde einschlagen wie eine Bombe und er zum begehrtesten Junggesellen von Berlin avancieren! Mindestens. Die Welt lag ihm zu Füßen.

Dass alles so gekommen war, schien Larry wie ein Traum. Dieses Modelabel, eine namhafte deutsche Marke, die sich mit chinesischem Geld daran machte,

Paris zu übertrumpfen und Europas neue Nummer eins zu werden, hatte seiner Idee sofort und uneingeschränkt zugestimmt. Sie hatten ihm Geld vorgeschossen, den Wagen zur Verfügung gestellt, ein Büro mit Sekretärin. Herz, was willst du mehr?

Wermutstropfen: Larry musste all seinen politischen Ambitionen feierlich entsagen. „Lifestyle“ und „Haute Couture“ hießen die neuen Schlagworte, um die sich sein Leben künftig drehen sollte. Hochglanzprodukte für Hochglanzmenschen. Dinge, die er bislang konsequent zu verachten glaubte, die er bekämpfte. Jahrelang hatte er sich mit einer kleinen Studentenzeitung bemüht, die Welt ein bisschen gerechter zu machen. Heft für Heft hatte er gegen die „Schönen und Reichen“ gestänkert. Am Ende wollte das kein Mensch mehr lesen. Oberflächliche Bande! Seine letzten Cents hatte er ausgegeben, die Zeitung zu retten. Vergeblich. Semester für Semester predigte er sich im ASTA, dem Allgemeinen Studenten Ausschuss der Uni, die Lippen wund über das Wesen des Kapitalismus und dessen Betrug am Volke. Es interessierte keinen. Für seinen Kampf hatte er wichtige Prüfungen verschoben. Er hatte gegen Umweltzerstörung protestiert und für die Rettung der Wale demonstriert. Es ging ihm stets ums Große und Ganze, nicht um den schnellen persönlichen Erfolg.

Sina, seit zwei Jahren gemeinsam mit ihm im ASTA, teilte zwar größtenteils seine Überzeugungen. Nähergebracht hatte ihm diese Tatsache die Frau trotzdem nicht. Erst jetzt, da er bereit war, alle Illusionen seiner Jugend schweren Herzens über den Haufen zu schmeißen; erst jetzt, wo es ihm scheißegal war, was die anderen dachten und trieben; erst jetzt, wo er seine Seele verkaufte, um endlich den verdienten Ruhm zu ernten; erst in diesem Moment schien auch sie bereit, in ihm mehr als den ewigen Verlierer zu sehen, den verkorksten Idealisten. Irgendwie nett. Ein erfolgloser Trottel. Er spürte das. Wenn der Blick ihrer großen dunklen Augen auf ihm ruhten, lag darin ein anderer Glanz als früher. Ob sie ihn bewunderte?

Larry war glücklich. Das Kleid aus der aktuellen Kollektion des Labels, mit dem die erste Nummer des neuen Heftes aufmachen sollte, war ein Traum. Die Frau, die darin steckte, sowieso. Bilder wie die, die er unter den U-Bahn Bögen, am S-Bahnhof und vor der Straßenbahn mitten im Getriebe der großen Stadt geschossen hatte, da wo das Gedränge von Menschen aller Rassen und Nationen am größten war, wo das Herz der Hauptstadt pulsierte, konnte außer ihm

niemand bieten. Die sündhaft teure Fotoausrüstung, die die Firma ihm zur Verfügung gestellt hatte, lieferte unglaubliche Eindrücke.

Und erst das Team, das sie zum Assistieren geschickt hatten: Stilisten, Maskenbildner, Lichtdesigner. Wahnsinn! Sinas aufregende Kurven und natürlich diese endlosen Beine mitten drin im Glanz und Elend der Megametropole: Das war neu, das war sensationell, das würde sein ganz persönlicher Durchbruch sein. Larry trat aufs Gaspedal. Sina kreischte. Phantastisch! Besser ging es nicht.

Das heißt, eine kleine Nuance vielleicht. Sollte er es ihr sagen? Ach, warum nicht? Die Stimmung war gut, Sina schien bestens gelaunt, nach ihrem kleinen gemeinsamen Foto-Abenteuer.

„Ähm, Sina, kleiner Hinweis fürs nächste Shooting. Ich meine, du bist eine selbstbewusste Frau, siehst blendend aus. Bitte tu mir den Gefallen und sei nächstens bisschen lockerer."

„Lockerer?" Sie sah ihn verständnislos an.

„Na, ich mein, jedes Mal, wenn ich mit der Kamera untersichtiger gekommen bin, hast du so komisch abweisend reagiert. Irgendwie verkniffen. Obwohl du sonst eigentlich nicht prüde bist. Dabei sah das Untersichtige an der Stelle, wo hinter dir diese rostige Säule stand, gerade total gut aus. Also, ich mein, ist es denn so schlimm, wenn man mal ein Zipfelchen von einem schicken Slip sieht? So einen Ansatz von einem Höschen? Das gäbe dem Ganzen echt den letzten Kick. Ein erotisches Kribbeln, wenn du verstehst. Das würde sicher die Verkaufszahlen ankurbeln."

„Aber …"

„Nee. Keine Ausflüchte jetzt. Wenn du am Badestrand bist, hast du am Ende weniger an als hier. Ist das denn wirklich so schlimm?"

„Das nicht, aber ich hab im Moment echt weniger an als am Strand."

„Quatsch."

„Na doch. Ist dir das nicht aufgefallen? Hast du irgendwo Nähte gesehen?"

„Versteh ich nicht."

„Wenn ich so ein hautenges Teil wie das hier anziehe, kann ich keine Unterwäsche tragen. Jedenfalls nicht für ein Fotoshooting. Sonst siehst du jede Naht!"

Erst nach und nach kam Larry die ganze Tragweite von Sinas Worten zum Bewusstsein. Irritiert blickte er auf ihre Schenkel, auf den knappen Saum des Kleidchens.

„Du willst mir nicht im Ernst sagen, dass du …“

„Was dachtest du denn? So ist das nun mal. Das machen alle Frauen.“

„Heißt das, wenn so B-Promis beim Aussteigen aus einem Auto von Paparazzi erwischt …, also dass … Ich dachte, das ist gezielte Provokation, um es auf die Titelseiten …?“

„Absolut nicht. Erzähl mir nicht, dass du das nicht gewusst hast!“ Larry begann zu schwitzen. Verwirrt betrachtete er diese wunderbaren Schokoladenbeine. Wo die endeten, dort kurz hinter der grünen Stoffkante, dort sollte es kein …?

Hitzewellen schossen durch Larrys Körper. Sein Gehirn bemühte sich fieberhaft, die auftauchenden Bilder zu verdrängen. Was wäre, wenn er sich vorhin getraut hätte, seine Hand auf diese zart schmelzende Oberfläche …? Was wäre, wenn er mit seiner Hand, diesen runden muskulösen Oberschenkel hinauf …? Nicht auszudenken! Larry schwindelte. In seinem Kopf begann sich alles zu drehen. Schweißperlen rannen ihm von der Stirn. Ihr Salz brannte in den Augen. Er kniff die Lider zusammen und versuchte, die Tropfen fortzuwischen. Das machte die Sache eher schlimmer.

Vor seinen Augen verschwammen die Straße, die bunten Leuchtreklamen, die gelbe Straßenbahn und die roten Lichter der Ampeln zu einem Strudel. Larrys Herz raste. Unkontrolliert trat er das Gaspedal durch. Sina kreischte. Es war kein fröhliches Kreischen. Bremsen quietschten, die Straßenbahn klingelte.

Seine Traumfrau drehte ihm ihr angstverzerrtes Gesicht zu. Sie schlang die Arme um seinen Hals, als wollte sie ihn wach rütteln. Larry wurde darüber ganz ruhig. Er legte seine Hand auf Sinas Bein. Ihre Wärme drang ihm durch die Finger direkt ins Herz. Und während es um sie herum krachte, blitzte, splitterte, deklamierte er leise:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
genieß‘ ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Der Graf

„Wir unterbrechen unser Programm für eine wichtige Verkehrsmeldung. Auf der A4 Richtung Frankfurt sind im Bereich der Ausfahrt Gotha zwei Fahrspuren nach mehreren Unfällen gesperrt. Grund ist Blitzeis. Die Polizei bittet um Vorsicht bei Annäherung an die Gefahrenstelle."

Idioten, dachte Werner und nahm den Fuß vom Gas. Er hatte Zeit. Unnötig, sich durch schlechte Nachrichten die gute Laune verderben zu lassen. Solange es keine Vollsperrung gab, bestand immerhin Hoffnung, nicht all zu spät nach Hause zu kommen. Im Radio spielten sie jetzt Clueso. Er sang von einem Mädchen, deren „Brüste niedlich, wie Kaffee mit Schaum" seien. Hübsches Bild. Sehr appetitlich. Werner musste schmunzeln. Fröhlich pfiff er die kleine Melodie mit. Vor ihm tauchten die Drei Gleichen auf. Links die Wachsenburg, weiter hinten die Mühlburg und rechts der Autobahn die Ruinen der Burg Gleichen. Immer, wenn er hier vorbeikam, fiel ihm die alte Legende vom Grafen und seinen zwei Frauen ein.

Die eine, seine Ehefrau, war dem Helden über die lange Zeit von Kreuzzug und Gefangenschaft im Orient treu geblieben. Die andere, eine arabische Prinzessin, hatte ihn aus Liebe errettet. Sie half ihm bei der Flucht aus dem Kerker des Sultans. Zum Dank und weil das ihre Bedingung gewesen war, heiratete er sie ebenfalls und nahm sie mit nach Hause. Glücklich, den Gatten lebend zurückzuerhalten, empfing die Gräfin die Fremde wie eine Schwester. Sie lief ihr entgegen und führte sie persönlich in die Burg. Worauf die drei fröhlich bis zum Tode miteinander lebten und liebten. Und das angeblich mit dem ausdrücklichen Segen des Papstes!

Lange hatte Werner im Erfurter Dom vor dem Epitaph mit ihren Bildnissen gestanden. Eine Dame lag zur Rechten, eine zur Linken des Ritters. Muss ein glücklicher Mann gewesen sein, dieser Graf, dachte Werner.

Wobei, bei Lichte besehen, war er selbst natürlich auch ein glücklicher Mann. Seine kleine Firma lief in den letzten Jahren deutlich besser. Das hatte er nicht zuletzt zwei schönen und starken Frauen zu verdanken.

Die eine, seine Ehefrau, hielt ihm für seine Unternehmungen den Rücken frei und regelte die finanziellen Belange. Angesichts des Wirrwarrs im deutschen Steuerdschungel eine Aufgabe, an der er allein vermutlich verzweifelt wäre.

Als sie sich kennenlernten, spielte die Arbeit allerdings keine Rolle. Es war die blanke Sexgier. Ausgehungert wie die wilden Tiere waren sie bei ihren ersten Verabredungen übereinander hergefallen. Einmal hatte sie ihm noch im Treppenhaus die Hose heruntergerissen. Mit Mühe und Not schafften sie es dann bis in sein Zimmer. Ganze Tage waren sie im Bett geblieben und hatten Stellungen ausprobiert, bei denen selbst das Kamasutra kapitulierte.

Später, in der ersten gemeinsamen Ein-Zimmer-Wohnung, wenn die Kinder schliefen, trieben sie es in der Küche. Auf dem Tisch, dem Gasherd. Nicht gerade bequem aber heiß! Noch später, als er sich sein erstes eigenes Arbeitszimmer leisten konnte, hatte sie ihn einmal unter dem Schreibtisch überrascht. Unglaublich, wozu ihre Lippen in der Lage waren!

Lange her. Werner bekam eine Gänsehaut, wenn er zuweilen daran zurückdachte. Dann konnte er nicht anders. Es gab nur zwei Alternativen. Kalt duschen oder … Werner hasste kalt duschen.

Aber so gut sie sich verstanden, so sehr sie sich nach wie vor liebten, die Lust auf wilden, hemmungslosen Sex war seiner Frau irgendwann abhandengekommen.

Die andere, eine junge Kollegin, gehörte seit wenigen Jahren zum Team. Sie war kreativ, intelligent, fröhlich. Wenn er in ihre leuchtenden Augen sah, kamen Werner die tollsten Ideen. Mehr als das. Voller Tatendrang begeisterte die Frau ihn mit immer neuen verrückten Einfällen, die letztlich erheblich zur veränderten Ausrichtung seiner Firma und damit zu deren Erfolg beitrugen.

Die Arbeit schmiedete die Beiden zusammen und man konnte guten Gewissens behaupten, dass zwischen ihnen trotz des Altersunterschiedes eine ehrlich gemeinte Freundschaft entstanden war. Eine Freundschaft, die auch Auseinandersetzungen unbeschadet überstand, denn natürlich wichen ihre Meinungen mitunter entschieden voneinander ab. Und wo andere junge Frauen pikiert auf seine altmodischen Komplimente reagierten, dankte sie ihm nur charmant und lächelte aufs Bezauberndste.

Werner wusste das zu schätzen und genoss im Übrigen die Offenheit, die die junge Frau ihm entgegenbrachte. Mit ihr zu arbeiten, war für ihn wie ein Jungbrunnen.

Alles wäre völlig in Ordnung gewesen, wäre seine liebenswerte Freundin nicht so verdammt hübsch gewesen. Aber genau das war sie leider. Ihre vollen Lippen, die blonde Mähne. Wenn ihre Finger seine Hand berührten, fühlte er sich dem Himmel ein Stück näher. Wie hatte Clueso vorhin so schön im Radio gesungen?

„Brüste niedlich, wie Kaffee mit Schaum." Genau. Ja. So ähnlich nahm Werner es wahr, wenn er die Kollegin betrachtete. Das allerbeste an ihr waren aber ihre Beine. Lang und wunderschön schauten sie unter ihren kurzen Kleidchen hervor, wenn sie gemeinsam auf eine Messe oder zu einem Geschäftsbesuch unterwegs waren.

Wenn er dann abends im einsamen Hotelzimmer an diesen Anblick zurückdachte, stellte er sich manchmal vor, wie er vor ihr niederknien wollte. Wie er einen kleinen Zeh nach dem anderen anknabbern würde, um sich von dort aus über ihren schlanken Fuß die Waden hinauf zu küssen, ihre Schenkel zu umfangen und …

Nun ja, spätestens dann konnte er nicht anders. Es gab nur zwei Alternativen. Kalt duschen oder … Werner hasste kalt duschen.

So gut sie sich verstanden, so sehr sie ihre Freundschaft und ihr Vertrauen verband, oder vielleicht sogar genau deswegen, bestand kaum Hoffnung, dass sich seine Träume jemals erfüllen würden.

Ihm wurde wehmütig ums Herz. Er schaute hinauf zu den mächtigen alten Mauerstümpfen der Burg Gleichen. Warum war es eigentlich heute nicht mehr möglich, so wie seinerzeit der Graf zu leben? Er liebte sie beide, seine Angetraute und die Kollegin. Sie waren zu einem Teil seines Lebens geworden. Konnte es denn nicht angehen, einfach so beieinanderzuliegen, wie der Kreuzritter mit seinen Gattinnen auf dem Epitaph?

Ja, warum eigentlich nicht? Immerhin wussten die beiden Frauen voneinander und verstanden sich leidlich. Werner war von seiner neuen Idee wie elektrisiert. Vielleicht musste er den Vorschlag den Beiden nur sachlich genug unterbreiten? Vielleicht würde das ihr aller Liebesleben zu völlig neuen, ungekannten Höhen führen? Vielleicht mussten sie wirklich nur einmal offen darüber reden!

Adrenalinrausch. Werner trat das Gaspedal tiefer. Im Rückspiegel entschwanden die drei Gleichen seinem Blickfeld. Vor ihm erstreckte sich lang und spiegelblank die Autobahn A4. Es herrschte wenig Verkehr an diesem Abend. Er musste das Lenkrad nur gerade halten. Für einen kurzen Moment riskierte er es deshalb. Er schloss die Augen. Es schadete ja nichts. Einen kurzen Moment lang. So konnte sich Werner die verlockende Vision besser vorstellen. Er, angetan als Graf, verwöhnt von seinen zwei Frauen in einem großen, bequemen Bett. Wunderschön! Er konnte nicht anders. Es gab jetzt zwei Alternativen. Kalt duschen oder …

„Wir unterbrechen unser Programm für eine wichtige Verkehrsmeldung. Auf der A4 Richtung Frankfurt besteht im Bereich der Ausfahrt Gotha Vollsperrung. Grund ist ein PKW, der bei Blitzeis ungebremst in das bisherige Stauende raste. Die Polizei empfiehlt weiträumige Umfahrung ab Ausfahrt Drei Gleichen.“

Claudine

Hommage à Paul Delvaux III - „Pompeji“

Claudine. Die Frau ist mein Schicksal. War mein Schicksal. Vorbei. Kommt nichts mehr. Sie wollen wissen, warum?

Wieso antworten Sie mir nicht, wenn ich Sie was frag? Keine gute Kinderstube, ehrlich. Egal. Ich erzähl‘s Ihnen trotzdem. Ich brauch das jetzt. Pardon. Hab mich gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Serge. Bitte französisch aussprechen: Sersch! Ganz weich. Ohne „e“ hinten dran. Nicht zu verwechseln mit dem russischen Sergej. Serge geschrieben, Sersch gesprochen. Kapiert? Tut aber nichts zur Sache. Jedenfalls, ich bin 31 und mein Leben ist im Arsch. Ich bin blind. Seit heute Morgen. Seit etwa drei Stunden. Ein blinder Maler! Ganz schlechter Witz.

Schuld daran ist Claudine. Meine Claudine, die süße Claudine, das blöde Weibsstück, diese miese kleine … Okay. Ja. Ich hör auf. So soll man nicht über Damen reden. Irgendwie bin ich ja selber dran schuld. Vielleicht. Ein bisschen. Eigentlich nicht. Sie hat mein Leben kaputt gemacht. Diese Schlampe!

Deshalb sitze ich jetzt am breiten Sandstrand von Oostende, warte auf die Flut und grüble darüber nach, wie ich mich am besten ersäufen könnte. Bei diesem scheißflachen Wasser dürfte es eine Weile dauern. Wahrscheinlich muss ich mich auf den Bauch legen, wenn das Wasser kommt. Einen Stein auf den Rücken. Blöderweise gibt’s hier nirgends Steine. Nur Sand, Muscheln und ein paar merkwürdige Denkmäler. So komische geknickte rote Blechtüten oder so. Keine Ahnung. Angeblich Kunst. Brauchst du viel Fantasie. Meister Delvaux würde sich im Grabe umdrehen. Vielleicht auch nicht. Fantasie war schließlich sein Ding. Sehen kann er die Dinger jedenfalls nicht mehr. Genau wie ich.

Delvaux! Kennen Sie Delvaux? Den Maler? Ein Magier! Belgier wie ich. Surrealist. Nur wegen ihm habe ich überhaupt bis heute überlebt. Seine Bilder haben mich atmen lassen in all den Jahren, in denen ich vergeblich und verzweifelt nach Claudine suchte. Ohne ihn hätte ich mir schon dreimal das Leben genommen. Mindestens. Stets hielten seine Visionen einen Funken Hoffnung in mir am Glimmen. Hoffnung auf meine schöne Herrin, meine Königin.

So wie er wollte ich sie malen können. Hab lange geübt. Aber als ich sein Geheimnis endlich entschlüsselt hatte …

Jetzt ist es vorbei mit Üben. Die toten Augen von Oostende. Lustig. Zum Erbrechen. Obwohl, Delvaux … Der Bursche war am Schluss auch blind und hat trotzdem weitergemalt. Aus dem Gedächtnis. Einfach so. Ein Besessener!

Ich bin nicht Delvaux. Paul Delvaux ist tot. Seit ein paar Jahren schon. Aber seine Zeichnungen, seine Poesie in Öl, seine Inszenierungen der Schönheit in kuriosen Universen, in denen antike Tempel und neuzeitliche Eisenbahnwaggons keinen Widerspruch darstellen? Ich hätte was darum gegeben, meine Claudine so zeichnen zu dürfen. Wenigstens einmal! Diesen perfekten Leib, wie Gott ihn schuf, ohne überflüssige Faser auf der makellosen Haut, eins zu eins aus der Natur auf mein Skizzenblatt gebannt. Grandios! Verstehen Sie mich? Es ist die Mission jeden Künstlers, Vollkommenheit in Szene zu setzen. Hässlich oder schön, Verfall oder Aufbruch. Egal. Vollkommenheit muss die Komposition ausstrahlen. Solche Vollkommenheit wollte ich schaffen. Entworfen aus dem Zauber einer wunderbaren Frau. Vollendet, sie zu verehren. Das ist das Dilemma meines Daseins.

Jetzt endlich, da ich die Lösung auf all meine Fragen gefunden habe, da ich endlich weiß, wie ich diese Vollkommenheit meiner Zeichnungen erreichen kann, bin ich dazu nicht mehr in der Lage. Es ist vorbei. Der Tod ist mein einziger Ausweg.

Wenn bloß die verdammte Flut hier am Strand nicht so flach wäre. Ich kriege zwar schon einen nassen Arsch, aber viel mehr wird vermutlich nicht passieren. Vielleicht reichen mir die Wellen irgendwann bis zum Hals. Weiter ganz bestimmt nicht. Es sei denn … Ich könnte ein Stück raus schwimmen. Netter Gedanke. Geht nicht. Dazu bin ich zu besoffen. Kann mich ja kaum auf allen Vieren halten, geschweige denn schwimmen. Es ist ein Wunder, dass ich es überhaupt bis hierher geschafft habe. Ohne was zu sehen. Und es ist ein Wunder, dass ich es schaffe, aufrecht sitzen zu bleiben, so beschissen schnell sich die Welt um mich dreht. Das merke ich mit verbundenen Augen.

Ob ich ein Ding an der Waffel habe? Ich nehm Ihnen die Frage nicht übel. Sie haben vermutlich recht. Aber das liegt nicht an meiner Waffel, sondern am ersten Versuch, mich zu ersäufen. Mit Aquavit. Wasser bleibt Wasser, hab ich gedacht.

Dann hab ich den Strand vollgekotzt und jetzt komme ich nicht mehr hoch. Um mich herum ist alles schwarz und ich friere. Der Wind von See pfeift jämmerlich durch meine dünnen Klamotten. Zumindest ist der ehrlich, dieser Wind.

Anders als die verlogenen Bettenburgen, mit denen sie hinter mir den Blick auf die Stadt zubetoniert haben. Wenn du genug Kohle hast, fühlst du dich drinnen wie Gott in Frankreich. Pardon, Gott in Belgien. Lecker essen, schmucke Kellner. Musst ja nur rausgucken. Aufs Meer. Traumhaft. Nase in den ehrlichen Wind. Nur umgekehrt gucken darfst du eben nicht. Hat beim besten Willen nichts mit Vollkommenheit zu tun.

Vielleicht besser so. Wie sollte man Vollkommenheit, vollkommene Kunst schaffen, wenn ringsum alles tutti wäre? Würd ja keiner den Unterschied merken. Außerdem haben diese Betonriegel, die sie hochzogen, nachdem der Tommy im letzten Krieg die alte Fassade ruiniert hatte, einen entscheidenden Vorteil: Sieht wenigstens keiner das Elend in den Straßen dahinter. Da hängen zwischen lärmenden Jugendlichen und hämmernden Beats Schilder, auf denen steht „Te huur".

Sie grinsen? Vergessen Sie's! Nix mit „Zur Hure". Nee. „Te huur" heißt bei uns in Flandern „zu mieten". Okay, könnte auch bei 'ner Hure draußen dran hängen. Hat vielleicht miteinander zu tun, das eine und das andere. Bloß, dass hier keiner irgendwas mieten oder kaufen will. Weder das eine noch das andere. Steht alles leer. Wohnungen, Läden, Kneipen, Bordelle. Kann mir im Übrigen wurscht sein. Ich werd nie wieder irgendwas sehen, mieten oder kaufen. Adieu.

Nur eins wurmt mich. Dass ich sie nicht mehr sehen werde. Claudine. Irgendwo da drin, mitten in diesem chaotischen Haufen Beton, der sich Stadt nennt, steckt sie, diese verlogene, beschissene … wunderschöne, einzigartige Frau! Das sanfte Mädchen, das mir dieses Oostende in mein Paradies zu verwandeln versprach, dachte ich. Ich schätze, ich hab eindeutig zu viel gedacht in letzter Zeit. Was heißt „in letzter Zeit"? Mein Zeitgefühl ist genauso im Arsch wie meine Augen, meine Seele, mein Herz.

Ich werde sentimental. Schwachsinn. Verzeihen Sie bitte einem armen Irren sein Gefasel. Ich korrigiere: Einem besoffenen armen Irren. Hat jemand einen Schnaps für mich? Nicht? Egal.

Es ist eine total surreale Situation. Ich hab eine Wohnung. Die liegt in Trümmern. Ich hab ein Bett. Das ist verbrannt. Ich will mich ersäufen. Das

Wasser ist nicht tief genug. Ich könnte Tabletten nehmen. Aber mein letztes Kleingeld ist für den Aquavit drauf gegangen. Heute Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, war ich schwer verliebt und dachte, ich hätte endlich den Jackpot im Casino des Lebens geknackt. Jetzt sitze ich blind am Strand neben meiner eigenen Kotze. Ich könnt schon wieder …

Kennengelernt hab ich Claudine vor vier Jahren. Also genau zu der Zeit, als ich das erste Mal nach Oostende kam. Kurz nach dem Studium an der Brüssler Kunstakademie. Mit ein paar Kumpels wollte ich den Beginn eines neuen Zeitalters feiern. Eines Zeitalters ohne Professoren, Projektarbeiten, Prüfungen und all dem Quatsch. Stilvoll und stressfrei. Oostende mit seinen Museen schien dafür genau die richtige Adresse. Das Wetter war toll, die Leute nett. Abends, einigermaßen sonnenverbrannt und gut vorgeglüht, landeten wir irgendwann in der Van Iseghemlaan, nicht weit weg vom berühmten Spielcasino der Stadt. An der Wand prangte ein großes buntes Bild mit ein paar Kätzchen drauf. Ziemlich eindeutig. Die Entscheidung, hier bleiben und Striptease genießen oder weiter gehn und spielen, fiel nicht sonderlich schwer. Das bisschen Kohle, das wir zum krönenden Abschluss des Wochenendes noch in der Tasche hatten, reichte gerade für den Eintritt und einen Drink.

Wir also rein. Claudine tanzte. Ich war sofort hin und weg. Als ihre Show zu Ende ging, winkte sie uns an die Stange. Sie wollte wissen, ob sie einen speziell für uns drauflegen solle. Dumme Frage. Wenig später rekelte sich ihr göttlicher Körper lasziv auf meinem Schoß. Ich kam mir wie im Himmel vor. So weit so gut. Das dicke Ende folgte. Sie hielt die Hand auf und wollte 100 Euro. 100 Euro! Für so‘n bisschen Lap Dance?

René, mein Kumpel aus Leuven, krähte lautstark, das sei Wucher. Dafür bekäme er bei den Nutten daheim ‘ne richtig geile Nummer mit allem Pipapo und Zugabe!

Fakt war, dass wir, selbst wenn wir alle unsere Reserven zusammenkratzten, an diesem Abend nie im Leben hundert Euro zusammen bekommen hätten. Sie warfen uns raus und wir konnten von Glück reden, dass sie nicht die Bullen riefen. Dachte ich. Im Rückblick würde ich sagen, wahrscheinlich konnten sie sich das gar nicht leisten. Solche Preise waren nie im Leben koscher.

René und die anderen reisten am nächsten Morgen ab. Ich nicht. Das lag an Claudine. Sie hatte mich verhext. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Mein größtes Problem war, an Geld zu kommen. Schnellstens, um mir den weiteren Aufenthalt hier leisten zu können. Und um die Clubfuzzis und Claudine gnädig zu stimmen. Ich musste sie unbedingt wiedersehn! Das wurde meine Bestimmung, meine Obsession.

Die kommenden Tage verbrachte ich mit der Suche nach Wohnung und Job. Wenn du nicht anspruchsvoll bist, geht in Oostende immer was. Ich verdingte mich im Mu.ZEE, dem hiesigen Kunstmuseum, als Nachtwächter. Tagsüber wäre mir zwar lieber gewesen, schon wegen der Öffnungszeiten von Claudines Bar. Ich hätte in dem Fall außerdem bei den Museumsbesuchern mit meinem Fachwissen punkten können. Aber für die Tagschicht hatten sie schon genug Leute. Also hieß es vor der Hand abwarten und Ruhe bewahren. Auf alle Fälle reichte mein Lohn, um mir eine kleine Wohnung zu mieten und Essen zu kaufen.

Der Job war nicht der schlechteste. Jedenfalls für einen ausgebildeten Kunsthistoriker und angehenden Maler, der seinen Beruf als Berufung und nicht nur Broterwerb versteht. Wenn du Nacht für Nacht durch so ein Kunstmuseum wanderst, hast du jede Menge Zeit, dir die Bilder anzugucken. Sie hatten in Oostende damals gerade so eine Surrealisten-Schau am Start. Coole Nummer. E.L.T. Mesens und Freunde. Kennt außer ein paar Fachidioten keine Sau. Hatten wir beim Studium. Ernst, Schwitters, Magritte und natürlich den unvermeidlichen James Ensor, den sie mit seinem chaotischen Zeug hier geradezu vergöttern. Ein Sohn der Stadt halt. Ist aber was anderes, ob dir der Prof im Hörsaal was vorsäuselt oder ob du nächtelang Zeit hast, ganz allein Aug in Aug mit dem Original in so ein Werk einzudringen. In seine Philosophie. Ich hab damals manches kapiert. Vor allem über Phantasie, die weder logisch noch fassbar sein muss, solange sie … na ja …, so lange sie einem etwas gibt. Das ist wie mit der Liebe. Oder mit Sex. Muss alles nicht logisch sein, Hauptsache, es macht Spaß.

Und irgendwo zwischen den abstrakten und überdrehten Phantasien der zugekifften Dadaisten und Surrealisten hing mein erster Delvaux. Der erste, den ich jemals zu Gesicht bekam. Wobei, … stimmt wahrscheinlich nicht. Ich hatte ihn vorher vermutlich schlicht übersehen. Kam bestimmt irgendwann beim Studium dran. Hat schließlich in der gleichen Akademie studiert wie ich. Bloß

fast 100 Jahre früher. Nur, mal ehrlich, welcher halbwegs normale Mensch, sofern er sich dem edlen Handwerk des Studiums hingibt, interessiert sich für die Altvorderen aus den eigenen Reihen? Popart war mein Ding. Bisschen die alten Meister. Rubens und so. Vor allem aber die Mädels aus dem Kurs nebenan. Was scherten mich Typen, die bis vor ein paar Jahren irgendwo da draußen an der Nordsee im eigenen Fett schwammen und sich Bild für Bild mit ihren Spinnereien eine goldene Nase verdienten? Mit Gesumms, das vielleicht in den Zwanzigern des letzten Jahrhunderts provokant gewesen sein mochte. Heute? Kalter Kaffee!

Eine eklatante Fehleinschätzung, wie ich jetzt begriff. Zumindest mit Blick auf Meister Delvaux. Der Kerl war Provokation pur. Quer durch alle Stilrichtungen und Zeiten. Bis ins hohe Alter. Und da am meisten.

Das Bild von Delvaux, das ich in der Ausstellung entdeckt hatte, wirkte zwischen all den andern wie ein Ufo vom Mars auf dem Brüssler Marktplatz. Ein Stück kaputter, verstörend menschlicher Welt zwischen den glatten, klinisch reinen Beton- und Glasfronten des Museums. Eine antike Tempellandschaft. Mittendrin sinnliche, nackte Frauen. Losgelöst von Zeit und Raum. Titel: „De Trap“. Die Treppe. Mehr Tiefstapelei geht nicht. Das Bild hing normalerweise in Gent. Purer Zufall, dass es gerade jetzt hier gezeigt wurde. Ein Glücksfall.

Kaum, dass ich sie entdeckte, diese Traumfrau vor dem Treppenaufgang, die auf mich zusteuerte, obgleich sie mich dabei geflissentlich übersah, musste ich an Claudine denken. Sofort! Wie lange hatte ich sie nun schon nicht mehr zu Gesicht bekommen? Keine Ahnung. Vor lauter Begeisterung für meinen Arbeitsplatz hätte ich mein sehnlichstes Ziel zuletzt fast vergessen. Ich Narr. Warum tat ich mir das denn an, die ganze Schinderei? Delvaux hatte mir die Augen geöffnet.

Ein umgehend vorgenommener Kassensturz erbrachte die ernüchternde Erkenntnis, dass ich mich mindestens bis zum nächsten Monatsende gedulden musste. Ich hatte ja nicht nur Eintritt, Drink und vielleicht einen neuen Lap Dance zu finanzieren. Es galt die Schulden vom letzten Mal begleichen, um überhaupt wieder in den Club rein gelassen zu werden. Bis jetzt war aber fast jeder verdiente Cent allein für meinen Lebensunterhalt draufgegangen! Wahrscheinlich würde es im nächsten Monat kaum anders aussehen. Ich befand mich in einem verzweifelten Zustand.

Wieder kam mir Delvaux zu Hilfe. Durch das Bild im Mu.ZEE neugierig geworden, besuchte ich jene kleine private Galerie in St. Idesbald-Koksijde, die der Meister persönlich mitbegründet hatte. Und tauchte ab in eine mir völlig neue Welt. Eine Welt voller Göttinnen. Göttinnen zwischen Tempeln. Göttinnen im fahlen Mondlicht am Strand. Göttinnen mit Eisenbahnen, Skeletten. Göttinnen an der Straßenbahnhaltestelle, mit Zeitungslesern, Knaben, Wissenschaftlern oder, ausnahmsweise, ganz allein mit Freundin. Jede der vielen Frauen in Delvaux‘ Bilderwelt ein anbetungswürdiges Geschöpf. Egal ob bekleidet oder nackt, sitzend oder stehend, antik oder modern: Sie waren nicht Mittel zum Zweck sondern Sonnen, um die sich das Universum des Meisters drehte. Respektvoll. Distanziert. Losgelöst von den Zwängen unserer verkrusteten Realität, standen oder lagen sie da. Dennoch geerdet. Schüchtern die eine, herausfordernd die andere. Begehrenswert jede, schutzbedürftig manche, dominierend nur wenige.

Diese Frauen und Mädchen schienen all den technischen und architektonischen Dingen unseres Alltags überhaupt erst einen Sinn zu geben. Göttinnen, die nicht mit Gewalt und Stärke ihr Reich regierten, sondern durch Anmut, Charme, Grazie.

Genau so. So hatte Claudine mich in ihren Bann geschlagen. Sie war die Sonne, um die allein meine Gedanken kreisen durften. Ihre bloße Existenz gab meinem Streben Sinn, legitimierte mein Dasein. Meister Delvaux hatte die Welt gekannt. Und er hatte das Wunder vollbracht, mit seiner Malerei die Dinge vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen. Endlich kapierte ich, was um mich herum vorging, wie mir geschah, was mich antrieb. Ich pfiff auf die vielgerühmte Freiheit des Willens.

Fortschritt, Entdeckungen? Wozu? Tand.

Talent, Wissen? Unbedeutend.

Tatendrang, Erfolg? Lächerlich!

Wem nutzt der ganze Krempel? Nein, nein, nein. Einzig und allein das Weib, diese sanfte Herrin, von Gott ästhetisch geformt und in ihrer Schönheit zum Herrschen bestimmt, gibt dem Leben eines Mannes Ziel und Richtung, Wahrheit und Erfüllung.

Das war mir in St. Idesbald-Koksijde, in den Katakomben von Paul Delvaux, schlagartig klar geworden. Ich bittelte und bettelte, bis mir die Hausherrin, eine

Großnichte des Meisters, erlaubte, ihr Aufsichtsteam in den Nachmittagsstunden zu verstärken. Gegen geringes Entgelt, versteht sich. Zu Hilfe kam mir, dass die Dame hochschwanger war und bald den größten Teil ihrer Aufmerksamkeit dem Nachwuchs würde widmen müssen. Da konnte eine Person mehr im Pool nicht schaden.

Fortan arbeitete ich in zwei Schichten. Nachts im Mu.ZEE in Oostende. Nachmittags im Paul Delvaux Museum draußen auf dem Lande. Nachts studierte ich die Botschaften von Ensor, Magritte und Mesens, Tags bewunderte ich die Techniken meines neuen Meisters. Zahlreiche Skizzen und Vorarbeiten zur Inszenierung seiner Figuren erlaubten einen tiefen Einblick in die Präzision seiner konzeptionellen Arbeit. Hatte er Körperhaltung und Ausdruck seiner Figuren mit Hilfe lebender Modelle zunächst nahezu überrealistisch fixiert, wurden diese nach und nach in akribischer Kleinarbeit in ein Beziehungsgeflecht förmlich hineingewoben, in dem die dürre, kalte Logik unserer vermeintlichen Realität durch eine, seine, ganz eigene Logik der Phantasie ersetzt wurde.

Jede Erkenntnis, die ich somit über den Zustand meiner Welt und damit über mich selbst gewann, wurde mir zum Fest. Ich war überglücklich und konnte nebenbei endlich und wirklich beginnen, mir ein paar Euro zur Seite zu legen. Einziger Wermutstropfen: Meine Schlafenszeit und die meiner geliebten Claudine fielen gleichermaßen in die Vormittagsstunden. Wir hatten im Prinzip denselben Lebensrhythmus. Was an und für sich völlig in Ordnung gewesen wäre, wenn wir eine gemeinsame Wohnung besessen, wenn wir ein und dasselbe Bett geteilt hätten. Stattdessen war es mittlerweile fast vier Monate her, dass ich ihr zum ersten und letzten Mal begegnet war. Vermutlich konnte sie sich nicht einmal mehr an mich erinnern.

Ihr Anblick hingegen hatte sich meinem Bewusstsein eingebrannt. Immer klarer, heller wurde ihr Bild in meinem vernebelten Schädel. An die tausendmal hatte ich ihre lockenden Augen, sanft geschwungenen Lippen, ihre Arme, die zarten Finger, das wehende Haar, die weichen Brüste, Hüften, muskulösen Lenden, Schenkel, Waden und eleganten Füßchen in fast ebenso eleganten High Heels in Skizzenheften und auf Zeichenkarton verewigt. Aus dem Gedächtnis. Einfach so. Meist mit Bleistift, ein paarmal als Aquarell, selten mit Kreide oder Kohle. Gern hätte ich sie auch in Öl auf Leinwand gemalt. Aber das hätte Geld gekostet. Geld, das mir fehlen würde, wenn ich sie in Natura wiedersehen wollte.

Jetzt kommen Sie mir nicht mit schlauen Sprüchen wie „Hättest ja mal Morgens am Hinterausgang auf sie warten und ihr deine Liebe gestehen können!“ Ha! Was glauben Sie denn? Dass ich auf den Kopf gefallen bin? Natürlich habe ich solche Sachen gemacht. An freien Tagen habe ich mich ganze Nächte um die Bar herum getrieben. Einmal haben mich deshalb die Bullen kontrolliert, weil sie dachten, ich will was ausbaldowern. Das nächste Mal war der Rausschmeißer von jemandem auf mich aufmerksam gemacht worden. Ich entkam mit knapper Not. Aber gesehen? Gesehen hab ich sie kein einziges Mal. Alle möglichen Leute gingen rein und kamen raus. Nur sie nicht. Keine Ahnung. Es war wie verhext.

Klar, als nächstes kommen die ganz Gescheiten: „Und wie ist es mit Telefon und Internet? Facebook, Google und so weiter?“ Sie können bescheuerte Fragen stellen! Ehrlich. Tut mir leid, ist aber so. Ich kannte von der Frau nur ihren Künstlernamen. Claudine. Ein Name wie ein Gedicht. Aber suchen Sie unter der Rubrik mal in den einschlägigen Kategorien. Sie finden alles, versprochen, aber definitiv nicht diese Frau, diesen Engel, diese, diese … dämliche, bescheuerte Tusse. Und mal schnell den Rausschmeißer um ihre Mobil-Nummer angehen? Ich mochte ein verliebter, verblendeter, verblödeter Trottel gewesen sein; lebensmüde war ich nicht.

Damals. Wenn ich gewusst hätte wie alles kommt, hätte ich mir zweifellos ‘ne Menge Arbeit und Gehirnschmalz gespart. Da hätte ich mich nicht so abrackern und die belgische Getränkeindustrie bereichern müssen, nur um hier bis zum Bauchnabel im arschkalten Nordseewasser zu sitzen und mir beim Warten auf die Flut den Schniedel abzufrieren. Das unnütze Ding, das einen Mann zum Idioten macht, nur wegen so einer, einer … Göttin.

Die Zeit verging langsam. Im Schneckentempo. Ich nutzte sie, so gut ich konnte. Einmal hatte ich sogar richtig Glück. Eine Besucherin aus Deutschland, die von Delvaux genauso begeistert war wie ich, vielleicht auch ein wenig von meiner kompetenten Führung, lud mich auf einen Kaffee ein. Wir plauderten eine Weile im angrenzenden Restaurant. Als sie erfuhr, dass ich selbst Maler sei und mich von Delvaux inspirieren ließe, bot sie sich mir spontan als Akt-Modell an. Ich war sprachlos. Im ersten Moment dachte ich, die will mich auf den Arm

nehmen. Sie meinte es ernst. Trotzdem musste ich innerlich mit mir ringen. War das nicht im Grunde wie fremd gehen? Seit Wochen war mein Bleistift Claudine treu geblieben. Am Ende siegte die Professionalität. Natürlich durfte ich mir so eine Gelegenheit nicht entgehen lassen. Delvaux hätte sich ob meiner Bedenken wahrscheinlich totgelacht.

Also sagte ich zu und ein paar Tage später saßen wir miteinander an einem etwas abseits gelegenen Strandabschnitt. Ich bewaffnet mit frisch besorgter Zeichenkohle, reichlich Papier, einer Flasche Sekt und zwei Gläsern. Letzteres, damit wir beide bei unserem intimen Arbeitstreffen nicht vor Schüchternheit und Etikette erstarrten.

„Immer hübsch locker bleiben! Geht mit einem Gläschen Champagner am besten." Den Trick hatte mir mein alter Zeichenlehrer an der Uni in einer stillen Stunde anvertraut. Sie brachte Sandwiches mit, eine Falsche Sekt und zwei Gläser.

„Immer hübsch locker bleiben! Geht mit einem Gläschen Perlwein am besten." Den Tipp hatte ihr eine Freundin mitgegeben, die über einschlägige Erfahrungen verfügte.

Nachdem wir uns über die Zusammenhänge ausgetauscht und herzlich gelacht hatten, stießen wir an. Sie zog sich aus, und ich gab mir Mühe, meine professionelle Einstellung zu bewahren. Denn, auch wenn die Lady meiner geliebten Claudine keineswegs das Wasser reichen konnte, wies sie zweifellos beeindruckende Kurven vor, die sie sehr charmant zu drapieren wusste. Möglicherweise taten der Alkohol und meine lange Enthaltsamkeit ein Übriges. Jedenfalls ging mir die Arbeit längst nicht so locker von der Hand wie vor ein paar Monaten im Zeichensaal der Uni. Dort hatte ich zusammen mit zehn bis zwanzig anderen Studentinnen und Studenten um das Objekt unserer künstlerischen Begierde herumgestanden. Immer von den argwöhnischen Augen des Professors begleitet. Keine Chance, auf dumme Gedanken zu kommen.

Hier war das anders. Wir tranken, aßen, scherzten, tranken wieder. Den Rest erspare ich Ihnen. Nur soviel: Am Ende kamen trotzdem ein paar ganz vernünftige Skizzen heraus, die wir uns fair teilten. Eine für sie als Erinnerung, der Rest für mich als Arbeitsgrundlage.

Nach diesem Erlebnis nahm ich mir die Zeichnungen meines Meisters genauer zur Brust. Strich für Strich analysierte ich seine Technik, versuchte mir Tricks

abzuschauen, ohne ihn zu kopieren. Vor allem Delvaux‘ Raumaufteilung faszinierte mich. Wie er die realen Grazien in seine surreale Gedankenwelt einfügte. Großes Kino! Nehmen wir „Pompeji“.

Hier steht eine Frau, ruhig, fast statisch, herausgehoben im Zentrum. Um sie herum entwickelt sich ein dynamisches Figurenensemble, das nach und nach den Blick auf Details wie Gebäude oder Türen frei gibt. Und bis zum Horizont, bis zur kleinsten, unbedeutendsten Facette, reihen sich die Einzelheiten des Ortes aneinander.

Aber ganz vorn: die Frau. Einfach, nackt, perfekt, göttlich! Alles was wir sehen, lebt mit ihr und durch sie. Einzig der dunkle Himmel, der Vesuv und die verschlossenen Türen deuten darauf hin, dass das lebendige Treiben möglicherweise bald zu einem Abschluss kommt. Flucht sinnlos. Mittendrin die Frau. Gesenkten Hauptes wartet sie auf das Unfassbare, das nur sie zu spüren vermag. Weswegen sie zwischen all den fröhlichen, sinnlichen Menschen ihrer Umgebung merkwürdig isoliert wirkt.

So ähnlich wollte ich meine neuen Skizzen entwickeln. Ich dachte an Flugzeugabstürze, Attentate. Weswegen ich mich einige Tage später für mehrere Stunden auf der Aussichtsplattform des Brüsseler Flughafens aufhielt und die startenden und landenden Maschinen beobachtete.

In den folgenden Arbeitsstufen ersetzte ich das Gesicht meines Modelles nach und nach durch Erinnerungen an Claudine. Irgendwann glaubte ich fast selbst daran, mit meiner Auserwählten höchstpersönlich am Strand gelegen zu haben.

Die Kombination der ruhigen Strandszene mit dem hektischen Treiben am Flughafen allerdings wollte nicht gelingen. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich einen gravierenden Fehler begangen hatte. Meine Überlegungen zum Hintergrund, gedanklich wie optisch, hatten erst nach dem Tag am Meer eingesetzt. Weswegen keine der Posen meiner nackten Grazie auch nur einigermaßen sinnvoll ins Gesamtkonzept passen wollte.

Unvollendet ließ ich mein Werk stehen und machte mich auf den Weg zur ersten Schicht. Müde und übernächtigt tröstete ich mich damit, dass es heute Lohn gäbe. Von beiden Arbeitsstellen! Und morgen, morgen, wenn ich ausgeschlafen hätte, würde ich Claudine wiedersehen. Ich hatte mir von beiden Arbeitgebern zwei Tage Urlaub erbeten. Alles war vorbereitet. Selbstverständlich hatte ich Blumen und Nippes für meine kleine Wohnung

besorgt. Meine Bude stand gründlich gereinigt und gelüftet empfangsbereit. Außerdem hatte ich sicherheitshalber mit Duftspray nachgeholfen. Frauen riechen alte Socken noch Wochen nach deren endgültigen Verwesung. Dagegen half: Veilchenaroma! Meine Angebetete sollte nicht enttäuscht sein, falls …

Allmählich benimmt sich die Flut endlich so, wie man es von einer anständigen Flut erwarten darf. Kleine Wellen klatschen an meine Brust und ich habe meine liebe Mühe, mich senkrecht zu halten. Vorhin wollte ich unwillkürlich nach meinem Stock greifen, um mich festzuhalten. Aber den hat das Wasser fortgespült.

Was für einen Stock? Na die Latte, das letzte Überbleibsel meiner Staffelei, das ich aus meiner ausgebrannten Bude gerettet habe. In Ermangelung eines Blindenstockes. Damit ich wenigstens nicht gegen ‘ne Laterne laufe, bei meiner Flucht ans Meer. Unterwegs hätte ich damit fast den Typen vom Mini Mart erschlagen, als ich mir den Aquavit kaufte. Ich hoffe, der Kerl hat mich nicht beschissen. Ich hab ihm meine Geldbörse rüber geschoben und gesagt, er möge sich rausnehmen, was das Zeug kostet. Als er hörte, warum ich mit Augenbinde rumlaufe, meinte er, ich solle vielleicht lieber einen Arzt aufsuchen statt zu saufen. Witzbold.

Lassen Sie sich medizinisch durchchecken, bevor Sie sich umbringen? Immerhin gäb das in einigen Fällen vielleicht eine nachweislich kerngesunde und durchtrainierte Leiche an der Himmelspforte. Eh Petrus, du musst mich reinlassen! Ich hab mich zwar umgebracht, dafür aber weder geraucht noch getrunken. Lies selbst! Mein Doktor bestätigt mir einen ausgezeichneten Fitnesszustand. Alle Werte feinstens. Habt ihr hier oben vielleicht ‘ne Fußballmannschaft? Ich war bis gestern Torwart bei Standard Lüttich.

Blach, Ptfff. Dämliches Salzwasser. Schmeckt scheußlich. Blöde Augenbinde. Fängt an zu rutschen, jetzt wo immer wieder Gischt hochspritzt. Muss aber sein. Brauch ich, die Binde. Wissen Sie wie das brannte, als das Miststück abdrückte? Das können Sie sich nicht vorstellen. Ich bin ins Bad gerannt, wollte mir ‘ne Salbe drauf schmieren. Hab wohl die falsche Tube erwischt, halbblind wie ich war. Danach war ich ganz blind. Half nur noch ein feuchtes Tuch und die Binde drüber, um den Schmerz erträglich zu machen, um nicht die ganze Zeit schreiend durch die Gegend zu rennen.

Vorbei. Ich merk nix mehr. Wahrscheinlich gähnen da, wo früher meine unwiderstehlichen blaugrauen Sehzeichen die eine oder andere Sirene in gefährliche Untiefen lockten, tote leere Höhlen aus einem knochigen, verätzten Schädel. In den Spiegel gucken und mir das Dilemma ansehen geht ja auch nicht mehr. Schade eigentlich. Vielleicht gäb's für so was wie mich Arbeit in 'ner Geisterbahn. Buuuuhaaaaaa! … Ach Mist. Ptff. Das war die nächste Welle. Langsam wird's eng, Freunde. Ich glaub, ich muss mich beeilen, wenn ihr meine Geschichte zu Ende hören wollt.

In den Club reinzukommen, war nicht schwer, jetzt, wo ich mit prall gefüllter Börse an die Tür klopfte. Kaum, dass ich unsere Schulden beglichen und den neuen Eintritt gelöhnt hatte, wurde der Rausschmeißer scheißfreundlich. Die Bardame auch. Wen ich nicht sah, das war Claudine. Meine Frage, ob mein Stern heute später käme, konterte die Bardame mit der Feststellung, dass Claudine schon lange nicht mehr hier arbeite. Die sei jetzt irgendwo in Gent oder Antwerpen, habe sie gehört. Genaues wisse keiner. Claudine sei niemandem rechenschaftspflichtig.

Am A… Da hatte ich einen Haufen sauer verdienter Asche umsonst dem fetten Einlasser in den Hintern geblasen. Für nichts und wieder nichts. Gent oder Antwerpen. Pah. Belgien ist zwar nicht gerade Russland oder China, aber einen Menschen auf gut Glück zu suchen, von dem man nicht mal den richtigen Namen kennt?

Ich knallte mir die Birne zu. Nachdem ich aus dem Koma erwachte und am nächsten Morgen wieder klare Bilder sah, beschloss ich, da weiter zu machen, wo ich aufgehört hatte. Ich schwor mir, ich würde ackern wie ein Kümmeltürke, malochen bis zum Umfallen. Vormittags malen, nachmittags St. Idesbald-Koksijde, nachts Mu.ZEE. Schlaf wird überbewertet. An freien Tagen und im Urlaub würde ich mich auf die Suche nach meiner Göttin machen. Und ich würde sie finden, meine Claudine. Meine süße, kleine, bezaubernde Claudine. Jenes Mädchen, nach dem ich mich sehnte und von dem ich glaubte, ahnte, nein wusste, dass es auf mich wartete. Irgendwo. Vielleicht wusste die Göttin nicht genau, wer es war, der ihr zu ihrem Glück fehlte. Aber sicher schien mir, dass sie mein Verlangen spüren musste und es erwidern würde, sobald ich sie

gefunden hätte. Egal, wie weit entfernt unsere Herzen im Moment schlugen, sie schlugen im gleichen Takt! Dachte ich.

Und noch etwas half mit, aus mir einen neuen, zielstrebigeren Menschen zu machen. Die Tageszeitung. Auf dem Weg, mir ein Frühstück zu besorgen, hatte ich unser Regionalblättchen „HET LAATSTE NIEUWS“ gekauft. Nicht der Oberkracher, allerdings immer gut für aktuelle Fußballergebnisse und ähnlich weltbewegende Meldungen.

Eine dieser „letzten Neuigkeiten“ kam aus England. Die Schlagzeile lautete: „Gynaecoloog van Kate drinkt al twee weken geen druppel alcohol meer“. Daneben ein Foto der britischen Prinzessin mit dickem Bauch. Geen druppel alcohol! Schon seit zwei Wochen! Das war’s. Genau. Wenn es drauf ankommt, musst du fokussiert bleiben. Der Mann legte den Finger in die Wunde. Ganz klar. Der Mensch war Engländer! Wer schon mal Urlaub auf einer verträumten spanischen Insel gemacht hat, weiß was das bedeutet. Die brauchen ihr Guinness wie andere Leute Kaffee oder Badewasser. Ohne? Keine Sekunde. Und sagen Sie jetzt bitte nicht, ich verbreite Vorurteile. Es gibt jede Menge Kronzeugen.

Wenn so ein Mann jetzt also, so ein Engländer, in Vorbereitung seiner freudvollen Tätigkeit zwischen den Schenkeln einer Prinzessin, imstande war, auf sein tägliches Quantum Prost zu verzichten, damit nachher nichts schief lief, dann sollte es mir verdammt noch mal möglich sein, in Erwartung ähnlich ambitionierter Vorhaben zwischen den langen Beinen meiner Königin, trocken zu bleiben. Das würde mir Geld sparen, welches ich an anderer Stelle nötiger brauchte. Vor allem würde es mir helfen, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Also in die Hände gespuckt und die Ärmel hochgekrempelt. Von diesem Tag an änderte sich alles. Ich verfiel in einen wahren Arbeitsrausch. Was immer ich tat oder unternahm, Claudine blieb in Gedanken bei mir. Oder besser, ich bei ihr, was für mich aufs Gleiche hinauslief.

Ich begnügte mich in der Folge allerdings nicht damit, einfach nur zu sparen. Ich wollte meiner Traumfrau schließlich etwas bieten können. Da ich genügend Zeit hatte, beschloss ich, als erstes zu investieren. Es musste möglich sein, mit meinen eigenen Bildern Geld zu verdienen. Richtig fette Kohle, nicht nur so ein paar Kröten. Deshalb setzte ich eine Annonce in die Zeitung, besorgte mir im Theaterfundus passende Requisiten und kaufte mir eine Staffelei.

Es klappte. Fast zwei Dutzend Damen verschiedenen Alters folgten meinem Ruf und erklärten sich bereit, mir Modell zu sitzen. Ungefähr die Hälfte davon sonderte ich sofort aus. Die wollten zu viel Knete. Möglichst gleich cash auf Kralle. Blieben zwölf. Vier von denen gefielen mir nicht. Zu fett, zu dürr, schiefe Zähne, etc. Die letzten acht lud ich ein. Fünf erschienen. Ein befriedigendes Ergebnis!

Diese fünf Chicas im Gepäck, mietete ich einen Kleinbus. Als Reiseziel hatte ich mir eine Industriebrache ganz in der Nähe ausgesucht. Das Gelände gehörte niemandem. Vielleicht gehörte es auch wem, aber davon stand nichts an dem verrotteten Maschendrahtzaun, den wir leicht überklettern konnten. Ein bisschen gruselten sich meine Begleiterinnen zwar, doch da sie zu fünft waren und ich nur allein, überwanden sie ihre Hemmungen und zogen sich diskussionslos aus. Ein Rest Anspannung ob des merkwürdigen Platzes blieb allerdings in ihren Gesichtszügen. Das war nicht schlimm. Im Gegenteil. Letztlich wirkte diese Spannung viel realistischer als ein breites Grinsen.

Ich drapierte die Girls zwischen eingefallenen Mauern und verrosteten Rohren. Dazu bekamen sie Sektgläser in die Hand und fette Klunkern an Hals und Finger. Der Kontrast hätte krasser nicht ausfallen können. Einer setzte ich etwas in der Art wie einen Brautkranz auf. Mit Schleier vor den Augen. Eine zweite durfte ihren mondänen Hut nebst High Heels anbehalten. Dekadent bis zum Umfallen. Ein Bild für die Götter! Eine Hommage an meine Göttin. Delvaux wäre stolz auf mich gewesen! Denn dass dieses Werk, so lang es mir nur einigermaßen gut gelang, ein Verkaufsschlager werden musste, dessen war ich mir gewiss. Mein Durchbruch in der Szene! Die nötige Kohle, um Claudine zu finden.

Was ich auf Papier und Leinwand festhielt, war eine einzige gigantische Orgie der Schönheit. Lasziv geöffnete Lippen, schmachtend rosige Zungen, kokettes Zwinkern, erschrockenes Augenaufreißen, zierlich geblähte Nasenflügel, vor Anstrengung gerötete Wangen, endlose Beine verschiedener Hautfarbe, pralle Titten, kindliche Brüste, schmale Hüften, kräftige Ärsche, lange Haare, kurze Haare, blond, schwarz, braun, rot, gelockte, kahle und phantasievoll rasierte Venushügel; natürlich bezaubernde kleine Ohrläppchen, die, jedes für sich, eines unsterblichen Kunstwerkes würdig gewesen wären.

Ich malte wie im Fieber, schonte weder mich noch meine Modelle. Und doch. Immer und immer sah ich in all diesen Frauen stets nur die eine: Claudine.

Claudine, die Verkörperung alles Perfekten, Reizenden, Grandiosen auf diesem Planeten. Mein Gemälde, in dem sich der marode Charme eines irdischen, materiellen Unterganges überlebter toter Dinge mit der ungeheuer lebendigen Fruchtbarkeit einer zutiefst weiblichen, anbetungswürdigen Zukunftsvision verband, brachte auf einen Nenner, was ich in jenen Tagen, Wochen, Monaten, Jahren durchlebte, fühlte, erlitt.

Ja, Sie haben richtig gehört. Aus Tagen wurden Wochen, Monate und Jahre. Meine Suche nach Claudine zog sich ebenso in die Länge wie die Fertigstellung dieses Werkes, mit dem ich die Welt und die Frau zu erobern gedachte. Das hatte verschiedene Gründe. War es einerseits die Vergeblichkeit, mit der ich Stadt für Stadt nach Clubs, Bars und Varietés durchkämmte, in welchen ich meine Königin zu finden hoffte, stand mir andererseits mein Perfektionsstreben im Weg. Immer wieder entdeckte ich Details, die ich besser darstellen konnte. Kaum glaubte ich, endlich zum Ende kommen zu können, da bemerkte ich einen Fehler, den es zu korrigieren galt. Zweimal brach ich komplett ab und begann von vorn, mein Ensemble zu komponieren, farbliche Nuancen zu variieren und so weiter.

Mit schöner Regelmäßigkeit zog ich Parallelen zu Meister Delvaux. Die Bilanz blieb ernüchternd. Der Mann schien mir in allen Belangen überlegen. Nichts weniger als seinen Vorgaben wenigstens annähernd gerecht zu werden, war jedoch mein erklärtes Ziel. Und in dem ich hier wie da zu keinem befriedigenden Ergebnis kam, baute sich das Gespenst des Scheiterns vor mir auf. Eine schreckliche, grauenvolle Angst keimte. Die Aussicht, zu versagen, lähmte meine Kreativität, stellte meine Geduld unsäglich brutal auf die Probe.

Was hatte Paul Delvaux, das ich nicht hatte? Warum konnte er glücklich werden, während meine Vision mehr und mehr an Glanz verlor? Stundenlang saß ich auf dem Fußboden vor seiner kleinen Braut. „Le petite mariée“. Wie war es ihm gelungen, dem Mädchen so viel Strahlkraft zu geben? Dieses innere Leuchten, wo kam das her? Lag es an den Farben, die er benutzte? Es hieß, er habe viel experimentiert, Aquarellfarben selbst zusammengestellt und angerührt. Konnte es das sein? Möglich. Aber das Wesentliche war etwas anderes. Ich war mir ganz sicher. Nur was?

So viel ich grübelte, ich kam nicht hinter das Geheimnis meines Meisters. Claudine fand ich auch nicht. Es fiel immer schwerer, mir die Imagination ihres

wundervollen sanften Lächelns ins Gedächtnis zu rufen. Ich war mit meinem Latein am Ende.

Drei Tage ist das jetzt her. Blöde Kuh. … Schon gut. Ja, nein. Sie ist und bleibt ein Traum. Mein Traum. Bin ja selber dran schuld. Kleine Königin.

Ich hab das unbestimmte Gefühl, ich sitz weiter draußen als ich dachte. Demnach steigt die Flut höher und ich brauch mich nicht auf den Bauch … pfffr. Pfui Deibel. Äks. Ich glaub, ich muss ein Stück zurückrobben, wenn ich nicht abgluckern will, bevor ich Ihnen alles erzählt habe. Versuch macht kluch ... Ptfff. … Geht nicht. Ich schaff‘s nicht. Egal. Klasse. Jetzt hab ich nasse Haare. Und das bei dem ekligen Westwind. Bin eh schon ganz durchgefroren. Wenn hier nicht bald was Grundlegendes passiert, ziehe ich mit Schnupfen und Husten in den Himmel ein. Na obwohl, Himmel? Vielleicht eher Hölle. Wäre in meinem jetzigen Zustand auf jeden Fall wünschenswert. Schön warm und trocken. Brauchste keinen Fön. So. Sitze wieder. Augenbinde gerade rücken. Besser.

Wie gesagt, drei Tage ist das jetzt her, dass ich nicht mehr weiter wusste. Ich hab mir meinen Resturlaub genommen und mich in meine Bude eingeschlossen. Überall hab ich in den letzten vier Jahren gesucht. Wochenende für Wochenende. Gent, Brüssel, Leuven, Antwerpen. Überall, wo eine Stadt groß genug war, dass es Varietés oder Table-Dance Bars geben konnte. Ich kenne sie jetzt alle. In ganz Belgien. In einigen habe ich sogar Hausverbot, weil ich partout kein Geld ausgeben wollte. In den Niederlanden bin ich gewesen, habe Amsterdam gemessen. Luxemburg ging schnell. Dann hab ich in Deutschland gesucht. In Köln, Düsseldorf, Essen. Fast das gesamte Rhein-Main Gebiet hab ich abgeklappert. Wissen Sie, wie viele Nester es dort gibt? Wenn du denkst, du bist durch, fängst du in Wirklichkeit erst richtig an. Auf Frankreich hatte ich hinterher keine Lust mehr. Also bin ich diesmal einfach hier geblieben, hab mich eingeschlossen, aufs Bett gepackt und an die Decke gestarrt.

Den ersten Tag hab ich komplett durchgepennt. Mann, war das gut! Kein Stress, keine Panik. Gehirn leer. An meine Traumfee hab ich erst beim Aufwachen wieder gedacht. Und ich hab mir gedacht, dass ich die eh nie mehr finde und dass darum jetzt alles egal ist. Scheißegal. Wie gesagt, hab in letzter Zeit bisschen viel gedacht. Als ich fertig war mit Denken, war es fast schon wieder

Abend. Ich hatte Hunger. Also bin ich los. Eine Runde um die Häuser ziehn oder so. Am Yachthafen gibt's 'ne Kneipe mit lecker Fischspezialitäten. Da bin ich rein und hab mir den Bauch vollgeschlagen.

Hinterher hab ich in ein paar Bars in der Langestraat abgehangen. Da, wo jeden Abend laute Musik dudelt, unter der Woche aber kaum jemand hingeht. Paar Jugendliche hier, 'ne Motorradgang da. Irgendwo ganz hinten haben drei spacke Girlis getanzt. Ganz alleine in der leeren Kaschemme. Denen hab ich eine Weile zugeguckt. Würde mich an solche Anblicke wohl notgedrungen gewöhnen müssen, jetzt, wo ich von meiner geliebten Claudine Abschied genommen hatte. Mir war zum Heulen. Nee falsch. Ich hab geheult. Die Mädels haben bloß blöd geguckt. Deswegen bin ich raus aus dem Laden.

Ungefähr um die Zeit, also nachdem ich raus war, hab ich mir beim Mini Mart die erste Flasche Aquavit gekauft. Mit der bin ich dann an den Strand und hab auf den Sonnenaufgang gewartet. Das war gestern. Nee heute. Ganz früh. Also irgendwie um Mitternacht herum. Oben auf die Treppe zur Promenade hab ich mich gesetzt. Dauert ja nicht lang, so eine Nacht, wenn Sommer ist. Und gegen den kalten Wind hat der Aquavit geradezu heroische Arbeit geleistet. Ist eben ein echter Freund. Natürlich kam die Sonne nachher wie immer von hinten. Spielverderber. Keine Ahnung, wo du dich an den Strand setzen musst, wenn du den Sonnenaufgang von vorn sehen willst. Also, den Sonnenaufgang am Meer. In New York müsste das gehen, wenn ich mich nicht irre. Oder auf Kamtschatka. Aber wer braucht schon Sonnenaufgang überm Meer, wenn er Sonnenuntergang an gleicher Stelle kriegen kann?

Jedenfalls bin ich dann langsam zurück geschlendert. Ich war müde, meine Flasche fast leer. Ich wollte ins Bett. Wie ich so die Vlaanderenstraat runter bin, gerade an der Kreuzung Van Iseghemlaan, also gewissermaßen der Sonne entgegen, das Meer im Rücken, kommt von rechts so ein fetter Schlitten angedonnert und biegt vor mir mit quietschenden Reifen ab. Mercedes oder so. S-Klasse. Cabrio. Wär ich nicht gerade mit meiner Flasche an einem Laternenpfahl hängengeblieben, der hätte mich glatt erwischt. Die Pulle hat mir das Leben gerettet! Sage einer was gegen Alkohol. Soweit ich erkennen konnte, saßen ein paar tiefgebräunte Jungs mit Goldkettchen drin. Solche Möchtegern-Zuhälter, die sich wer weiß was auf ihr bisschen Kohle einbilden. Ich hab denen meine Flasche hinterher geschmissen und geschimpft wie ein Rohrspatz.

Da isses passiert. Die Burschen drehen sich lachend nach mir um, aus der übernächsten Querstraße, ich glaub, es war die Kleine Weststraat, kommt ’n Typ auf ’m Fahrrad. Auch aus Richtung Strip-Club. Also von rechts. Eh der bremsen konnte, hatten die ihn schon übern Haufen geplättet und ab durch die Mitte. Mit flinken Hufen vom Acker. Fahrerflucht. Ärsche. Blöd, dass ich schlecht in Nummernschildermerken bin.

Jedenfalls, ich hin zu dem Mann mit dem Fahrrad. Hab schon von weitem gesehen, dass er wohl Glück gehabt hatte. Dicke Jeans, Turnschuhe, Kapuzenshirt. Der Wagen hatte ihn nur seitlich erwischt. Kein Überschlag oder so. Höchstens ein paar Hautabschürfungen, dachte ich. Stückchen seitwärts lag eine zerbrochene Sonnenbrille. Merkwürdigerweise bewegte er sich trotzdem nicht. Ob der Kerl bisschen hart mit dem Kopf aufs Pflaster gebumst war? Ich beugte mich über ihn, zog ihm die Kapuze vom Kopf, um nach etwaigen Wunden zu sehen.

Es traf mich wie ein Keulenschlag. Ich keuchte, hielt mich an einer Regenrinne fest und ging in die Knie. Das, was da lag, das war kein Mann. Das war … ein Wunder der Natur, ein Engel, eine Göttin, meine Königin! Auf allen Vieren kroch ich um sie herum. Ich hatte mich nicht getäuscht. Sie war es. Claudine. Meine Claudine, nach der ich vier Jahre vergeblich gesucht hatte. Na, kein Wunder, dass ich sie nicht gefunden hatte. In so einem Aufzug, fast völlig verhüllt und mit Brille. Hat sie vielleicht doch die ganze Zeit hier und ich …? Wer hätte denn …? Scheißegal. Mein Liebling brauchte Hilfe, wenn sie den Sturz überleben sollte.

Ich beugte mich über sie. Sie atmete. Gott sei Dank. War nur ohne Bewusstsein. Wahrscheinlich Gehirnerschütterung. Ich musste sie irgendwo hinlegen, ein kaltes Tuch auf die Stirn. Bloß wo? Ich konnte sie unmöglich hier auf der Straße … Den Notdienst anrufen? Ach was.

Vorsichtig zog ich das Fahrrad zwischen ihren Beinen vor. Ganz vorsichtig. Die Maschine lehnte ich an die Regenrinne. Dann brachte ich Claudines Körper in eine stabile Seitenlage und betastete ihn. Arme, Beine. Als Maler musst du dich in Anatomie auskennen. Mein vom Aquavit leicht getrübter Verstand sagte mir, dass bis auf ein paar Blessuren soweit alles in Ordnung war. Unter diesen Umständen wäre es wohl das Beste, ich würde sie mit nach Hause nehmen. Dort könnte ich sie gesund pflegen.

Der Gedanke hypnotisierte mich. Claudine daheim in meinem Bett! Die Göttin, die vom Olymp zur Erde herabstieg, um meiner Seele neue Kraft einzuhauchen. Dann war doch noch nicht alles zu spät. Ich erhielt eine zweite Chance!

Behutsam hob ich sie auf. Fragen Sie nicht! Selbst ohne Aquavit im Blut ist es schwierig, jemanden vom Boden hochzuheben, wenn der Betreffende nicht ein bisschen nachhilft. Und Claudine war kein Leichtgewicht. Traumhafte Kurven bestehen eben nicht allein aus Haut und Knochen. Trotzdem schaffte ich es. Mir wuchsen ungeahnte Kräfte. Mit meiner süßen Last im Arm war mir, als schwebe ich. Vermutlich hatte ich es nie zuvor so schnell von dieser Ecke bis zu mir nach Hause geschafft. Keine Verschnaufpause. Nicht mal auf der Treppe.

Erst als die Dame meines Herzens gleichmäßig atmend in den weichen Kissen meiner Bettstatt ruhte, hielt ich einen Moment inne. Meine Königin. Hier bei mir. Wie lange hatte ich auf diesen Anblick gewartet, hatte ihn erträumt? Auch wenn ich mir den Weg in dieses Zimmer, in dieses Bett anders vorgestellt hatte. Vorbei. Vergessen. Vollbracht! Mit Hilfe von ein paar Idioten, die Claudine fast platt gemacht hätten. Vor meinen Augen. Allerdings ließ mich das zu ihrem Retter werden. Ganz sicher würde sie um eine passende Belohnung wissen.

Sie stöhnte auf, kam zu sich. Endlich. Ich warf mich ihr zu Füßen. Ergriff ihre Hand.

„Wie geht es dir, mein Engel?“

„Wo …, au. Mein Kopf.“

„Ach ja, richtig. Hätte ich fast vergessen. Warte. Ich bring dir ein kaltes Tuch für die Stirn.“ Wie ein geölter Blitz raste ich ins Bad, griff mir einen Waschlappen und war Sekunden später wieder an Claudines Lager. „Bitte.“

„Danke.“ Sie hatte die Augen geschlossen, atmete schwer. Hatte sie Schmerzen?

„Tut dir was weh? Brauchst du irgendwas?“ fragte ich.

„Nein, nein.“ Ganz langsam rannen die Worte aus ihrem Mund. „Wo bin ich? Wer bist du? Was …?“

„Psss. Ganz ruhig. Entspann dich. Du hattest einen Unfall. So ein paar Idioten haben dich mit ihrem Auto angefahren und sind dann abgehauen.“ Pause. Sie sagte nichts. „Jetzt bist du bei mir zu Hause. In Sicherheit. Ich weiß ja nicht, wo du wohnst. Fragen konnte ich dich nicht, weißt du …“

„Jaaa. Danke. Reicht. Kannst du bitte leise sein? Mir tut der Kopf weh.“

„Okay. Ich lass dich dann kurz allein. … Oder willst du was trinken?“

„Ja. Bitte.“ Ich ging in die Küche und brachte ein Glas Wasser. Als ich es ihr an die Lippen setzte und half, ihren Kopf zu heben, stockte mir fast der Atem. So schwach war sie. So zart. So zerbrechlich. Ein wertvolles Juwel. In meiner Hand.

„Schlaf jetzt“, flüsterte ich. „Ich pass auf dich auf.“ Erschöpft schloss sie die Lider. Ich erhob mich und ging hinüber zur Staffelei. Ich zog das Laken von der Leinwand. Da stand es, mein Meisterwerk, das unvollendete. Ich blickte zurück zu Claudine. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, traf mich die Erkenntnis. In diesem Moment wusste ich, was meinen Figuren fehlte. Ich hatte das Geheimnis von Meister Delvaux entdeckt! Es gab nur eine Kraft, die Figuren so zum Strahlen bringen konnte wie auf seinen Bildern. Das hatte nichts mit Maltechnik oder Farbe zu tun. Es war, einzig und allein, die Liebe! Delvaux musste alle seine Figuren geliebt haben. Nicht körperlich wahrscheinlich, aber mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens.

Mein Gott, klingt das jetzt pathetisch, werden Sie sagen. Noch dazu, wo ich Claudine vorhin erst miese Schlampe oder so ähnlich betitelt habe. Aber stimmt nicht. Das war sie nicht. Jedenfalls nicht in diesem Moment. In diesem einen kurzen Augenblick war sie nur die Frau, die mich armseligen kleinen Stümper in einen wahren Künstler verwandelte. Durch ihre bloße Anwesenheit, durch ihren Duft, den ich aufsog und der den Aquavit in meinem Blut atomisierte.

Ich griff nach Pinsel und Farbe. Mit wenigen geübten Schwüngen vollendete ich mein Werk. Ich sah zu Claudine, nahm die Liebe, die ich zu ihr empfand, und übertrug sie auf die Leinwand. Im Handumdrehen verwandelte sich mein bis dato totes Gemälde in jene lebendige Landschaft holder Weiblichkeit, die ich mit meinen ersten zaghaften Strichen einst skizziert hatte. Das Bild war im wahrsten Sinne des Wortes zum Leben erwacht. Und die Frau in der Mitte, unverkennbar Claudine, nackt und vollkommen, ein leuchtender Stern. Ich trat einen Schritt zurück. Ja, das war er, mein Durchbruch. Gleich morgen würde ich das Gemälde einem mir bekannten Galeristen zeigen. Damit, und Claudine an meiner Seite, konnte mein Leben neu beginnen!

Ein Schrei riss mich aus meinen Träumen. Ich fuhr herum. Die Göttin saß mit ausgestrecktem Arm aufrecht in meinem Bett und kreischte mit wutverzerrtem, angstvollem Gesicht.

„Was ist das? Bin ich das? Das bin ich. Du perverse Sau, du Arschloch. Wann hast du mich ausgezogen? Hm? Los raus mit der Sprache! Von wegen Unfall.“ Ich wollte mich erklären. Keine Chance. „Bleib wo du bist! Keinen Schritt näher, du Schwein.“ Sie sprang aus dem Bett. Für einen Augenblick schwankte sie. Ich eilte zu ihr, sie aufzufangen. Ein Tritt in den Unterleib bremste meinen Elan. Ich krümmte mich, was mir einen Hieb ihrer gar nicht sanften Faust einbrachte. Haltsuchend torkelte ich rückwärts gegen die Wand. Während ich nach Luft schnappte, fuhr sie ungerührt mit ihrer Tirade fort.

„Was das ist, will ich wissen, du Drecksack? Hast du mich also entführt, um mich hier nackig zu machen, ja? Dir werd ich …“ Ein weiterer Schlag warf mich zu Boden. „Die Schmiererei, die wirst du vernichten, verstehst du?“

„Nein.“

„Dann mach ich’s!“ Claudine griff nach meiner Farbpalette und warf sie gegen die Leinwand. Einen Moment betrachtete sie ihr Werk, dann rannte sie los. Während ich sie in der Küche klappern hörte, zog ich mich langsam an der Wand hoch.

„Claudine, bitte! Du bist meine Muse, meine große Liebe, meine Göttin seit ich dich …“

„Ach, Stalker was? Seit wann biste denn schon hinter mir her, du Sau.“ Sie kehrte mit einem großen Messer zurück. Ich wich erschrocken zum Fenster hin aus. Sie ignorierte mich, trat vor die Leinwand, hob das Messer …

„Nein!“ Ich nahm all meinen Mut zusammen, stürzte auf sie zu, versuchte, ihr das Messer zu entwinden. „Bist du wahnsinnig? Das ist unser neues Leben. Unsere Zukunft!“

„Auf deine Zukunft pfeif ich!“ geiferte sie zurück. „Weißt du, wie schwer es ist, als alleinstehende Mutter zwei kleine Racker großzuziehen? Weißt du, wie Scheiße schwer es ist, dafür jede Nacht in irgend so einem blöden Club Kerle anzubaggern? Aber ich sag dir was: Das ist mein Leben. Und in dem Job verdienste mehr als in manch anderem. Mehr als du mit deinem Gekleckse allemal. Ich lass mir meine Zukunft mit meinen Kindern nicht von dir Spinner … au! Verdammt, pass doch auf!“

Endlich war es mir gelungen, ihr das Messer abzunehmen. Mein Bild war gerettet. Die paar Farbspritzer von vorhin ließen sich reparieren. Da drohte schon

das nächste Ungemach. Sie hatte ein Feuerzeug aus ihrer Hosentasche gezogen und hielt es unter die Leinwand.

„Eh verdammt, hör auf! Das hab ich für dich gemalt, wir könnten gemeinsam …“

„Leck mich! Es gibt kein wir. Erst verschwindet das Bild, dann verschwinde ich. Capito? Und wehr dich nicht ständig. Gegen mich hast du Hänfling sowieso keine Chance. Ich mach Kampfsport.“

All meine Bemühungen, ihre Zerstörungswut zu bremsen, fruchteten nicht. Ja, sie war eine Göttin. Eine Göttin der Verwüstung. Lege dich nie mit Naturgewalten an!

Wie durch ein Wunder fingen Farbe und Leinwand nicht sofort Feuer. Suchend flog ihr Blick durch mein Schlafzimmer.

„Claudine, bitte!“ flehte ich sie an. Zu spät. Sie hatte das Raumspray entdeckt. Veilchenduft. Sie erinnern sich? „Nein!“ Im Nu brannten Leinwand und Staffelei. In einem letzten verzweifelten Versuch rammte ich die Teufelin. Sie ließ nicht locker. Der Strahl ihres Flammenwerfers peitschte über meine Bettdecke. Der trockene Stoff fing sofort Feuer. Wir kugelten über den Boden. Ich glaubte, sie endlich in meiner Gewalt, als der letzte Feuerstoß mir direkt in die Augen schoss. Schreiend sackte ich zur Seite. Undeutlich und der Ohnmacht nahe merkte ich, dass sie aufstand und nach draußen rannte. Die Tür knallte. Selbstverständlich hatte ich nicht abgeschlossen.

Ich kroch auf allen Vieren in den Flur, während um mich herum das Inferno tobte. Zum Glück hatte ich mir irgendwann von einem Kumpel einen Feuerlöscher aufschwatzen lassen. Mit letzter Kraft riss ich das rote Ding von der Wand. Mit zugekniffenen, schmerzenden Augen zu löschen, ist ein mühsames Geschäft. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich die Flammen unter Kontrolle hatte. Mein ganzes Schlafzimmer bestand aus rauchenden schwarzen Trümmern. Jedenfalls soweit ich das, halbblind wie ich war, beurteilen konnte. Am Schlimmsten hatte das Feuer allerdings meinem Bild und der Staffelei zugesetzt. Ein paar verkohlte Latten. Toll.

Den Rest kennen Sie. Ich ins Bad. Die Sache mit der Salbe. Finito. Mein Lebenswerk? Vernichtet. Wahrscheinlich auch die meisten Skizzen. Sehen kann ich sie nicht mehr. Nie wieder. Selbst wenn sie nicht verbrannt wären. Und ich

bin leider kein Paul Delvaux, der sogar ohne Augenlicht weiter malen konnte. Ein Besessener! Wie ich. Hatte nur mehr Glück mit den Frauen. Egal. Vorbei. Die Flut ist da. Zeit, Lebewohl zu sagen.

Pfffftfff. Blaks. Ist das eklig. Salzwasser in der Nase. Und da behaupten manche Leute, das wär ein Hausmittel gegen Schnupfen. Pervers! Meine Augenbinde rutscht. Blödes Wasser. Aua. Brennt das! … Moment mal. Da ist was. Augenblick! Bleiben Sie! Ich mach die Lider einen ganz kleinen Spalt … Geil, ja. Ptfff. Äks. Bah. Ich kann Wellen erkennen. Und da hinten … Ptfff. … Moment, ich versuch, auf die Beine zu kommen. Wieso gibt der Sand nach? Dämlicher Sand. Egal. Bleib ich sitzen. Das da hinten, ist das ein Schiff? Hallo? Wo sind Sie hin? Keiner da? … Pffff. … Führ ich hier Selbstgespräche oder was? Egal. Bleiben Sie, wo der Pfeffer wächst. Hauptsache, das Schiff ist da. Ich kann es sehen! Verschwommen, ja, aber: Ich kann es sehen! Umdrehen. Langsam. Langsam. Ist mir schlecht. … Gut. Augen zu. Augen auf! Okay. … Juchu. Pfff. Blach. Könnte mal jemand die Wellen abschalten? Ach so, ist ja keiner mehr da. Feiglinge. … Okay. Ruhe bewahren. Konzentrieren. Tatsache. Da sind die komischen roten Blechtüten. Ich seh sie! Keine Täuschung. Entwicklungsfähig. Und dahinter die Hotelkästen von Oostende! Meine Stadt. Meine wunderbare Stadt! Halleluja! Halleluja.

Ich bin nicht blind. Jetzt wird alles wieder gut. Claudine! Ich komme. Ich komme zu dir! Ich schaff's. Ich kämpf mich zurück, jetzt, wo ich wieder sehen kann! Und dann erklär ich dir alles. In Ruhe. Bei einem Gläschen Champus. Ptff. Blaks. Wieso gibt der Sand nach? Pffmrgh … Claudine …

Wenn das kein Grund zum Feiern ist!

„We all following a strange melody, …" (The Piper, ABBA)

Zur Erinnerung an den Rattenfänger von Hameln

Sie kamen von den Bergen im Süden. Aus Tälern, Städten, Dörfern. Aus den Ebenen des Nordens strömten sie zusammen. Von entlegenen Inseln. Über Felder und durch Wälder wehte ihr fröhliches Lachen. Viele von ihnen nahmen weite Wege in Kauf. Von Osten und Westen reisten sie an. Im Auto, mit Bussen, Bahnen oder per Schiff. Auf Fahrrädern oder zu Fuß pilgerten sie ihrem Ziel entgegen. Nicht wenige kamen im Flugzeug aus fernen Ländern.

Überwiegend Mädchen. Junge Frauen. Selten ältere. Seltener Männer. Sie alle trieb ein Klang. Eine Melodie. Seine Melodie. Seine Stimme. Sein Lied. Ein Lied, das seit Kurzem aus allen Lautsprechern tönte, auf allen Kanälen dudelte und seinen Weg rund um den Globus mit goldenen Schallplatten pflasterte. Alle trugen sie Taschenlampen, Wunderkerzen, Feuerzeuge und ähnliches bei sich.

„Lasst euer Licht für mich leuchten!" hatte er ihnen zugerufen. Sie zögerten nicht, Folge zu leisten. Die Frauen und Mädchen strahlten vor Glück, vor Erwartung. Es sollte ihnen vergönnt sein, dem Unerhörten beizuwohnen. Sie hatten Fortuna herausgefordert. Ihnen war das schier Unmögliche geglückt. Jede von ihnen hatte eine der heiß begehrten Karten ergattert, geschenkt bekommen oder bei diversen Preisausschreiben gewonnen. Eine von weniger als fünfzehntausend Eintrittskarten weltweit!

Denn: Ihr Liebling würde in diesem Jahr nur ein Konzert geben. Nur in dieser Stadt, an diesem Abend, in dieser Halle. Ein einziges Konzert. Er arbeite hart an seinem neuen Album, hieß es. Deshalb könne er keine große Tournee … Noch nicht. Später vielleicht. Mit der fertigen Scheibe. Er unterbreche die Studioproduktion zu diesem Zeitpunkt unter Schmerzen, vermeldete sein Verlag. Einzig und allein seinen treuen Fans zuliebe, die sich nach ihm sehnten, nach ihm verzehrten. Er suche deren Nähe. Zuspruch. Körperkontakt. Zur Inspiration. Um all ihre Wünsche und Träume einzufangen und anschließend in sein einsames Studio mitzunehmen.

Und um den Verkauf seines Songs anzukurbeln. Selbstverständlich. Das hätte der Künstler freilich nie im Leben zugegeben. Nicht freiwillig! Immer wieder betonte er, wie sehr ihm jeglicher Kommerz zuwider sei. Nur die Liebe …

Was durchaus der Wahrheit entsprach, soweit es sich um sein persönliches Empfinden handelte. Vielmehr bestand seine Managerin darauf. Auf dem Kommerz. Auf ihrer klug eingefädelten PR-Kampagne. Auf dem Konzert. Auf den damit verbundenen Nachrichten im Netz, den Radiointerviews, Schlagzeilen, Bildern. Sie wusste: Das Volk liebt Helden zum Anfassen. Fernsehstationen brauchen Ereignisse, Teenager Idole. Kein Mensch kauft Platten oder bezahlt für Songs im Netz, allein einer zuckersüßen Stimme wegen. Außer vielleicht ein paar unverbesserliche Idealisten. Aber von denen kann keiner leben.

Zähneknirschend hatte der Star zugestimmt. Er hasste Menschenaufläufe. Er hasste die kreischenden Gören. Er hasste das verlogene Getue, mit dem er sich diesem Pöbel anbiedern musste. Grinsend von einem Ohr bis zum anderen. Handküsschen werfend und verschwitzte Unterwäsche oder schlimmer, Teddybären, in Empfang nehmend. All diese Rituale fand er so eklig, abartig, barbarisch.

Er konnte nichts dagegen tun. Es stand in seinem Vertrag. Außerdem wollte er Erfolg haben. Mit seiner Musik, die er liebte. Nicht des Geldes wegen. Um Reichtum ging es ihm nicht. Nein, er brauchte das Geld, um sich damit seine Freiheit zurückkaufen zu können. Hätte er erst dauerhaften Erfolg, würde der Verlag schon nach seiner Pfeife tanzen. Glaubte er. Und die Managerin. Genau wie die Verrückten da draußen. Wer Geld verdient, bestimmt wo‘s lang geht! Folglich musste er verkaufen. Seine Musik und sich selbst. Also stimmte er zu. Unter einer Bedingung. Ein bisschen Spaß müsse drin sein. Für ihn persönlich. Das sei das Mindeste. Zur Erholung von den Strapazen auf der Bühne. Zwischendurch. In der Pause. Backstage. Oder hinterher im Hotelzimmer. Am besten sowohl als auch.

Die Managerin übermittelte ihm das „Okay!“ der Chefetage. Sie kümmerte sich um ein passendes stimmungsvolles Ambiente in den betreffenden Räumen. Girlanden, Kerzen, Lampions, Stofftiere, bunte Vorhänge, weiche Kissen. Kuscheldecken. Die Fans würden es lieben. So stellten sie sich ihren Star vor. Romantisch. Verspielt. Zärtlich.

Ein Gerücht kam auf. In Windeseile verbreitete es sich. Von Mund zu Mund flog die Nachricht. Die Mädchen kreischten, fielen in Ohnmacht. Ein paar Jungs schmollten neidisch. Das Gedränge an den Eingängen vervielfachte sich.

Seine Einladung, hieß es, richte sich an die Treuesten der Treuen. An die ersten tausend Frauen in der Halle. Ungefähr. Wer Glück habe, wurde verbreitet, könne ihm in dieser Nacht helfen, seine Träume zu leben. Feiern, Spaß haben. Die Security sei angewiesen, geeignete Kandidatinnen anzusprechen und etwa zwanzig von ihnen in Bühnennähe zu platzieren. Auf dass der Meister seine exklusive Wahl treffen könne.

Es wurde ein grandioses Konzert. Vorband: blutjunge Newcomer. Ziemlich hipp, ziemlich frech. Nette Lichtshow.

Dann kam er. Er! Der Lärm seiner Fans schwoll zu Orkanstärke. Die Scheinwerfer rotierten extrovertiert. Nebelmaschinen, Feuerwerk, Knalleffekte. Die Mädchen entzündeten ihre Lampen, Feuerzeuge und Wunderkerzen. Rauchmelder und Sprinkleranlage waren von den Veranstaltern vorsichtshalber abgestellt worden. Sie hatten genügend Feuerwehrleute geordert, die überall nach dem Rechten sahen.

Charmant spulte der Star sein Programm herunter. Ältere, unbekannte Songs aus seiner Schülerband-Zeit, bekannte Coversongs zum Mitsingen. Ein Mix, langweilig aber unvermeidlich für jemanden, der gerade frisch die Charts gestürmt hatte. Mehr konnte er im Moment einfach nicht bieten. Mehr erwartete niemand. Er stand am Beginn seiner Karriere. Pause.

Seine Fans waren selig. Und gespannt, denn der Hit, der sie alle in der Arena zusammengeführt hatte, sollte später folgen, als Höhepunkt des Abends. Der Verlag machte aus seiner Not eine Tugend. Während sich ihr Held Backstage auf den Mega-Hit vorbereitete, heizte eine zweite Nachwuchsband den euphorisierten Leuten ein. Diese Dramaturgie schien zwar manchem ungewöhnlich. Sie trug jedoch zum einmaligen Flair des Abends bei und erlaubte es dem Verlag, gleich mehrere vielversprechende Talente vor breitem Publikum zu testen.

Geradezu im siebten Himmel fühlten sich jene acht Teenager, die ihrem Helden in seine „Chillout-Area“ folgen, ihm für eine knappe halbe Stunde backstage hautnah kommen durften. Er empfing sie mit Champagner, plauderte locker und ließ sie seine Muskeln sehen. Und die bunten Shorts. Denn trotz ihres Besuches schlüpfte er mit Hilfe seiner Garderobiere aus dem heißen Bühnen-

outfit, machte sich ungerührt frisch und ließ vom Maskenbildner das Makeup auf Vordermann bringen. Dann schickte er die beiden Helfer weg.

Er machte einen Scherz. Die Ladies quietschten. Die drei albernsten Hühner warf er raus. Er fragte nach dem Alter der Verbliebenen. Zwei weitere wurden verabschiedet. Blieben drei. Und noch knapp fünfzehn Minuten bis zur Rückkehr in die Arena. Genug Zeit für einen Quicky. Zur Einstimmung auf ihr Date nachher im Hotel.

Er hatte gut gewählt. Alle drei schienen nicht abgeneigt. Küsschen, Küsschen. Eine begann, sich auszuziehen. Die Zweite hielt mit. Ihr Star zog blank. Sie kreischten. Entschlossen verriegelte er die Tür. Seine Managerin hängte von außen ein kleines Schild an die Klinke: „Don't disturb! Bitte nicht stören!"

Irritation.

Hippelig kaute die Dritte auf ihren Nägeln. In geschlossenen Räumen bekäme sie Angstzustände. Und überhaupt. Sie hätte nicht gedacht, dass er es ernst meine.

Gezicke.

So habe sie sich die Sache mit dem Backstage Pass nicht vorgestellt.

Hysterie.

Sie müsse raus, schrie sie und begann an der Tür zu rütteln, am Schlüssel zu drehen. Er klemmte.

Panik.

Zehn Minuten bis zum Auftritt. Die Stimmung kippte. Was tun? Er blies zum Rückzug. Die beiden nackten Hühner gackerten enttäuscht. Er riss sich von ihnen los, stürzte zur Tür, packte die Tobende, schlug ihr die Hand vom Schlüssel.

Krack. Abgebrochen. Sch… Ihr Keifen steigerte sich zum Schreikrampf. Wenn das draußen jemand mitbekam! Er wollte ihr den Mund zuhalten, sie beruhigen. Die anderen Mädchen halfen, drückten ihre Freundin in die weichen Kissen der Sitzecke. Sie schlug um sich, strampelte, traf ihn mit dem Fuß am Kinn. Er taumelte zurück. Halb betäubt zerrte er strauchelnd das bunte Papierdeckchen vom Tisch. Gleich drei brennende Kerzen flogen in hohem Bogen durchs Zimmer. Eine Girlande fing Feuer. Der zarte, pinkfarbene Vorhang über der Stehlampe, die Abschminktücher im Papierkorb.

Gigantische Stimmung im Saal. Die Pausenband machte ihre Sache tadellos. Laut. Mitreißend. Sympathisch. Die Jungs von der Feuerwehr gingen voll mit. Endlich mal ein Job, der Spaß machte. Verlagsmanagement und Talentscouts beobachteten konzentriert die Reaktionen des Publikums. Eine Praktikantin notierte eifrig jede Bemerkung.

Einzig der Maskenbildner hatte nach kurzem die Nase voll. Er stand auf härtere Sachen. Nicht so Teenagergedöns, wie er sich ausdrückte. Angeekelt betäubte er seinen Ärger an der Bar mit Wodka, ging nach draußen hinter die Halle und zündete sich eine Zigarette an.

Die Abendluft tat gut. Irgendwo knallte es. Glassplitter prasselten auf den Asphalt. Der Mann sah sich um. Zu dunkel. Er konnte nichts erkennen. Hier hinten hatten die Planer an Lampen gespart. Idioten. Was machte er sich Gedanken? Ging ihn nichts an. Wahrscheinlich ein Stein. Ein Dummer-Jungen-Streich. Oder ein Fan, der keine Karten mehr bekommen hatte.

Ihm fröstelte. Er glaubte, Stimmen zu hören. Schreie. Sah aber niemanden. Merkwürdig. So viel hatte er gar nicht getrunken. Oder war etwas in dem Kraut, das er rauchte? Eine neue Mischung. Klar. Probierte er heute zum ersten Mal. Taugte nichts. Schmeckte grässlich. Roch pervers. Absolut pervers. Dazu der fette Qualm!

Es dauerte eine Weile, bis der angetrunkene Maskenbildner mitbekam, dass der Rauch nicht allein seiner Kippe entsprang. Suchend drehte er sich erneut um. Er kniff die Augen zusammen. Da. Ein schwacher Lichtschein. Im ersten Stock. Ein Flackern. Es kam aus einem schmalen Spalt, einem der vergitterten Garderobenfenster. Dazu Rauch. Dicke Schwaden. Das musste das Fenster sein, das vorhin klirrend gesplittert war. Moment. Ein Garderobenfenster? Das Garderobenfenster? Im Nu wurde ihm die Tragweite seiner Entdeckung bewusst. Schreiend rannte er zurück in die Arena. Unterwegs schlug er einen Feuermelder ein und drückte den Alarmknopf. Die Sirene sprang an. Verunsichert brachen die Jungs auf der Bühne ihren Auftritt ab. Der Ruf:

„Feuer, Feuer! Rette sich wer kann!“ verbreitete sich schneller als die Flammen. Bevor der Einsatzleiter der freiwilligen Feuerwehr auch nur einigermaßen mitbekam, worum es genau ging, herrschte bereits das größte Durcheinander. Alle fünfzehntausend Besucher drängten nach draußen. Gleichzeitig. Den Rettungskräften wurde es völlig unmöglich, sich gegen den Strom zu den

Eingeschlossenen vorzukämpfen. Wer fiel, wurde niedergetrampelt. Einige besonders zarte Feen zerquetschte die kopflose Menge einfach. Unabsichtlich. Niemand bemerkte es. Ihre leblosen Körper wurden mit hinaus gespült. Erst dort, wo sich die kreischenden Flüchtlinge in alle Windrichtungen zerschlugen, sanken ihre blutüberströmten Kadaver zu Boden. Die Arena brannte bis auf die Grundmauern nieder.

Nach Abschluss der polizeilichen Ermittlungen lud der Oberstaatsanwalt zur Pressekonferenz. Die schonungslose, öffentliche Rechenschaftslegung wurde von allen großen Sendern live übertragen. Quintessenz:

Individuelles menschliches Versagen! Das Feuer sei durch Verstöße des toten Künstlers gegen mehrere Brandschutzbestimmungen ausgelöst worden. Eine Mitschuld träfe aber auch den Maskenbildner. Er habe seinen Arbeitsplatz unsachgemäß verlassen. Und als er das Feuer bemerkte, habe er nicht den korrekten Meldeweg über die Leitstelle eingehalten. Weswegen die Massenpanik überhaupt erst ausbrechen konnte. Sein Verfahren sei daher von den übrigen abgetrennt worden. Ihm drohten eine mehrjährige Haftstrafe und Schadensersatzforderungen der Hinterbliebenen in Millionenhöhe.

Alle anderen wurden freigesprochen. Hallenmanagement und Veranstalter verwiesen voller Stolz auf die Tatsache, dass es allein dem ausgefeilten Notfallkonzept, einer perfekt funktionierenden Zusammenarbeit der Sicherheitspartner, den modernen, nach außen schwingenden Toren der Arena und zahlreichen zusätzlichen, gut ausgeschilderten Fluchtwegen zu verdanken sei, dass es im Gefolge der Massenpanik kaum mehr als drei Dutzend Toten gegeben habe.

Die Rate der tödlich Verunglückten betrage mithin gerade mal nullkommazwovier Prozent. Ein ausgezeichneter Wert! Weniger als an manchem Wochenende bei Autounfällen auf dem Heimweg von der Diskothek, lobte der Ober-staatsanwalt. Alle Verantwortlichen hätten sich nachweislich tadellos verhalten.

Die Versicherung bereinigte die entstandenen wirtschaftlichen Schäden anstandslos und unbürokratisch.

Der Musikverlag zog ebenfalls eine positive Bilanz. Kein Wunder. Der Klang, dem all die vielen Frauen und Mädchen gefolgt waren, die Melodie, seine Melodie, seine Stimme, sein Lied, ertönte fortan häufiger denn je. Die ganze Welt brach in Trauer aus. Das viel zu früh so tragisch dahingeschiedene Genie ging als One-Hit-Wonder ins kollektive Musik-Gedächtnis der Menschheit ein. Die Verkaufszahlen seiner Platte wuchsen ins Unermessliche.

Für seine letzten Kompositionen, die halbfertigen Studio-Songs, gewann die Geschäftsführung natürlich einen neuen Sänger. Es war der Frontmann der Pausenband. Auch diese Titel verkauften sich ausgezeichnet und warfen satte Gewinne ab. Die Börsenkurse des Unternehmens stiegen. Am Ende des Jahres konnte die Buchhaltung eine rundum erfreuliche Entwicklung konstatieren. Und das auf diesem hart umkämpften Markt!

Weswegen das interne Weihnachtsrundschreiben der Managerin an ihre Mitarbeiter mit geradezu überschwänglichen Worten endete:

„Danke, danke, danke! Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Frohes Fest.“

Sein großes Comeback

Gewidmet einer der schönsten Städte Europas

Mario Carlotti stand am Geländer und schaute in den Abgrund. Unglaublich tief ging es hinunter. Wer hier stürzte, hätte keine Chance. Das Tal, die gewaltigen Mauern, die die schroffen Felswände krönten, und die malerische Altstadt von Luxemburg faszinierten ihn. Ganz zu schweigen vom Treiben auf den Brücken.

Überall hingen Fähnchen. Ein paar Techniker waren dabei, riesige Lautsprecher-Batterien aus einem Transporter zu hieven und an einen Baukran zu hängen. Am nächsten Tag, so hatten sie Carlotti auf seine Frage erklärt, würden die Luxemburger ihren Nationalfeiertag begehen: den Geburtstag des Großherzogs. Gegen Mitternacht gäbe es deshalb ein Feuerwerk mit Musik über den Kasematten. Und weil auf den Übergängen zur Innenstadt die besten Plätze für Schaulustige seien, würden direkt daneben die Beschallungsanlagen installiert. Sehr schön.

Mario Carlotti war nicht zum Feiern zumute. Eigentlich hatte er das Wochenende im Großherzogtum nutzen wollen, um sich endlich gründlich mit Giannina zu versöhnen. Ein bitter nötiger Schritt. Immer häufiger hatten ihn zuletzt ihre häuslichen Dispute an den Rand des Wahnsinns getrieben. So konnte er nicht arbeiten.

Seine Erfolgsquote der vergangenen Monate war unter aller Kanone. Seine Bücher verkauften sich schlecht, die Kreativität des vormaligen Starkomikers hinkte. Dass ihm die RAI, Italiens öffentlich-rechtlicher Rundfunk, letzte Woche seine Sendung kündigte, Knall auf Fall und ohne Vorwarnung, hatte das Fass zum Überlaufen gebracht. Die Fernsehfritzen in Rom konnten ihn alle mal kreuzweise.

Carlotti würde sich eine Auszeit gönnen. Gelegenheit, die Sache mit Giannina zu regeln und, wenn es mit der Versöhnung klappen sollte, ihr eine gemeinsame Weltreise anzubieten. Oder wenigstens ein paar Wochen auf einer einsamen Insel, wo sie niemand kannte. Kuba beispielsweise. Ausspannen, Kraft tanken, neue Ideen sammeln.

Luxemburg mit seinen romantischen Gässchen und den guten Restaurants schien für so einen Neubeginn der perfekte Platz zu sein. Der Komiker hatte sich extra ein paar neue Gags einfallen lassen, um seine Frau endlich einmal wieder lachen zu sehen. So als Einstimmung in dieses Wochenende. Angekommen im Hotel, begann er mit der üblichen Akribie, seine Show aufzuziehen. Auf dem Höhepunkt sollten Champagner-Korken knallen.

Aber so weit kam es gar nicht erst. Anstatt sich auf sein Spielchen einzulassen, machte Giannina ein Mordsfass auf, schrie hysterisch, warf ihm einen Kleider bügel an den Kopf und rannte heulend aus dem Zimmer. Kapierte die dumme Kuh nicht, dass er sie trotz all des Theaters liebte? Er fragte sich ernsthaft, wieso eigentlich? Wieso tat er sich das an?

Es ergab alles keinen Sinn. Der Job? Er würde es wohl nicht mehr schaffen, zurück auf den Gipfel des Ruhms. Oder? Was gäbe er darum, sein Konterfei einmal noch auf der Titelseite einer großen Tageszeitung zu sehen! Eine Schlagzeile mit seinem Namen!

Carlotti grübelte. Irgendein großer Coup müsste es sein. Etwas, das nicht jeder zu bieten hatte. Spektakulär. Mit Knalleffekt. Vielleicht würden sich damit sogar die Idioten von der RAI umstimmen lassen, wegen seiner Sendung. Eine klitzekleine Chance auf ein Comeback sollte reichen, um es allen zu zeigen. 30 Jahre Berufserfahrung ließen sich nicht so einfach wegwischen.

Die Ehe allerdings war nun endgültig im Arsch. Da ließ sich nichts mehr kitten. Das Dumme daran: Wenn er sich scheiden ließe, wäre er zu allem Überfluss die Reste seines ohnehin schrumpfenden Vermögens los. Unwiederbringlich. Dann könnte er sich auch gleich einen schattigen Platz unter einer Brücke am Tiber suchen. Der große Carlotti als Penner in der ewigen Stadt! Nein, den Triumpf wollte er seinen Neidern nicht gönnen. All diesen halbgewalkten „Stand Up Comedy"-Fuzzis mit ihren Witzen weit unter der Gürtellinie. Gott, was würden die sich die Mäuler zerreißen. Denn eins war klar, wenn Giannina etwas machte, tat sie es gründlich. Noch nicht mal eine billige Nutte würde er sich leisten können, wenn seine Frau ihn erstmal ausgeschlachtet hätte.

Nur, mit ihr weiter leben? Illusion. Eine Seifenblase, die in diesem idyllischen Kaff hier geplatzt war. Irgendwie ging in letzter Zeit alles schief. Vielleicht wäre es besser, einen endgültigen Schlussstrich zu ziehen. Die Brücke, auf der er stand, war ziemlich hoch. Ein Sprung und er hätte es hinter sich. Alles.

Blödsinn. Der Komiker schüttelte sich. Selbstmord war etwas für Feiglinge, nicht für ihn. Über Mario Carlotti riss der Himmel auf. Es wurde wärmer. Carlotti bekam Durst. Und Lust. Lust, ein paar Leute zu erschrecken. Einfach so. Irgendwie konnte er nicht leben, ohne einen guten Spaß. Also griff er in seine Jackentasche, zog den Revolver heraus und steckte ihn sich in den Mund. Sollte eigentlich für eine Schlagzeile in der hiesigen Boulevardpresse reichen.

Giannina erkannte ihren Mann schon von weitem, als sie mit dem Wagen auf die Brücke einbog. Er stand auf der anderen Straßenseite und steckte sich … Oh Gott! War der Kerl verrückt geworden? Sie hatte vorhin überreagiert. Logisch. Seit dreißig Jahren die immer gleichen blöden Witze. Als er damit im Hotelzimmer anfing, hatte sie sofort gestrichen die Nase voll gehabt. Sie hatte sich auf die Aussöhnung gefreut. Idiotischer Weise liebte sie diesen Looser. Für den Trip nach Luxemburg hatte sie sich extra neue Reizwäsche zugelegt. Es sollte ein wirklicher Neubeginn werden. Genau so, wie er sich das wohl vorgestellt hatte. Und dann begann er, irgend eine alberne Nummer abzuziehen. Das hatte sie geärgert.

Eigentlich war sie nur an die Bar gerannt, um sich einen Ramazotti einzuhelfen. Als sie zurück kam, um sich zu entschuldigen, fand sie ihr Zimmer leer. Giannina ging sofort auf, dass da etwas nicht stimmte. Zu viel lief ihrem Mario zuletzt aus dem Ruder. Er war dünnhäutig geworden. Deshalb hatte sie sich sofort ins Auto gesetzt und sich auf die Suche nach ihm gemacht. Dass er aber gleich an Selbstmord dachte?

Die Frau trat aufs Gaspedal. Vielleicht erreichte sie ihn rechtzeitig. Hupen? Bloß nicht. Womöglich erschreckte er sich und drückte versehentlich ab. Da. Jetzt gab es eine Lücke im Gegenverkehr. Sie zog das Lenkrad herum.

Ausgerechnet in dem Moment setzte der Transporter, der die Lautsprecher gebracht hatte, zurück. Er steuerte direkt auf Gianninas Wagen zu. Sie bekam Panik, ihr Wagen brach aus.

Mario Carlotti war enttäuscht. Nicht einmal in diesem mickrigen Ländchen, diesem winzigen Farbkleks auf der Landkarte, schien sich jemand für ihn zu interessieren. Die Techniker vertäuten ungerührt weiter ihre Lautsprecher. Keine Paparazzi. Nichts. Die Welt hatte ihn bereits vergessen. Carlotti drückte ab.

Das Wasser der Spritzpistole rann angenehm durch seine Kehle, löschte seinen Durst. Das tat gut. Die kleine Erfrischung würde reichen, um es zurück bis zum Hotel und an die Bar zu schaffen. Vielleicht hatte sich Giannina inzwischen wieder eingekriegt und sie konnten das Wochenende von vorn beginnen. Erneut drückte er ab. Reifen quietschten. Entsetzt blickte er sich um.

Ein Wagen kam auf ihn zugeschossen. Sein Wagen! Am Steuer seine Frau. War die Alte verrückt geworden? Wollte sie ihn umbringen? Mario Carlotti blieb keine Gelegenheit, weiter zu denken. Giannina schleuderte im Kreis. Das Auto kippte und flog sich überschlagend direkt auf den Komiker zu.

Am nächsten Tag brachten es die meisten italienischen Blätter als Aufmacher. Großformatige Fotos. Das Loch im Brückengeländer, das ausgebrannte Fahrzeug. Manche zeigten die beiden verkohlten Leichen. Viele die Spritzpistole. Und natürlich ausnahmslos alle sein Porträt, Grimasse schneidend, wie man ihn kannte. Die Schlagzeilen überschlugen sich:

„Seine letzte Pointe: Meister des schwarzen Humors nebst Gattin vom eigenen Auto in den Abgrund gerissen!“

„Untergang im Flammenmeer! Wollte er die Wasserpistole zum Löschen benutzen?“

„Mario Carlotti, der größte Komiker aller Zeiten, verlässt mit einem Feuerwerk die Bühne!“

Es erübrigt sich zu bemerken, dass die RAI sofort eine Programmänderung vornahm, eine Sondersendung einschob und von Stund an sämtliche Folgen der „Mario Carlotti Show“ wiederholte. Ihre Einschaltquoten explodierten. Ein Comeback, wie es im Buche stand!

Überraschende Wenden

Wellenrausch

Nach einer wahren Begebenheit

Wustrow. Fischland Darß. Die Ostseewellen schwappten sanft an den Strand. Katharina schloss ihre Augen. Sie genoss das Geräusch und den kühlen Wind. Es war kein Rauschen, es war ein Rausch, der durch ihre Gedanken und Gefühle spülte.

Sie hatte den heutigen Tag akribisch vorbereitet. Ihren Tag! Dieser kleine Bericht, den sie heute für den NDR mit ihrem Team zu Ende drehen und noch am Abend schneiden würde, konnte ihr Durchbruch sein. Ihr Durchbruch als „Autorin" oder „Realisatorin" wie TV-Journalisten neuerdings genannt wurden. Wenn dieses Filmchen, zu dem sie ihren Redaktionsleiter überredet, … pardon, von dem sie ihn überzeugt hatte, also wenn das ein Knüller würde, dann hätte sie es geschafft. Dann gehörte sie zur Redaktion. Als festes Mitglied. Endlich. Nach Jahren der Entbehrungen bei Studium, Volontariat und diversen Praktika. Der Schritt auf den freien Markt. Der Kampf um Anerkennung. Wenn das heut so gut funktionierte wie gestern, dann stand dem Beginn einer großen Karriere nichts mehr im Weg.

Es war ein dankbares Thema, das sie zu diesem Zweck recherchiert hatte: Es ging um den Neustart der mecklenburgischen Tourismusbranche nach der Pandemie. Es gab jede Menge Für und Wider, Kritiker und Befürworter. Gestern hatte sie bereits etliche Interviews geführt, Meinungen von Bürgern eingefangen, idyllische Kneipen und Hotels ins Bild setzen lassen. Ihr Team hatte vollen Einsatz gezeigt. Kamerafrau und Assistent wussten, wie wichtig ihrer jungen Kollegin dieser Film war. Weswegen sie sich nicht schonten. Selbst die Idee, heute fast mitten in der Nacht aufzustehen, um einen symbolträchtigen Sonnenaufgang als künstlerischen Rahmen der Geschichte zu filmen, hatten sie ohne zu murren akzeptiert. Also sagen wir mal so: Sie murrten nur leise.

All das wusste Katharina. Und sie wusste es zu schätzen. Deshalb war sie gestern Abend extra noch einmal unterwegs gewesen, um den optimalen Kamerastandpunkt zu suchen. Und präzise an der von ihr bestimmten Stelle stemmte nun ihr müdes Team das Stativ in den Ostseesand. Die Kamerafrau winkte Katharina, einen Blick auf den für sie bereitgestellten Monitor zu werfen,

ob das Bild ihren Vorstellungen entspräche. Katharina war begeistert. Genau so! Sonnenaufgang am weiten Horizont! Ranfahrt aus der Totale in eine bombastische Nahaufnahme. Blinkende und glitzernde Wellenkämme vor strahlendem Feuerball. Quasi ein virtueller Flug über die schimmernde Wasseroberfläche, einer glänzenden Zukunft der Tourismusbranche entgegen. Oder so. Aber natürlich erst, wenn ihre Protagonistin, die Sonne, in dieser Kulisse auftauchen würde. Momentan zeigte das Bild nur eine weite, dunkle Wasserfläche. Fein.

Großzügig gestattete die angehende Star-Reporterin ihrem Assistenten, die Zeit bis dahin zu nutzen, um einen sauberen Ton der entspannenden morgendlichen Strandatmosphäre aufzunehmen: Wellen, Wind und ein paar vom Kamerateam zu früh aus dem Schlaf geschreckte Möwen, die sich lautstark über die Störung beschwerten.

Katharina blickte zur Uhr. Wenn die Angaben der gestrigen Zeitung stimmten, musste die Sonne jeden Augenblick genau dort hinten am Horizont auftauchen. Ihr Herz klopfte. Das Blut pulsierte in ihrem Kopf ob der zu erwartenden Schönheit. Erneut wurde aus dem Rauschen ein regelrechter Rausch. In immer kürzeren Abständen jagte er ihr kleine Schauer über die Haut. Glücksschauer. Sie bekam eine Gänsehaut. Wobei letzteres auch an der morgendlichen Kühle liegen konnte.

Merkwürdigerweise ließ die Sonne auf sich warten. Der Assistent blickte skeptisch zu seiner Chefin.

„Biste sicher, dass die Uhrzeit in der Zeitung für den heutigen Tag gilt?“

„Klar. Ganz sicher. Schau mal, die Dämmerung ist schon im Anmarsch.“

„Hm. Aber wenn die Sonne noch eine Weile braucht, hätte ich eine halbe Stunde länger schlafen können.“

„Wart’s ab, geht gleich los.“ So souverän Katharina dem Kollegen Mut machte, so ungeduldig wurde sie selbst. Die Sonne hatte jetzt eine viertel Stunde Verspätung. Wobei verwunderte, dass sich der Himmel auch ohne Sonne langsam aufhellte. Schließlich wurde es der Kamerafrau zu bunt. Sie erhob sich aus dem Sand und stapfte zum Deich hinauf.

„Wo willste denn hin?“ jammerte Katharina. „Die Sonne müsste gleich …“

„Moment, will bloß was nachsehn.“ Keine Minute später kehrte die Kamerafrau mit schiefem Gesicht zurück.

„Was genau hast du gestern Abend recherchiert?“

„Na, ich war hier und hab mir genau angesehen, wo die Sonne im Meer … äh …“

„Verstehe. Westküste, wie? Tschä, je nu. Erde dreht sich aber blöderweise immer in die gleiche Richtung. … Is ganz neu. Hat die UNO erst gestern beschlossen. Konnteste nich wissen. Dumm gelaufen. Egal. Ich geh dann wieder ins Bett. Tschö mit ö!“

„Äh …“

Es dauerte eine Weile, bis der übermüdete Assistent die ganze Tragweite des kurzen Wortwechsels seiner Kolleginnen erfasste. Entgeistert drehte er sich um und beobachtete, wie die Sonne hinter ihnen von Osten her schüchtern durch die hohen Gräser der Düne blinzelte.

Roadmovie
oder
Wie ein preisgekrönter Film gemacht wird!

1.Szene: Der Auftrag

„Nein." Energisch packte die Herrin des Vorzimmers einen großen Aktenstapel von der rechten Schreibtischseite auf die linke. „Wie ich schon sagte: Der Fernsehdirektor ist nicht zu sprechen. Und", sie zog die elegante Brille auf die Nasenspitze, um ihrem Besucher über den Goldrand hinweg möglichst abweisend in die Augen schauen zu können, „er wird auch so schnell nicht zu sprechen sein. Dr. Zimmermann ist nämlich verreist! Dienstlich. Für mehrere Wochen." Hinter ihr, draußen vor dem Fenster, fiel ein Mann vorbei.

„Da ist gerade ein Mann vorbeigeflogen."

„Wie bitte?" Sven Svensson, der eigentlich Sven Görke hieß, diesen Namen jedoch für wenig PR-tauglich hielt und sich darum erst kürzlich neu erfunden hatte, Sven Svensson also war schockiert.

„Da, schon der Zweite!"

„Junger Mann, Sie haben zu viel Monty Python gesehen. Ich lass mich nicht ver..." Es polterte. Vom Hof her erscholl ein geharnischter Fluch.

„Verdammte Scheiße! Welcher Idiot hat die Matten so blöd gestapelt?" Die Dame schob ihre Brille hoch und sah hinaus. Sven machte einen langen Hals. Vergeblich. Als sie sich ihm wieder zuwandte, fehlte nicht viel und ihre Köpfe wären zusammengestoßen.

„Huch ... gsch!" Der graue Drachen wedelte mit den Händen, den aufdringlichen Besucher zu verscheuchen. „Also bitte! Ja. … Das sind Stuntmen. Die drehen einen Action-Thriller. Egal. Termin gibt's heute jedenfalls nicht." Sven hatte ihrem Blick bis dahin standgehalten. Energisch mit beiden Händen auf den Schreibtisch gestützt. Damit war es jetzt vorbei. Empört richtete er sich auf.

„Aber ich hatte eine Zusage! Sie selbst haben mir vorige Woche ..."

„Vorige Woche, vorige Woche! Sie wissen, wie schnelllebig unser Geschäft ist, junger Mann. Immer Hektik, immer Stress, nicht wahr." Der Aktenstapel wanderte auf seinen angestammten Platz an der rechten Schreibtischseite zurück.

„Tut mir wirklich leid, ist aber nicht zu ändern."

„Können Sie mir wenigstens einen neuen Termin machen?" Das klang jetzt nicht mehr nach dynamischem Jungregisseur. Kein bisschen. Nur kleinlaut. Ganz anders dagegen die Antwort:

„Bin ich Jesus? Kann ich das Wetter vorhersagen?"

„Wissen Sie", Sven lehnte sich wieder auf den Schreibtisch, „es ist wirklich nur im Interesse Ihres Hauses. Wir produzieren den Film umsonst. Völlig umsonst. Hauptsache wir bekommen einen Sendeplatz, als Sprungbrett gewissermaßen." Er sah sie fragend an. „Könnten Sie nicht bitte wenigstens in den Kalender sehen, wann Ihr Chef wiederkommt?" Die Frau lehnte sich im Sessel zurück.

„Ganz umsonst?"

„Ganz umsonst! Es soll unser erster Spielfilm werden. Und wir werden eine topp Quote bringen, das kann ich Ihnen versprechen."

„Eine topp Quote?" Sie zog die Augenbrauen hoch. „Mit dem Titel?" Ihr verächtlicher Tonfall hatte die Schmerzgrenze überschritten. Sven musste sich auf die Lippe beißen, um sich nicht seine letzte Chance zu verscherzen. Dieser Vorzimmerdrachen war die entscheidende Barriere zwischen ihm und dem Auftrag. Das lag auf der Hand. Wenn es nur gelänge, den Fernsehdirektor persönlich zu sprechen; den würde er schon beschwatzen können. Deshalb versuchte er, cool zu bleiben.

„Wieso? Was ist mit dem Titel?"

„Ich bitte Sie, Herr, äh …"

„Görke … äh, nein Svensson, ... Svensson." Blöder Ausrutscher. Peinlich. Nichts anmerken lassen. „Sven Svensson. Wie Wim Wenders oder Marylin Monroe." Sie ignorierte den scherzhaft gemeinten Einwurf.

„Richtig, Herr Görke. ‚Liebe mit Hindernissen'! … Entschuldigen Sie bitte. Im Vertrauen", sie rückte näher heran, „der Chef hat Ihr Script gelesen. Wissen Sie was er gesagt hat? … Kalter Kaffee!"

Sven wurde schwindlig. Tastend suchte er nach dem Stuhl an der Wand. Ein halbes Jahr Arbeit. Von früh bis tief in die Nacht, ohne eine müde Mark dafür zu sehen. Und dann das! Von ferne nur vernahm er die Stimme der Sekretärin:

„Herr … hm ...? Ist Ihnen nicht gut?" Der Jungregisseur japste nach Luft. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, erhob er sich und wandte sich wortlos zur Tür. Ein leiser Ruf hielt ihn zurück.

„Herr … hm … Svensson!" Die Stimme aus dem grauen Chefsekretärinnenkostüm klang plötzlich anders. Erstaunt blickte sich Sven um. Ein Lächeln. Die zum Lächeln gehörige Hand winkte ihn an den Schreibtisch zurück. Verwirrend. „Nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen. Sie sind Produzent und Regisseur?" Sven nickte. „Und Sie würden gänzlich kostenlos für uns arbeiten?" Was wollte die Schachtel von ihm? Er verstand den Sinn der Frage nicht, nach alldem. „Passen Sie auf, lieber junger Freund!" Den jovialen Ton hatte sie offensichtlich ihrem Chef abgelauscht. Ihre Stimme klang dabei merkwürdig belegt. „Weil Sie mir sympathisch sind, ein guter Rat: Ihnen fehlt wahrscheinlich nur der richtige Stoff zum Erfolg." Sie winkte den verblüfften Regisseur näher. Und während sie an ein Schubfach ihres Schreibtisches tippte, begann sie vollends zu flüstern. „Ich hätte da etwas." Ihr Blick ging kurz zur Tür. „Ein Stück einer nicht genannt werden wollenden Person aus unserem Hause. Aus gewissen Gründen kann besagte Person den Film nicht selbst anbieten oder gar drehen. Interessenskonflikt, Sie verstehen?" Sven verstand nicht, aber ihm dämmerte, wohin der Hase lief. In seinen Schläfen begann es zu hämmern. „Wenn sich ein Produzent fände, diesen romantischen, quotenträchtigen Roadmovie zu realisieren, ..."

„Dann könnte ein Sendeplatz ...?" folgerte Sven. Die Dame in grau zwinkerte, was wohl heißen sollte, er habe den richtigen Schluss gezogen.

„Das muss aber unter uns bleiben. Die Person hat durchaus Einfluss, wissen Sie. Aber der fertige Film muss den Einsatz auch rechtfertigen. Starbesetzung und so."

„Genau." Svens Augen leuchteten. „Großes Kino und Action! Wie heißt das Projekt?"

„Liebe, Flucht und Leidenschaft", hauchte die Dame hinterm Schreibtisch. Sven hätte sie knutschen können. Das verkniff er sich zwar, doch griff er voller Pathos nach ihrer Hand und hauchte einen Kuss darauf.

„Madame, ich danke Ihnen!" Fast schien es, als stiege in das graue Gesicht ein Hauch von Röte.

„Ich kann Ihnen das Papier aber nicht so einfach mitgeben. Die Leute ..." Sie machte eine bedeutungsvolle Kopfbewegung in Richtung Flur. „Wenn es Ihnen recht ist, heute Abend, Viertel nach sechs, im Stadtpark, die dritte Bank von der Uferstraße aus." Und wieder im alten lauten Tonfall: „Also wie gesagt, tut mir leid. Der Chef ist frühestens in zwei Monaten zurück."

Sven bedankte sich höflich und verließ, angesichts des geplatzten Termins mehr als eine Nuance zu fröhlich den Raum. Zwei Mitarbeiter, die auf dem Flur ihre Pausensnacks verdrückten, blickten dem grinsenden Menschen verblüfft nach. Gute Laune nach einem Besuch im „Vorhof der Hölle“? So etwas kam hier im Hause selten vor.

2. Szene: Die Übergabe

Der Stadtpark war in den späten Nachmittagsstunden ein stark frequentierter Ort. Jogger japsten den Fluss entlang. Mädchen präsentierten sich freizügig. Autos hupten, Bremsen quietschten. Es war einer der ersten heißen Tage des Jahres.

Gegen 18.00 Uhr schlenderte ein junger Mann mit dunkler Brille, Trenchcoat und Hut äußerst unauffällig die Promenade hinauf. Er überquerte die Uferstraße und bog kurz darauf in den Parkweg ein. Dem Mann rannen Schweißtropfen übers Gesicht. An der dritten Bank blieb er stehen, strich mit seinem Taschentuch übers Holz, setzte sich und vertiefte sich voller Interesse in eine Tageszeitung vom letzten Freitag. Das Blatt trug die fettigen Abdrücke eines Bücklings und roch entsprechend. Es war die einzige brauchbare Zeitung, die der Mann in der Eile zu Hause gefunden hatte. Als Künstler war ihm jegliche Tagespolitik zuwider.

Exakt 15 Minuten später langte eine streng und grau gekleidete Dame unbestimmten Alters an selbiger Parkbank an, setzte sich kurz, schnäuzte sich, stand auf und verschwand im Dämmerlicht der hohen Bäume. Zum Schnäuzen hatte sie ihre schwarze Aktentasche geöffnet und zunächst einen grellbunten Einkaufsbeutel entnommen, um besser an die Taschentücher zu kommen. Den Beutel ließ sie achtlos neben sich gleiten und vergaß ihn beim Weitergehen. Er

war sorgfältig auf A4-Format gefaltet und hatte den Umfang eines gut gefüllten Hefters.

Kaum war die Dame verschwunden, legte der Detektiv-Verschnitt seine Lektüre zur Seite, steckte besagte bunte Plastiktüte unter den Mantel, sprang auf und entfernte sich eiligen Schrittes in die entgegengesetzte Richtung. Über die Uferstraße trudelte ein Zeitungsblatt vom vergangenen Freitag. Ein fürsorglicher Passant, der das Papier aufhob, um es in den dafür vorgesehenen Behälter zu stopfen, putzte sich hinterher besonders gründlich seine Hände am Taschentuch ab. Es half nichts. Der Bücklingsgeruch war stärker.

3. Szene: Der Kameramann

„Ja. Jaa. … Komm Baby. Du bist Klasse. Jetzt nach links. Den Kopf zurück. Weiter. Komm. Wow. Das ist geil. Ja. … Und nochmal. Lass den Träger unten. Das sieht gut aus. Du bist so heiß. ... Lächeln. Cheese! … Scheiße. Kurze Pause! Mach dich frisch. Geht gleich weiter. Ich brauch einen neuen Akku."

„Och Timmi. Könn wa nich für heute Schluss machen? Is doch so heiß. Ick würd lieber schwimm gehn."

„Später Süße. Du bist gerade so gut in Form. Wenn dir zu heiß ist, zieh doch den Fummel aus. Lohnen sich ja sowieso kaum, die drei Quadratzentimeter Stoff."

„Eh. Du bist 'n Schwein."

„Stimmt. Also los."

„Das is jetz aber nich dein Ernst, ne?"

„Warum nicht? Wer von uns beiden will denn zum Film? Und so'n Produzent muss schließlich wissen, worauf er sich einlässt. Der kauft nicht die Katze im Sack."

„Okay, aber wehe du kommst auf dumme Gedanken."

„Ich doch nicht. … Für den Moment jedenfalls. … Und hopp, rauf den Baumstamm da." Das Mädchen kicherte, während es sich ihres Kleidchens entledigte.

„Auf den Baumstamm? Spinnst du? Da zerreiß ich mir den Slip."

„Wieso? Haste den noch an?" Mit schnellen Schritten sprang der Fotograf auf sein Modell zu. Die Kleine, in dem Versuch ihr letztes Kleidungsstück zu retten, purzelte rückwärts über den Baumstamm, auf dem sie eigentlich ihre nächsten Posen hätte machen sollen.

„Autsch."

„Geil. So liegen bleiben." Der Mann hockte sich über sein wehrloses Opfer und betätigte unzählige Male den Auslöser.

„Du bist 'n Arsch."

„Und du bist süß. Ich mach dich zum Star!" keuchte er. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Es war nicht ersichtlich, ob das wirklich nur an der Sonne des fortgeschrittenen Morgens lag. Plötzlich klickte ein weiterer Auslöser. Ungefähr zwei Schritte hinter dem Künstler und dem Objekt seiner Begierde. Wie ein geölter Blitz schoss Tim herum. Seine langen Locken wirbelten durch die Luft. Es klickte erneut.

„Erwischt!" Sven grinste. „Ihr zwei gebt ein hübsches Paar ab." Er packte sein Smartphone in die Westentasche.

„Sven! Hast du mir 'nen Schreck eingejagt." stöhnte der Ertappte. Und aus dem Gras zirpte es verstört:

„Eh, was 'n das für 'n Komiker?"

„Der ist harmlos, das ist Sven. Produzent und Regisseur."

„Stimmt das?"

„Ist mir eine Ehre mein Fräulein." Der Vorgestellte verneigte sich tief.

„Hu, und ich hab nichts an." Im Nu stand sie wieder auf ihren hübschen Beinen und streifte das Kleidchen über. „Und dabei dachte ich schon, Timmi flunkert, als er mir sagte, dass er Leute wie Sie kennt." Sven lachte.

„Na ja, er lügt nicht immer."

„Vorsicht!" Tim teilte das Vergnügen seines alten Kumpels durchaus nicht. „Was treibst du dich überhaupt hier rum?"

„Na ich suche dich, mein roter Bruder, it's clear. Große Taten harren unser im wilden Westen."

„Kannste mal zur Sache kommen, Old Wabble!"

„Heute Old Shatterhand, wenn ich bitten dürfte. Ich habe nämlich etwas, das wird dich umhauen. Mit sicherer Hand ist es mir gelungen, ein Spitzen-Drehbuch eines Spitzen-Autors zu akquirieren. Mit Sendeplatzgarantie. Ein Roadmovie!"

„Geil. Gratuliere!" Das Mädchen fiel dem fremden Mann um den Hals und drückte ihn herzlich. Es wusste seine Chancen zu nutzen. Sven war von dem Überfall zwar überrascht, genoss die neue Lage jedoch sichtlich. Tim dagegen zog ein saures Gesicht.

„Und woher kommt die Sendeplatzgarantie?"

„Ganz einfach. Das Drehbuch stammt vom Fernsehdirektor persönlich. Aber pst! Streng geheim." Sven schob seine süße Last zur Seite und warf sich in die Brust. Der Freund musterte ihn skeptisch. „Na ja, ich hab seinen alten Vorzimmerdrachen bezirzt. Und wer kann mir schon widerstehen?" Fröhlich zwinkerte er dem Mädchen zu.

„Und wieso macht der Kerl das nicht selber oder mit einem seiner Busenfreunde?"

„Du unterschätzt meine Connections, mein Lieber. Außerdem, Produzent musste einer sein, der im Sender nicht so bekannt ist. Von wegen Insiderwissen et cetera. Aber wenn er dann einen fertigen Film auf den Tisch legen kann, der die Leute aus dem Sessel haut, ist er der gemachte Mann und wir sind drin. … Tschaka!" Er ballte die rechte Hand zur Faust und hieb mit der linken in die Ellenbeuge.

„Dann gibt's ja wohl auch eine Spitzengage, wie?"

„Das ist der einzige Schwachpunkt. Die gibt es frühestens, wenn wir Erfolg haben. Quote et cetera."

„Sag jetzt nicht, du willst auf eigene Rechnung?"

„Warum nicht? Der Coup muss bis dahin unter uns bleiben. Der Konkurrenz im Sender wegen, it's clear." Die Kleine hüpfte um die beiden Männer herum und klatschte in die Hände.

„Cool! Wenn ihr mich fragt, ick mach mit."

„Dich fragt aber keiner", knurrte Tim, „und mir kannste mit deinen Vorschlägen gestohlen bleiben, Old Wabble. Ich hab Weib, Kind, Miete zu zahlen und brauch zur Abwechslung mal wieder einen Job, der Kohle bringt."

„Mensch, mach keinen Scheiß, roter Bruder. Haben wir nicht jedes Abenteuer gemeinsam bestritten?"

„Und sind gemeinsam auf die Schnauze geflogen. … Junge!" Er packte Sven bei den Schultern. „Wir sind nicht mehr im Buddelkasten. Der Fernsehdschungel ist nicht der Llano Estacado. Wach auf!"

„Wusste gar nicht, dass mein roter Bruder die Hosen gestrichen voll hat."

„Das hat damit nichts zu tun, du Rindvieh. Du bist ja der ewige Junggeselle. Dir ist doch scheißegal was morgen ist. Aber ich muss ab und an mal was nach Hause bringen. Und das Hobby", er machte eine Kopfbewegung in Richtung seines Fotomodells, „ist auch nicht ohne zu haben."

„Dein letztes Wort?"

„Mein letztes Wort."

„Gut, Bruder." Genüsslich zog Sven sein Smartphone hervor. „Mal sehen, wie die Bilder geworden sind. Werde ich mir mitnehmen, wenn ich mit deiner hübschen Gespielin hier in Hollywood bin." Er fasste das strahlende Mädchen um die Hüfte. „Bist als Set-Bunny engagiert! Übrigens", wandte er sich wieder an Tim, „vielleicht stellt sich deine Biene eins von diesen Bildern auf den Kamin. Als Erinnerung an die gemeinsame Zeit. Bist ja spätestens dann auch wieder Junggeselle. Denn du wirst verstehen, dass ich ihr deinen Seitensprung unmöglich verheimlichen darf." Grinsend schwenkte er das Gerät hin und her. Dann steckte er es in die Tasche zurück, zog die Weste aus und legte sie sorgsam neben den Stamm. Ihm schwante nämlich, was nun folgen würde. Er kannte seinen Freund lange genug. Tim kochte.

„Das wagst du nicht!"

„Warum nicht?"

„Du ..." Im nächsten Moment rollte ein wüst schimpfendes, prügelndes Knäuel über die Wiese. „Armleuchter!" und „Feige Sau!" waren noch die harmloseren Wortfetzen, die zu vernehmen waren. Das frisch gekürte Set-Bunny nahm auf seinem Baumstamm Platz und arbeitete, während sie den beiden großen Jungs gelangweilt zusah, an ihrem Makeup. Der Ringkampf dauerte nicht lange. Dann lagen die Recken erschöpft nebeneinander.

„Unsere Kondition war auch mal besser, was Old Wabble?"

„Man wird halt nicht jünger, roter Bruder. Und die Chancen zum Einstieg ins ganz große Geschäft werden nicht besser."

„Hast wahrscheinlich recht. Löschst du die Fotos?"

„Wenn du mir versprichst, in meinem Roadmovie die Kamera für lau zu schwenken."

„Ahaw, wie die Chumash-Indianer in Kalifornien sagen würden!"

„Das ist ein Wort." Sven richtete sich auf. „He, Bunny, schmeiß mir mal die Weste rüber." Das Mädchen schubste das Kleidungsstück mit ihrem Fuß in Richtung der beiden Männer. „Bisschen vorsichtiger mit der Technik am Set, ja?"

„Tschuldigung."

„So, mein Herr, sind Sie zufrieden?" Der Regisseur hielt seinem Kameramann den kleinen Bildschirm unter die Nase und tippte auf löschen.

„Vollkommen. Und jetzt her mit dem Drehbuch."

4. Szene: Der Star

Tim stand unschlüssig vor dem großen grauen Tor. Die Luft flirrte zwischen den langgestreckten Hallen der Filmstadt. Ventilatoren surrten und von fern klang leise Radiomusik. Am Catering-Stand um die Ecke schepperten ein paar Töpfe. Sonst herrschte Stille. „Ruhe bitte, wir drehen!“ stand auf einem Schild. Worauf hatte er sich eingelassen?

Gleich würde sich das Tor öffnen. Mittagspause. Und dann sollte er wie zufällig vorbeikommen, um genauso zufällig Tönnes Meesters anzurempeln. Das war Svens Plan. … Scheiß Plan. Warum machte der große Sven Svenson die Nummer nicht selber? War doch sein Film. Okay. Tim kannte Tönnes persönlich. Von einem Dreh fürs Vorabendprogramm. Damals hatte er die Tonangel gehalten. Tönnes war auf dem Höhepunkt seiner Karriere gewesen. Aber am Set duzen sich nun mal alle, ganz egal, ob Star oder Assi. Eine zwanglose Begrüßung war mithin möglich. Trotzdem. Wer wusste, ob der abgehalfterte Held sich an den kleinen Assistenten von anno dunnemals erinnern konnte? Und wer wusste, ob der große Meesters nicht immer noch viel zu teuer war?

Im Übrigen schien Tim Svens Wahl nicht sonderlich glücklich. Der Altstar als leidenschaftlicher Bräutigam? Irgendwie ziemlich krass daneben. Ein einziges Argument sprach für Tönnes Meesters. Er war der Jugendschwarm all jener Mütter, die heute im heimischen Pantoffelkino das Sagen hatten und demzufolge ganz wesentlich die Einschaltquote des Hauptabendprogramms zu beeinflussen vermochten.

Als Pendant für ihre Männer hatte Sven übrigens an Verona Ferry gedacht. Wie er die allerdings bekommen wollte, schien Tim völlig schleierhaft. Wie gesagt. Scheiß Plan!

Drinnen im Studio wurde es lebendig. Stimmen, Lachen, dann schob jemand das Tor zur Seite. Die rostigen Rollen quietschen erbärmlich. Ein paar junge Burschen fummelten mit ihren Feuerzeugen herum, was ihnen einen kräftigen Rüffel des zuständigen Feuerwehrmannes einbrachte. Plappernd folgten Kabelhalterinnen, Assistenten, Beleuchter und so weiter. Die Schauspieler und ihre Maskenbildnerinnen kamen später. Sie waren längere Zeit damit beschäftigt, die Schminke aus den Gesichtern zu schaben, damit draußen in der Hitze nichts von der fettigen Suppe auf die teuren Kostüme tropfen konnte.

Die Regisseurin, eine zuletzt schwer mit Filmpreisen geehrte Karrierefrau, diskutierte mit ihrem Kameramann. Offenbar war der Regieassistentin ein Anschlussfehler aufgefallen. Dummerweise wie immer zu spät. Die Szene musste nach dem Mittagessen wiederholt werden. Und das bei den Studiopreisen! Die junge Frau hatte von ihrer Chefin einen heftigen Rüffel bekommen. Ein Deko-Bauer versuchte, sie zu trösten.

Hinter den vieren her stapfte wild gestikulierend und schimpfend ein untersetzter Herr mit Schlips. Der Produktionsleiter. Seiner überschnappenden Stimme nach zu urteilen, hatte er bereits die durch den Fehler verursachten Zusatzkosten errechnet. Der Mann pumpte wie ein Maikäfer. Es konnte einem Angst und Bange werden.

Nach und nach leerte sich die Halle. Die Scheinwerfer wurden abgeschaltet. Der Catering-Stand war jetzt dicht umlagert. Einer fehlte. Tönnes Meesters. Laut Drehplan musste er freilich dabei gewesen sein, heute Vormittag. Zwar nur in einer unbedeutenden Nebenrolle, aber immerhin. Tim holte tief Luft, tat als gehöre er zum Tross und trat zögernd in das riesige alte UFA-Studio. Einige wenige Neonröhren hoch über den Kulissen verbreiteten schummriges kaltes Licht. Gerade genug, sich zwischen umher stehenden Stativen und Haltegestellen nicht das Genick zu brechen.

Filmluft! Großes Kino. Für einen Moment vergaß Tim den vermaledeiten Auftrag und begann zu träumen. Das war seine Welt, das Ziel seines Lebens! Wundervoll. Er schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, fiel sein Blick in eine düstere Ecke schräg gegenüber. Dort hockte zusammengekauert auf einer

Kiste ein undefinierbares Etwas mit leuchtend weißem Schal um den Hals. Tim ging auf das Etwas zu. Ihn empfing eine unangenehme Duft-Wolke. Eine Mischung aus Brandy und kaltem Schweiß. Und aus dieser Wolke drang eine schluchzende Stimme:

„Keiner liebt mich! Keiner hat mich gern." Es war Tönnes. Die Regisseurin hatte ihn wegen Trunksucht und Unzuverlässigkeit gefeuert. … Ein Glücksfall!

5. Szene: Der Hauptsponsor

Für den Nachmittag hatten sich Tim und Sven am Bahnhof verabredet. Genauer gesagt: An der Frittenbude vor der Bahnhofshalle. Die war Kult. „Boss-Fritten“ prangte in großen Lettern über dem Imbiss-Wagen. Und an den Seiten:

„Hier kocht der Boss persönlich“.

Der Boss war ein zu heiß gewaschener Riese, der kaum über die Theke seines Wagens reichte. Weswegen er mit Vorliebe neben seinem Spezialitäten-Restaurant Stellung bezog, um die verehrte Kundschaft mit seinem losen Maul in belanglose Debatten über Fernsehen, Skandale und die Weltpolitik zu verwickeln. Da er von seinem Handwerk vermutlich ebenso wenig verstand wie vom Haareschneiden, hätte er genauso gut Friseur werden können. Aber er hatte die Erbschaft seines Daddys nun mal in den fahrbaren Kiosk investiert. Und dieser wiederum residierte seit nunmehr bald zehn Jahren hier vor dem Bahnhof. Spezialitäten des Hauses: Fritten mit Majo, Fritten mit Ketchup, Fritten mit Salz, Fritten pur und natürlich die unvermeidliche Currywurst.

Vermutlich wäre Boss längst pleitegegangen, hätte er nicht vor Jahren eine äußerst geniale Geschäftsidee in die Tat umgesetzt. Seine Mitarbeiterinnen an der Theke entwickelten sich, gemessen an der Länge der Beine und an ihrem Altersschnitt, in reziprokem Verhältnis zu ihrem Chef. Und kaum eine blieb länger als ein Jahr. So kam es, dass sein Stand stets von akademisch gebildeten Taxifahrern, Bauarbeitern, pickelnarbigen Jünglingen, Professoren und intellektuellen Filmemachern gleichermaßen dicht umlagert wurde. Die Boss-Currywurst galt unter Kennern als die beste der Stadt. Jedenfalls was ihre Darreichung betraf!

Die im wahrsten Sinne des Wortes jüngste Gehilfin im Hause Boss war eine etwas biedere junge Dame mit rundlichem Gesicht und roten Haaren. Ihre erstaunlichen Maße waren durchaus unübersehbar. Als sie einmal mit ihren Plateau-Schuhen neben Boss auftauchte, bot ihm einer der Bauleute prompt seinen Helm an. Von wegen arbeiten unter schwebenden Lasten und so. Sven und Tim sahen das Mädchen heute Nachmittag zum ersten Mal. Die beiden hatten längst von der Neuerwerbung ihres Kultrestaurants gehört und waren gespannt. Bevor sie die umgehenden Gerüchte auf ihren Wahrheitsgehalt prüfen konnten, wurden sie vom Hausherrn persönlich unter Beschlag genommen.

„Ah, die Herren Reschisseure. Herzlich willkommen! Sie haben ja mein bescheidenes Buffet lange nicht mehr frequentiert. Wohl eine längere Filmproduktion im Ausland, wie? Na ja, da sind Sie freilich besseres jewöhnt. Schön, dass Sie den alten Boss trotzdem nich verjessen haben."

„Aber iewo!" Sven klopfte dem Wirt gönnerhaft auf die Schulter. „Gegen die sensationelle Currywurst vom Boss persönlich ist die Haute Cousine in Paris doch kalter Kaffee." Tim drehte sich beiseite. So viel Hochstapelei war ihm peinlich. Außerdem interessierte ihn das Mädchen hinterm Tresen mehr als das Geschwafel der beiden Aufschneider. Boss allerdings gab sich ehrlich geschmeichelt.

„Na, wenn Sie det sagen! Darf's wie immer sein?" Sven nickte. „Chili!" Boss hastete die Stufen zum Tresen hinauf. „Chili, die Herrn vom Fernsehen bekommen zwei Currywürste, zwei Pils und zwei Jägermeister." Während Boss sich um die Würste kümmerte, griff die Angesprochene flink zum Kühlschrank und stellte die gewünschten Getränke auf die Theke.

„Und Sie sind wirklich vom Fernsehen?" fragte sie neugierig.

„Man tut was man kann." Tim setzte sein charmantestes Lächeln auf. „Auch Kino, bei Bedarf. Gerade heute komme ich direkt aus den Filmstudios draußen. Hatte mit Tönnes Meesters zu tun."

„Ohhh, kennen Sie den persönlich?"

„Schon. Haben manches Stück miteinander gedreht."

„Das muss ich unbedingt meiner Mutter erzählen. Die ist großer Meesters-Fan. Und ehrlich, wenn der mit seinem eleganten weißen Schal auftritt. Also das find ich schon ziemlich Klasse. Obwohl er ein paar Jahre älter ist." Ihre Augen glänzten verträumt. „Bei so einem Star wär mir das egal, glaub ich." Da sie sich

erst im Nachhinein darüber klar wurde, was ihr eben herausgesprudelt war, wurde sie auch erst nachträglich rot und senkte verschämt den Kopf. Die Abrechnung der gewünschten Speisen und Getränke bot Gelegenheit zum Rückzug. Sven und Tim wechselten bedeutungsvolle Blicke.

„Tja, sehen Sie, meine Dame, mein Freund hier, der Tim, hat gerade heute mit dem Maestro verhandelt, ob er nicht in unserem nächsten Film eine Hauptrolle übernehmen möchte."

„Der Meesters?" mischte sich Boss in das Gespräch. Er hatte die Würste fertig. „Is ja 'n Ding! Und wer spielt noch mit?"

„Voraussichtlich die Ferry." Sven öffnete bewusst gelangweilt seine Bierbüchse und prostete Tim zu. „Zum Wohle, Alter!" Der ließ sich nicht lumpen:

„Auf deins, großer Meister, und auf unseren Film." Sie nahmen beide einen kräftigen Schluck. Chili und Boss sahen ihnen ehrfurchtsvoll dabei zu. „Und du?" wandte sich Tim jetzt leutselig an das Mädchen. „Du heißt echt Chili?"

„Nein. Eigentlich heiß ich Mandy-Carola." Boss grinste unverschämt.

„Mandy-Carola Müller! Doller Name, was?" Chili wurde erneut rot.

„Na ja, und wegen meiner roten Haare hat mich der Wolle, der hier mit seinem Bagger immer Mittag macht, eben Chili genannt."

„Wejen die Haare? Pfff." Boss prustete. „Weil de so scharf bist, Mädel, weil de so scharf bist!" Chili begann, in der hintersten Ecke des Wagens Plastik-Geschirr zu sortieren. Ihr war die ganze Sache vor den Herren vom Film furchtbar unangenehm. Tim warf ihr einen sehnsüchtigen Blick nach, dann wandte er sich an Sven.

„So Old Wabble. Genug Süßholz geraspelt. Wie ist das jetzt mit der Ferry?"

„Du musst gerade ... Na Schwamm drüber. Also, die Ferry kommt. Tatsache! Ich muss ihr nur Bescheid geben, wann wir anfangen."

„Wow! Wie hast du das angestellt?"

„Beziehungen, mein Lieber, Beziehungen!"

„Und hier ...?" Tim rieb Daumen und Zeigefinger in eindeutiger Weise. „Weiß sie, dass es nichts zu holen gibt?" Boss wischte den Stehtisch nebenan gründlichst sauber. Er wischte und wischte. Sven winkte Tim näher.

„Ist ein Freundschaftsdienst", flüsterte er. „Ein alter Kumpel von mir, der Typ arbeitet bei der Yellow Press, hat sie mal in flagranti ..." Er zwinkerte verschwörerisch. „Hat die Fotos dann aber nicht veröffentlicht. Aus Verehrung

für die hohe Schauspielkunst der Lady. Seitdem hat er was gut bei ihr." Er biss in die Currywurst. „Sie hat definitiv versprochen, unentgeltlich zum Drehort zu kommen. … Wörtlich!"

„Wow." Tim verzog das Gesicht. Er dachte an den „Freundschaftsdienst", mit dem er selbst geködert worden war. Boss putzte intensiv an den Scheiben seiner Theke herum. Er putzte und putzte. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit schien es ihm heute die Sprache verschlagen zu haben.

„Und was will nun Meesters?" unterbrach Sven mit vollem Mund kauend das Schweigen.

„Eigentlich zwei Mille." Sven verschluckte sich und musste fürchterlich husten.

„Pro Tag?" krächzte er dabei halb erstickend. „Und Euro?" Boss eilte dem hilflosen Regisseur umgehend zu Hilfe und klopfte ihm den Rücken.

„Wird's wieder?"

„Ja, ja schon gut." Sven schnappte nach Luft.

„Was dachtest du?" Tim blieb ungerührt. „Dachtest du im Jahr und Sloty? Logisch am Tag und Euro! Aber", jetzt war Tim am Zuge und er genoss den Moment, „weil wir alte Freunde sind aus besseren Tagen", er betonte jedes Wort, „und weil er gerade sowieso irgendwie Aktivurlaub machen wollte, hat er mir den halben Preis angeboten."

„Immer noch ‘ne Menge Holz für 'nen nackten Mann."

„Wart's ab. Als ich ihm gesagt hab, dass wir uns dann wohl einen anderen Partner für die Ferry suchen müssten, einen jüngeren und so, ist er noch mal um die Hälfte runter!"

„Tja, muss ‘ne alte Frau lange für stricken. Aber wenn wir ihn bloß ein paar Tage am Set einplanen, wird's schon irgendwie gehen." Boss hatte zwar so getan, als ob ihn das Gespräch nicht die Bohne interessiere, allerdings funktionierten seine Ohren mindestens genauso gut wie sein großes Mundwerk. Jetzt kam er mit zwei frischen Jägermeistern an den Tisch.

„Jeht auf Kosten des Hauses, Herrschaften." Sven und Tim sahen ihn erstaunt an. Im Allgemeinen galt der Kerl eher als geizig. „Wenn ick Sie so sehe, hab ick det Jefühl, Sie könnten für Ihr Projekt einen Sponsor jebrauchen. … Hm? Also ick meine mal, Reichtümer habe ick zwar nich. Aber über zehn Jahre hier am Bahnhof, det wird auf Dauer langweilig.

So ‘n Ausflug in die jroße weite Welt des Kintopp dajejen ... Und da hab ick mir jedacht, Boss, hab ick mir jesagt, du könntest mit deine flexible Kantine vielleicht die Versorjung übernehmen.

Kostenlos, versteht sich, als Sponsoring. Wenn ick dafür die Ferry leibhaftig zu Jesicht krieje, 24 Stunden den Tag ... Also det würd mir schon jefallen. Und, na ja, bisschen Werbung für mein‘ Laden würd ja wohl drin sein, wa? Die Chili kann sich im Bild och sehen lassen, rein dekorationstechnisch mein ick." Erwartungsvoll blickte er die beiden Künstler an.

Denen hatte es die Sprache verschlagen. Tim blickte sich nach Chili um. Sven betrachtete nachdenklich sein Portemonnaie. Nichts überhasten, dachte er, aber auch nicht zu lange zögern, sonst ist die Chance wohlmöglich vertan.

Da Tim fast zur gleichen Zeit zum gleichen Ergebnis gekommen war, platzten der Regisseur und sein Kameramann schließlich im Chor heraus:

„Warum nicht?" Und Sven wiederholte:

„Ja, warum eigentlich nicht?!"

„Chili!" brüllte Boss, „Chili, vier Jägermeister! Und komm gleich mit raus. Es jibt wat anzustoßen. Wir sind im Filmjeschäft!"

6. Szene: Der erste Bericht

„Nein. Wie ich schon sagte, der Fernsehdirektor ..." Unentschieden, ob der Aktenstapel nun rechts oder links am Schreibtischrand seinen neuen Platz finden sollte, unterbrach die energische Dame für einen Moment ihren Redeschwall. Die beiden Mitarbeiter der Sendeanstalt sahen ihre Chance, zu Wort zu kommen und ergriffen sie entschlossen.

„Aber das geht nicht. Können Sie nicht wenigsten anrufen? Wir müssten endlich irgendwie weitermachen mit der Serie und ohne sein Okay, kein neues Budget. Das haben Sie selbst …“

„Ich habe gar nichts und ich kann auch gar nichts und ich darf ihn nicht stören auf seiner Dienstreise und wenn Sie gestatten, habe ich jetzt zu arbeiten."

Das Telefon klingelte. Sie ließ den Aktenstapel vor sich auf die Computertastatur sinken.

„Ultrafox 2 – der Spielfilmkanal, Sie wünschen bitte? … Ja. … Nein. … Moment. …" und an die beiden Wartenden gewandt in scharfem Ton: „Würden Sie mich jetzt bitte verlassen! Drehen Sie weiter oder gehen Sie nach Hause. Es ist mir egal. ES GEHT MICH NICHTS AN! Guten Tag."

Sie wartete, bis die beiden enttäuschten Kollegen die Zimmertür hinter sich geschlossen hatten. Dann zischte sie in die Telefonmuschel:

„Sind Sie verrückt geworden, hier anzu ... Wie? … Ach so. … Wen? Ist der nicht ein bisschen zu alt für die Rolle? … Aha. … Ja. Stimmt. Hm, hm. Und die Ferry? Hat zugesagt? Gratuliere! … Wie bitte? Eine rollende Imbissbude im Bild? Ja sind Sie denn von allen guten Geistern ... Die Geschichte spielt bei den oberen Zehntau... Was? Natürlich! Die gehen doch nicht ... Wie? Ach so. … Sponsoring. Hm, hm. … Verstehe. Geht nicht anders. … Wenn es sein muss. Denken Sie aber an die Probleme mit dem Product-Placement. Wir brauchen klare Verträge, sonst … Bitte schön. … Aber beim nächsten Mal wieder Treffpunkt … Sie wissen schon ... Ja. Man weiß nie, wer hier alles ... Genau." Und lauter: „Ja, danke, auf Wiederhören Herr Gottschalk, ich werde die Grüße ausrichten."

7. Szene: Die Crew

Im engen Wohn- und Schlafzimmer von Sven Svenson drängte sich bereits ein gutes Dutzend Leute auf den diversen vorhandenen Sitzgelegenheiten. Weitere Ankömmlinge wurden vom Fenster aus stürmisch winkend begrüßt.

Hausverwalter Maibaum, ein mürrischer älterer Herr, der im Erdgeschoss lebte, stand im Vorgarten und zählte die Vorübereilenden ohne ihre freundlichen Grüße zu erwidern. Als niemand mehr kam, prüfte er die Schmutzspuren, die sie unvermeidlich im Treppenhaus hinterlassen hatten. Natürlich nicht, ohne den beiden zuletzt erschienen Mädchen in ihren zerfransten und aufreizend kurzen Jeans einen Blick die Treppe hinauf nachzuwerfen. Mürrisch schüttelte er den Kopf, begab sich in seine eigenen vier Wände und schaltete dem Fernseher den Ton ab, um die Geräusche von oben besser hören zu können.

Sven empfing die Neuankömmlinge an der Tür.

„Hallo Bunny! Hast du dich klonen lassen?"

„Det is meine Zwillingsschwester. Die würde och gern mitmachen. Jeht det?"

„Hm." Sven musterte das Mäuschen eingehend. „Okay. Wie heißt du? … Ach vergiss es, ich nenn dich Bunny II, wenn du einverstanden bist. Merkt sich besser." Die Mädchen kicherten. „So liebe Kollegen!" Sven ging zum offiziellen Teil der Veranstaltung über. „Die meisten von Euch kennen sich ja von anderen Produktionen oder haben sich inzwischen bekannt gemacht. Und wie ich sehe, sind außer der Abteilung Kostüm, die wir wahrscheinlich eh nicht brauchen werden, so ziemlich alle Gewerke vollzählig vertreten."

„Und was ist mit dem Hochzeitskleid?" warf Tim ein.

„Das bringe ich mit", antwortete eine piepsige Stimme aus dem Hintergrund. Es war die Maskenbildnerin. Jedenfalls nannte sie sich so. Im richtigen Leben gehörte ihr ein kleiner aber feiner Kosmetiksalon inklusive Nagelstudio.

„Übrigens", fuhr Sven fort, „die Beiden hier", er nahm die Zwillinge in den Arm, die mit ihm ins Zimmer getreten waren und etwas unschlüssig in der Landschaft herumstanden, „das sind unsere Set-Bunnys. Also unsere Mädchen für alles. Je nach Bedarf.“ Ein beifälliges Raunen ging vor allem durch die männliche Fraktion im Raum. „Natürlich werdet ihr auch eure Chance vor der Kamera bekommen", beruhigte er die jungen Frauen. Sie waren bei der vorangegangenen Aufgabenbeschreibung etwas blass geworden. „Sucht euch Plätze, Mädels. So. Weiter im Text. Einen Produktionsleiter haben wir nicht, brauchen wir nicht, mache ich selber. Wer kein Budget hat, braucht keinen Budgetverwalter."

Das sollte ein Witz sein. Es lachten nur wenige. Einer der Männer wollte wissen, ob er der einzige Beleuchter sei. Sven bejahte.

„Wir werden kaum Licht brauchen, weil das meiste draußen spielt. Es handelt sich um ein Roadmovie."

„Sag doch gleich, dass keine zwei Beleuchter auf diesem Planeten so blöd sind, für nothing zu schaffen", knurrte Tim. Er fing sich einen strafenden Blick ein.

„Kinder, wie schaut's denn aus? Wir wollen alle weiterkommen. Das hier ist eine Chance. Eine einmalige Chance, groß rauszukommen. Wer die nicht nutzen will, bitte!"

„Schon gut", meinte die Piepsstimme, „du weißt aber, dass ich für deinen Dreh etlichen Stammkundinnen absagen muss, gell? Irgendwie 'ne Entschädigung müsste schon drin sein."

„Klar. Wenn wir den Sendeplatz haben, sowieso. Und ihr kriegt auf alle Fälle Spesen. Außerdem: Habt ihr euch schon mal überlegt, wie sich die Produzenten künftig um euch reißen werden, wenn ihr auf einen Quotenbringer mit Ferry und Meesters in eurer Vita verweisen könnt?" Die Begeisterung hielt sich in Grenzen.

„Und die Übernachtungskosten?" fragte ein anderer.

„Sofern nötig, meine Sache."

„Noch mal auf die Spesen zu kommen", nörgelte wieder die Piepsstimme. „Das ist Käse, gell, das weißt du selber, dass die nicht mal für Essen und Trinken reichen." Zustimmendes Gemurmel von den erfahreneren Kollegen. Jetzt war der Moment gekommen, auf den Sven gewartet hatte. Er stellte sich in Pose, als sei er Julius Cäsar persönlich.

„Kinder, das ist eine gute Frage. Und ich kann euch dazu eine wunderbare neue Nachricht überbringen. Wir haben einen Sponsor, unseren Hauptsponsor, der fest an uns und unseren Erfolg glaubt und deshalb die komplette Versorgung mit einem fahrbaren Catering-Wagen übernimmt. Absolut kostenlos für alle!"

„Boar!"

„Wow."

„Geil eh."

„Is ja wie in Hollywood." Besonders laut applaudierte ein junger Bursche, der als Aufnahmeleiter tätig werden sollte. Die Organisation von Speis und Trank wäre normalerweise in sein Ressort gefallen.

Sven empfand jeden der Zurufe als persönlichen Sieg. Er spürte förmlich den Lorbeerkranz auf seinem Cäsarenhaupt, wusste aber auch, dass ein solcher Moment nicht zu lange ausgekostet werden durfte. Bevor weitere unbequeme Fragen auftauchten, musste er zum Angriff übergehen. Die allgemeine Stimmung war optimal, die Gelegenheit günstig.

„Wollt ihr gar nicht wissen, wovon unser Film überhaupt handelt?" Es wurde stiller. „Also", Sven, griff sich ein großes Kissen, packte es mitten zwischen seine Crew auf den Fußboden und ließ sich im Schneidersitz darauf nieder. „Das Stück heißt ‚Liebe, Flucht und Eifersucht'. Stammt nicht von mir, sondern von unserer ‚Sendeplatzgarantie'." Wissende Heiterkeit. „Die Geschichte geht folgendermaßen: Eine Braut, die Ferry, und ihr Bräutigam, Tönnes Meesters, wollen heiraten. Logisch." Die Zwillinge kicherten. „Sie stammen aus dem Hochadel und sind sich schon ewig versprochen." Tim gähnte. „Vor dem Altar

merkt das Mädel erst, worauf sie sich da eingelassen hat. Sie ergreift das Hasenpanier und brennt mit ihrem feuerroten Ferrari einfach durch."

„Äh, was ich dich fragen wollte", unterbrach ihn der Kameramann, "wo nehmen wir eigentlich den Ferrari her?"

„Kommt Zeit kommt Rat." Sven war sich langsam nicht mehr sicher, ob es eine gute Idee gewesen war, ausgerechnet seinen alten Kumpel Tim als Kameramann zu engagieren. „Weiter. Sie düst also ab durch die Mitte. Nach Spanien, auf die Hazienda ihres Onkels."

„Au fein, dann fahren wir alle nach Spanien?" krähte Bunny II.

„Nee", antwortete an Svens Stelle Tim, „wir nehmen den Bauernhof von meinem Cousin in Vorpommern dafür. Is auch schön da, mit Pferde und so."

„Aha." Ihr Bedauern war unüberhörbar.

„Kann ich weitermachen? Danke. Wo war ich?"

„In Spanien."

„Halts Maul, Tim."

„Sachte, Bruder!"

„Tut mir leid. Okay? Gut. Jedenfalls erwacht in unserem müden Aristokraten nun, da sie weg ist, endlich die Leidenschaft. Er ihr nach."

„Mit 'n Flieger?"

„Nee, zu Fuß.“

„Tim!"

„Okay, okay."

„Der Typ ist alte Schule und findet Autos doof. Er hat nie einen Führerschein gemacht. Flugangst hat er außerdem. Ist eben sehr bodenständig. Alter Adel et cetera, nicht wahr. Und deshalb kommt er auch auf die beknackteste Idee der Welt." Atemlose Stille. „Etwas noch nie Dagewesenes in der Geschichte der Roadmovies: Er reitet seiner Geliebten nach! Auf einem weißen andalusischen Schimmel." Anerkennendes Gemurmel. „Natürlich passiert unterwegs einiges. Ganoven et cetera. Schlafen unter freiem Himmel.

Jedenfalls, Prinzesschen kriegt auf ihrem Bauernhof ein schlechtes Gewissen und ruft zu Hause an, um Bescheid zu sagen, wo sie sich verkrochen hat. Dabei erfährt sie, dass ihr Bräutigam sie sucht. Allein auf seinem Gaul. Das findet sie sooo romantisch, dass sie ihm entgegenfährt. Und nach vielen Hindernissen treffen sie in einem kleinen Nest in den Pyrenäen aufeinander zum großen Happy

End." Sven verstummte. Tiefe Ergriffenheit. Eine der Frauen schnäuzte sich die Nase. Der Sieg war errungen. Die Piepsstimme fasste sich als erste.

„Und dann heiraten sie in der Dorfkirche bei den einfachen Bergbauern, gell?"

„Dann heiraten sie und zeugen viele kleine bekloppte Aristokraten." Tim konnte sein Lästermaul einfach nicht halten.

8. Szene: Die Frau des Kameramannes

Kerzen auf dem Tisch, auf dem Fußboden. Räucherstäbchen. Ein bezaubernd hergerichtetes Abendessen. Weißwein in funkelnden Gläsern. Leise Musik. Seine Lieblings-CD. Der Kameramann glaubte an eine Sinnestäuschung. Und mitten in dieser Fata Morgana die Stimme seiner Gattin, rauchig und erotisch, wie er sie lange nicht mehr gehört hatte:

„Hallo Liebling. Die Kinder sind schon zu Bett. Da dachte ich, machst dem größten aller Kameramänner mal einen netten Abend, zur Feier des Tages." Erst allmählich gewöhnten sich Tims Augen an das Schummerlicht. Deswegen hatte er Biene nicht gleich in der unerwarteten Dekoration wahrgenommen. Sie trug das lange Kleid mit den vielen Knöpfen, das er so liebte. Oben hatte sie vier Knöpfe offen gelassen. Zwei wären normal gewesen, drei eine Einladung. Wann sie zum letzten Mal vier offen gelassen hatte, daran konnte sich ihr Mann beim besten Willen nicht mehr erinnern. Ihre dunklen Locken umspielten den freizügig präsentierten Ausschnitt verführerisch.

Tim kratzte sich am Kopf. Hatte er seinen Geburtstag vergessen? Oder nein, den Hochzeitstag? Quatsch, der war irgendwann im Februar. Der Ärmste hatte beim besten Willen keine Vorstellung, welchen besonderen Anlass er verschwitzt haben könnte. Vorsichtshalber schwieg er also und hoffte, bald eine Erklärung zu erhalten. Vorläufig blieb diese jedoch aus. Seine Holde genoss die Verblüffung. Die Überraschung war ihr gelungen. Sie hauchte ihrem Helden einen flüchtigen Kuss auf die Lippen und zog ihn dann zu Tisch. Ente in Orangensoße, dazu Rucola-Salat mit Geflügelleber und verschiedenen Früchten, Wildreis und einen halbtrockenen Müller-Thurgau. Sogar ein feines französisches Zwiebelsüppchen zum Entre fehlte nicht. Wortlos ließ Tim sich die Speisenfolge servieren. Schweigend genoss er die Suppe. Sie schmeckte

vorzüglich. Dies mit einem dicken Lob unterstreichend, wagte er endlich die alles entscheidende Frage:

„Schatz, ist womöglich dein reicher Erbonkel gestorben?" Biene lächelte nachgiebig.

„Aber Timmilein, Liebling. Es kommt nicht alle Tage vor, dass du mit dem Auftrag zu einem großen, gutbezahlten Spielfilm nach Hause kommst!" Dem Göttergatten blieb das erste Stück Ente fast im Halse stecken. „Na und wenn du jetzt mit all den Stars arbeitest, dann können wir bald die ausstehenden Raten für die Küche abzahlen und vielleicht endlich wieder im Urlaub wegfahren. Mein kleines Gehalt reicht kaum für die Miete. Das weißt du ja. Kurz, wann wenn nicht heute sollten wir feiern?" Zärtlich legte sie ihm die Hand auf den Arm und musterte ihn mit großen leuchtenden Augen. Tim war der Appetit vergangen. Nur, um nichts sagen zu müssen, schaufelte er sich eine Gabel Reis nach der anderen in den Mund. Biene beobachtete ihren Herrn Gemahl mit zunehmendem Unbehagen. „Schling nicht so. Nimm mal einen Schluck Wein zwischendurch; du erstickst mir am Ende, bevor du das erste Mal in unserer Ehe richtig Geld nach Hause bringst. … Ist was nicht in Ordnung?"

„Alles in Ordnung", brabbelte Tim mit vollem Mund und kippte den dargebotenen Wein mit einem Zug hinunter. „Alles in Ordnung." Tatsächlich war er puterrot angelaufen. Das zu schnell hintereinander in den Mund gestopfte Gemisch aus Reis und Wein erzeugte in seinem Hals einen würgenden Hustenreiz, welcher ihm einen Vorwand lieferte, ins Bad zu flüchten.

„Um Gottes Willen, Tim!" rief Biene, schloss zwei Knöpfe ihres Kleides und rannte ihm nach. „Ist dir nicht gut?"

„Doch, doch. Alles in Ordnung." Tims Kopf über dem Waschbecken und sein stier auf den Abfluss gerichteter Blick sprachen eine andere Sprache. Biene schwante nichts Gutes. An den Türrahmen gelehnt, betrachtete sie den Mann nachdenklich. Sieben Jahre Ehe und zwei Kinder. Sie kannte die Reaktionen ihres Gatten in unterschiedlichen Lebenslagen recht gut. Zu gut. Ein weiterer Knopf fand seinen Weg ins Knopfloch.

„Sag mal, du verdienst bei der Chose doch was? Oder?"

„Alles in Ordnung. Geht schon wieder. Lass uns weiter essen." Tim richtete sich auf und kam zur Tür. Biene verstellte ihm den Weg.

„Und wie viel kriegst du?"

„Na so ... Lass uns erst mal ... Der Wein wird kalt." Biene wich keinen Zentimeter aus der Badezimmertür. Mit zitternden Händen schloss sie den letzten Knopf ihres Kleides. Ganz oben, unterm Kinn.

„Wer, sagtest du noch mal, ist der Produzent?"

„Ach Biene, den kennst du nicht. Lass uns lieber ... Du bist heute so süß." Es half nichts. Entschieden wehrte die Mutter seiner Kinder den Versuch ab, ihr den obersten Knopf wieder zu öffnen.

„Heißt er eventuell Sven Görke? Nein? Sven Svenson, was? Mein lieber Freund. Das heißt, du drehst mal wieder auf dem sinkenden Schiff für einen Bruderkuss? Und eure Stars holt ihr euch vom Hinterhof, stimmt's?"

„Nein, nein. Definitiv nicht. Es gibt richtig Honorar. Und die Ferry und der Meesters spielen wirklich mit. Ehrlich. … Du kannst einem richtig den Abend versauen."

„Ach. Ich? Ja. … Ich glaub's nicht. Weißt du, was Sache ist? Ohne mein knappes Gehalt vom Warenhaus wärst du, wären unsere Kinder längst verhungert. Das ist die Wahrheit!"

„Die Wahrheit, die Wahrheit. Scheiße ist das."

„Klar ist das für dich Scheiße. So lange dein Geld reicht, irgendwelche Flittchen zu fotografieren."

„Hör mal, ich bin Künstler."

„Künstler! Da lachen ja die Hühner. Was du machst, ist höchstens brotlose Kunst. Hast du auch nur eins von deinen Kalenderfotos je verkauft?"

„Ja, ich ..."

„Okay, eins. Ich weiß. Ans Tageblatt, für einen feuchten Händedruck. Weißt du, wie viel Kinderschuhe kosten? Weißt du das? Das interessiert den Herrn Künstler natürlich überhaupt nicht. Anstatt sich mal um ein paar aktuelle Drehs für den eigenen Klingelbeutel zu kümmern. Nachrichten vielleicht, die was einbringen? Das ist dem Herrn Künstler natürlich unter seiner Würde!" Biene schrie und heulte gleichzeitig. Tim gab es auf, sie beruhigen zu wollen. „Hau doch ab!" Sie stürzte in den Flur und riss die Tür auf. „Geh zu deinem Sven oder zu irgendeiner Nutte, die sich von dir bescheißen lässt!"

„Is gebongt. Mach ich." Tim griff nach dem Schlüssel.

„Und lass dich bloß nicht wieder sehen, ohne Geld in der Tasche!"

„Tschüs."

„Tim? … Wo willste denn hin?" Erst jetzt begriff Biene, dass er sie beim Wort nahm. „Tim!" Sie bekam keine Antwort. Tim rannte die Treppe hinunter. Die Alte konnte ihn kreuzweise. So ein Theater. Komischerweise hatte er trotzdem ein schlechtes Gewissen.

Eine halbe Stunde später klingelte es an Svens Wohnungstür.

„Wo kommst du denn her, um die Zeit?" Ein verschlafenes Gesicht im Pyjama blickte den Freund verständnislos durch den Türspalt an.

„Ahaw! Gibt‘s in deinem Wigwam Platz für ‘ne obdachlose Rothaut? Und 'nen Schluck Feuerwasser vielleicht?"

9. Szene: Der Vorschuss

Am nächsten Morgen, fast noch in der Nacht, so gegen halb elf, Herr Maibaum hatte soeben zum zweiten Mal an diesem Tag die Gehwegplatten vom Haus zur Straße gefegt und wässerte sie jetzt gründlich mit Unkraut-Ex, erhob sich in dem altersschwachen Treppenhaus ungewohnter Lärm. Ein Stöhnen und Rufen. Dann krachte es. Die Stufen knirschten und ein merkwürdiger surrender Nachhall brachte die Wände zum Erzittern. Maibaum zuckte zusammen. Die Gießkanne fiel ihm aus der Hand. Ihr Inhalt ergoss sich über seine Pantoffeln. Der Schreck saß dem alten Herrn in allen Gliedern. Drinnen schepperte es erneut.

„Eh, pass doch auf." Es rumpelte und knirschte mordsmäßig.

„Au! Scheiße."

„Hast du's?"

„Alles Roger!"

„Pass auf, die Kurve!"

„Du musst hinten mehr ziehen."

„Ich zieh schon. Mehr is nich drin."

„Gut. Und jetzt rum. Komm, komm, komm. … Verdammt, es rutscht mir weg! Scheiße!" Das Rumpeln steigerte sich zum Donnerhall. Fensterscheiben klirrten.

Dicke nasse Fußtapsen hinterlassend, humpelte Verwalter Maibaum so schnell er konnte zur Haustür. Verdammte Bagage, dachte er. Laut krächzte er:

„Herr Görke! Herr Görke! Unterstehen Sie sich. Wollen Sie unser schönes Haus endgültig ruinieren?"

„Schön?" tönte es zurück. „Kann man sich drüber streiten. … Pass auf, es rutscht schon wieder." Der Donner schwoll erneut an. Das Bild, das sich Maibaum auf der Treppe bot, ließ ihm die Haare zu Berge stehen. Zwei schmächtige Filmleute drückten und zerrten auf der schrägen Ebene vergeblich an einem Klavier. Sven versuchte es von hinten zu halten, Tim bremste vorn.

Dem Klavier war das gleichgültig. Es rutschte ungerührt vor sich hin die Stufen abwärts. Breite Schleifspuren und abplatzender Putz begleiteten das Drama.

Geistesgegenwärtig rammte Maibaum sein ganzes Gewicht neben Tim gegen das entfesselte Ungetüm. Das half. Rettung in letzter Not! Der Fußabtreter auf den frisch gebohnerten Fliesen unten im Flur hätte die Rutschpartie sonst womöglich glatt durch die Wand bis in des Verwalters gute Stube verlängert. Tim hatte sich schon auf einen finalen Rettungssprung gefasst gemacht.

„Danke!" schnaufte er. Zu dritt brachten sie das Monstrum im Flur zum Stehen. Maibaum hielt sich das Kreuz. Um seine Füße bildeten sich kleine Pfützen. Sven rümpfte die Nase.

„Äh, Herr Maibaum, könnten Sie mal beiseitetreten? Sie machen mein Klavier nass." Dem Angesprochenen, der eigentlich zu einer Schimpfkanonade ansetzen wollte, blieb die Spucke weg. Er holte tief Luft, knirschte mit den Zähnen und stieß schließlich gepresst einen unverständlichen Fluch hervor. Und deutlicher:

„Das hat ein Nachspiel! Worauf Sie sich verlassen können. So wahr ich Maibaum heiße." Wütend stieß er mit dem Fuß gegen das unschuldige Instrument, drehte sich um und verschwand humpelnd in seiner Wohnung.

„He, Vorsicht Mann. Was kann ich denn dafür, wenn Sie Ihr Wasser nicht halten können?"

„Pst!" machte Tim. „Du bringst uns in Teufels Küche." Sven winkte ab.

„Der bellt nur. Beißen kann der gar nicht mehr. Hätte uns lieber ein Bier rausbringen sollen. Als Dankeschön, dass wir seiner Bude keinen zweiten Eingang verpasst haben.“ Er setzte sich auf die Stufen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Tim wienerte mit seinem Taschentuch am Klavier herum.

„Und du willst das Teil echt versetzen?"

„Brauchst du die Kohle, um daheim wieder einziehen zu können, oder nicht? … Bitte! Außerdem, denkst du, ich will dich ständig auf ‘m Hals haben?" Er zückte seinen Flachmann, nahm einen Schluck und reichte ihn Tim.

„Bist 'n echter Freund."

„Lass man. Ist reiner Eigennutz. Ich kenn dich. Wenn dein Hormonspiegel nicht stimmt, kriege ich keine vernünftigen Bilder." Er lachte. „Aber dafür darf mich deine Kamera nichts kosten. It's clear!"

„Ist gebongt, old boy. Du kriegst die feinste Technik und sie kostet dich keinen Pfennig. Ehrensache! Und wenn ich dafür bei der Firma putzen gehen müsste."

„Na denn, auf geht's."

„Und du bist sicher, dass wir keinen Laster brauchen?"

„Seit wann ist mein roter Bruder so schwach auf der Brust. Zugleich! Hebt an." Ächzend stemmten die Beiden das Klavier in die Höhe. „Die Pfandleihe ist nur drei Straßenecken weiter. … Langsam. … Scheiße. Verdammt. Noch ein Kratzer und der Erlös reicht nicht mehr für zweimal Vorschuss."

„Wieso? Ich dachte der Rest ist für dich."

„Pass lieber auf. … Au, meine Finger. … Absetzen." Einige Passanten blieben stehen, um der merkwürdigen Straßenprozession zuzusehen.

„Gafft nicht, packt lieber zu." Das half. „Also wie jetzt?"

„Schalt mal dein Gehirn ein, Alter. Glaubst du ernsthaft, dass mir der Meesters nicht spätestens nach einer Woche auf den Docht geht vonwegen Kies? Dann muss ich ihn ruhig stellen. Dafür muss ich mir halt was zurücklegen. Zuuugleich!"

„Puh. … Wo du recht hast, hast du recht. Bist eben ein Auskenner." Tim stöhnte. „Produzent wäre echt nichts für mich."

„Nicht verzagen, Old Wabble fragen. Der legt sie alle um, it's clear! … Scheiße, es rutscht schon wieder."

„Ahaw." Etwa anderthalb Stunden später erreichten zwei total erschöpfte Männer die Pfandleihe. Sie mussten feststellen, dass sie sich mit ihrem edlen Instrument bedeutend mehr Zeit hätten nehmen können. Die Pfandleihe hatte nämlich vor fünf Minuten dicht gemacht. Mittag. Bis 14.00 Uhr!

10. Szene: Der Ferrari - Teil I

Chili und Boss gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihren neuen Geschäftspartner zu beruhigen. Das Dumme daran war, Sven wollte sich gar

nicht beruhigen lassen. Da nutzte keine noch so liebevoll zubereitete Currywurst. Er fluchte wie ein Bierkutscher.

„Eine Scheiße ist das! Dem James Bond schmeißen sie die Nobelkarossen hinterher. Zum Zusammenschroten wohlgemerkt! Product placement ohne Ende. Aber wehe, unsereiner braucht eine klitzekleine Hilfe. Für eine Spazierfahrt von Frau Ferry. Pustekuchen. Kohle, Kohle, immer nur Kohle. Kein bisschen positives Denken. Ich weiß, Boss, du bist die löbliche Ausnahme. Du hast begriffen, wie gute Werbung funktioniert." Der Angesprochene warf seiner Kollegin einen stolzen Blick zu. Die zwinkerte anerkennend zurück. „Dagegen diese Idioten in den Autohäusern! Über die Geierkrallen von den Nobelvermietungen will ich gar nicht reden. Sogar bei den Pressestellen von BMW und Mercedes habe ich angerufen. Wenn kein Ferrari, könnte es ja eventuell auch ein deutsches Fabrikat sein. … Vergesst es! … Wenn das die vielbeschworene Solidarität unter deutschen Unternehmern ist, dann gute Nacht! Armes Deutschland! … Krieg ich 'nen Jägermeister, Chili? … Danke. Tja, aus Hollywood müsste man anrufen und Broccoli heißen!" Der Boss grinste.

„Oder Blumenkohl, wa? Hö, hö!" Sven blickte ihn verständnislos an.

„Mann, Boss", mischte sich Chili ein, „Broccoli heißt der Typ, der immer die James Bondse macht."

„Ach sooo. Ick dachte, der heest Pierz Proßmenn."

„Nee, der Pierce Brosnan ist bloß Schauspieler. Genau wie jetzt der andere, der Dings ..."

„Echt? Na ick hab ja kaum Zeit, off solche Details zu achten. Aba vorstellen könnt ick mir det schon. Der Bond lebt jefährlich. Wo den die halbe Welt egal jacht. Denn muss er eben ma seine Identisität wechseln, wa. Haste den jesehen, wo der die Bobbahn mit seine Skier runter is? Und der KGB immer hinterher. Halleluja! Ist der abjezischt. Ick könnt off sone Bretter in der Waagerechten nich stehen, wa. Und ick war ma 'ne Sportskanone! Also, ick könnte euch Dinger erzählen."

„Boss! Bitte. Ich vertrag deine ollen Kamellen heute nicht. Auch wenn du mein allergrößter Hauptsponsor bist."

„Aber könnte Boss als Hauptsponsor nicht den Wagen ..." weiter kam Chili nicht. Der Blick ihres Chefs bedurfte keiner Interpretationshilfe. Er besagte klipp

und klar: „Chili, noch ein Wort, und du bist gefeuert!“ Sven dagegen schien die Idee zu gefallen.

„Nun ja", meinte er, „da ist was dran. Denn wenn wir kein Fluchtauto kriegen, können wir den Film vergessen und dann ist es auch mit deinem Ausflug nebst europaweiter Werbung für deine Bude essig." Svens letzte Worte machten Boss nachdenklich. „Mensch Boss", der Regisseur knuffte seinen Partner in die Seite, „du hast doch sonst immer geile Ideen. Fällt dir nicht irgendein Kumpel ein, der ein rotes Cabrio fährt?" Boss kratzte sich am Kinn. „Chili, ein Pils für den Boss auf meine Rechnung, als Denkhilfe!" Sven hatte so ein unbestimmtes Gefühl. „Wenn dir was einfällt, kriegste sogar ‘ne Rolle im Film, zusammen mit der Vroni Ferry. Ehrenwort!"

„Ehrlich? Ne Rolle? Zusammen mit der ..."

„Mit der Ferry im Bild. Ich versprech's Dir."

„Hm."

„Mann, Boss!" mischte sich Chili wieder ein. „Du wolltest dir sowieso demnächst 'ne neue Kutsche kaufen, denk ich. Und überleg mal, das versaute Image: ‚Boss Fritten' groß im Bild und die Ferry rollt mit 'nem gebrauchten Fiesta vor." Die Bemerkung brachte ihr einen geradezu verliebten Dankesblick des Regisseurs ein. Boss sah die Sache nüchterner. Schließlich ging es um sein Geld.

„Da is schon wat dran, Mädel. Och wenn de dir nich egal in meene Jeschäftsanjelegenheiten einmischen sollst. Und, jroßer Meester, een deutsches Fabrikat könnt es sein?"

„Klar. Natürlich nicht gerade das Kleinste, kein Polo oder so. Hauptsache Cabrio und rot. Des Kontrastes wegen zum weißen Hochzeitskleid."

„Wie romantisch!" Chili konnte sich den Kontrast sehr gut vorstellen. Ihre Augen bekamen einen schwärmerischen Glanz.

„Passe obacht Meester. Det allerkleenste Auto kann ick mir jar nich leisten. Es soll in die Drehpausen immerhin meinen Wagen zum nächsten Drehort ziehen. Det erfordert 'n paar PS. … Also jut. Aba nur für die Ferry! Und ihr müsst ma versprechen, det se vorsichtig mits det Teil umjeht, wa!"

„Boss, du bist der Größte! Ich werde das Drehbuch extra für dich ändern."

„Danke für die Blumen!"

„Wann, meinst du, könnte ich deine Neuerwerbung frühestens unter die Lupe nehmen?"

„Kommt drauf an. Es jibt Bestellzeiten, wa."

„So in vierzehn Tagen spätestens würde mir völlig reichen."

„Wolln ma sehn, wat jeht, wa." Sven strahlte.

„Kinder, das muss gefeiert werden. Chili, die nächste Runde geht auf meine Rechnung!"

11. Szene: Der zweite Bericht

„Ultrafox 2 – der Spielfilmkanal, Sie wünschen bitte? … Sie?" und leiser „Sie, Herr Svenson? Gut, dann heute Abend ... Keine Zeit? In den Harz? … Ach so. Reisekosten. … Aber wieso Harz? Das ist nicht Ihr Ernst!" Die graue Eminenz des Spielfilmsenders war unversehens laut geworden, dämpfte aber sofort wieder ihre Stimme. „Das ist nicht Ihr Ernst? Im Drehbuch steht Pyrenäen. Eindeutig. Ob ich ...? Guter Mann, wo soll ich denn das Geld hernehmen? Sie sind der Pro... Was? … Hm, hm. Na gut. Aber wenn Sie wegen der Hazienda ohnehin in Spanien ... Vorpommern? Sind Sie von allen guten Geistern verlassen! Wie soll ich das dem Autor ...? Palmenkübel. Meinen Sie? … Hm, vielleicht geht's ja wirklich. Aber der Ferrari, darauf muss ich ... Wie Überraschung? Herr Svenson, ich warne Sie. Mit dem Fernsehdirektor persönlich? … Ja wo denken Sie hin, ich sagte Ihnen doch, dass er … Ja, ja, schon gut. … Von mir aus. Hauptsache der Film wird gedreht. Ja. … Und die Ferry reißt alles wieder raus, ich weiß. … Wie? … Genau. Aber keinen Volkswagen, darauf muss ich ... Wie? … Genau. … Insistieren! Sie sagen es." Es klopfte an die Tür. „Ich muss Schluss machen", flüsterte sie. Und laut: „Nein Herr Lanz, wir sind ein Spielfilmkanal, wir machen keine Talkshows. Auf Wiederhören!"

12. Szene: Die Drehortbesichtigung

„Was heißt hier Spritgeld!" Entrüstet sah Sven dem jungen Mann am Steuer ins Gesicht. Der Motor brummte laut und gleichmäßig. Durch die geöffneten Fenster zog es wie Hechtsuppe. Anders war die Hitze jedoch nicht zu ertragen

und zu einer Klimaanlage hatte es bei der Kutsche des Aufnahmeleiters nicht gereicht.

„Hättest du deine Mühle genommen, brauchten wir nicht streiten. Ich muss halt auch sehen, wo ich bleibe."

„Da hört sich aber so manches auf. Jetzt bin ich dran schuld, dass ihr jungen Bengel keine Ideale mehr habt."

„Wenn ich keine Ideale hätte, würde ich überhaupt nicht für euch beiden Spinner arbeiten!" wehrte sich der Zurechtgewiesene. Tim auf seiner bequemen Rücksitzbank zog es vor, den Schlafenden zu mimen.

„Vorsicht, Hansi! Hättest du nicht wenigstens vorher sagen können, dass du Kohle brauchst?" Das klang schon versöhnlicher. Sven wusste, was er an dem Burschen hatte. Wenn es hart auf hart kam, zählte Hansi trotz seiner Jugend zu der Sorte Aufnahmeleiter, die wahre Wunder zuwege brachten. Wie kein zweiter beherrschte er das Chaos beim Dreh. Er hatte zwar nichts gelernt, aber das mit vollem Einsatz. Hansi gehörte einer aussterbenden Spezies an: den Naturtalenten!

„Ich brauch wirklich bloß ein paar Euro zum Tanken."

„Von mir aus. Kann ich dir das Geld übermorgen vorbei bringen?"

„Wenn's sein muss?"

„Muss sein."

„Versetzt du dein Bett?" Die anzügliche Frage kam von der Rückbank. Tim konnte seine Klappe nie sonderlich lange halten.

„Sei du mal schön still dahinten", knurrte Sven. „Wer im Glashaus sitzt ..."

„... fällt selbst hinein. Is klar. Übrigens, kennt ihr den Unterschied zwischen einem Regisseur und einem Kondom? … Es gibt keinen. Mit ist es sicherer, aber ohne geiler." So richtig konnte Sven die Heiterkeit seiner Mitreisenden nicht teilen.

Je näher die kleine Reisegesellschaft dem Gebirge kam, desto abwechslungsreicher wurde die Landschaft. Und je greifbarer das Ziel schien, umso ausgelassener wurde die Stimmung der Drei. Vergessen waren die Diskussionen ums liebe Geld, vergessen die Intrigen und Kämpfe der Großstadt. Am Blauen See, einem ehemaligen Kalksteinbruch, beschlossen sie, zu rasten. Die Füße im klaren und wirklich blauschimmernden Wasser, genossen sie die letzten Sonnenstrahlen des Tages. Am anderen Ufer produzierten sich junge Eingeborene.

Einige Knaben vollführten gewagte Sprünge von den Felskanten. Jedes Mal, wenn sie spritzend untertauchten, quietschten und kreischten die zugehörigen Grazien laut auf. Spontan beschlossen die Drei, dass ihre Filmbraut hier ebenfalls rasten sollte. Und ins Wasser springen. Möglichst gleich samt Hochzeitskleid! Ein idyllischer Abend.

So idyllisch der Abend, so angenehm wurde die Nacht in einem gemütlichen Landgasthof. Sie wäre noch angenehmer geworden, hätte ihr Geld für drei Einzelzimmer gelangt. Sven schnarchte. Drei Bier später störte das Tim und Hansi allerdings nicht mehr. Weswegen sich am nächsten Morgen ein äußerst gut gelauntes Trio rund um das Bodetal auf die Suche nach geeigneten Pyrenäen-Drehorten machte. In der allgemeinen Hochstimmung ein Kinderspiel. Vor den Augen der Filmleute war das Happy End schon so gut wie abgedreht. Sogar der Dorfpfarrer erklärte sich einverstanden, gegen eine kleine Spende die feierliche Hochzeit vor laufenden Kameras zu zelebrieren. „Liebe, Flucht und Eifersucht“ musste einfach ein Blockbuster werden. Großes Kino. Oscarverdächtig!

Einzig Tim hatte wie immer etwas zu meckern. Die Dorfkirche war ihm zu dunkel, das Gegenlicht zu grell, der Pfarrer zu schwarz gekleidet, das Brautkleid zu weiß und überhaupt. Unter solchen Bedingungen brauche er mindestens drei Beleuchter, mehrere Assistenten und Techniker, freitragende Traversen für zwei Dutzend Scheinwerfer, Kraftstrom sowie einen Schienen-Dolly nebst Kran, um die Heirat mit einer eleganten Fahrt als Event zu inszenieren. Vorbereitungszeit allein für diese eine Einstellung nebst Einleuchten etc. pp. geschätzte vier Wochen. Sonst ginge das alles überhaupt nicht und er weigere sich strikt, unter anderen Bedingungen die Kamera anzufassen, weil er dann nicht mehr für vernünftige Bilder garantieren könne. Sven ließ seinen Kameramann reden. Irgendwann würde der schon wieder normal werden. Hansi zuckte mit den Schultern.

„Eure Sache. Sagt mir, was ihr braucht, gebt mir ein Budget und ich besorge euch alles."

„Budget, was ist das?" erkundigte sich Sven angelegentlich. Damit hatte sich die Sache erledigt.

Tim schmollte eine Weile. Anschließend ging es ihm besser. Auf dem Rückweg machten die drei Männer erneut am Blauen See halt. Diesmal hüpften

sie selbst in die kühlenden Fluten. So ließ sich die Mittagshitze aushalten. Die planschenden Grazien quietschten.

13. Szene: Der Ferrari - Teil II

Zurück in der Stadt, statteten Tim und Sven zuerst ihrem Sponsor einen Besuch ab. Boss hatte sie angerufen, um sie zur Autobesichtigung zu bitten. Am Kiosk angekommen, schlug Sven die Hände vor die Augen. Tim kratzte sich hinterm Ohr. Einzig Boss war rundum zufrieden. Neben seiner Theke stand ein wunderschönes Cabrio. Stahlblau mit Opelpfeil.

„Astra Turbo Diesel!" verkündete der stolze Besitzer. „Ick wees jar nich, wat ihr habt. Is keen Polo, is überhaupt keen Volkswagen und hat 'ne Menge PS. Rot war off die Schnelle nich zu kriegn. Der hier stand auf ‘m Hof. Blau is schließlich och 'n schöner Kontrast, wa!" Sven schwieg. Tim schwieg auch. Er kratzte sich hinterm Ohr.

14. Szene: Der Treck

Eines schönen Morgens, eines sehr frühen Morgens, brach eine kleine Karawane unter oder gar nicht bezahlter Menschen in Richtung Norden auf. Drei vollgestopfte Kleinwagen und ein asthmatisch hustender Laster voller geborgter Filmtechnik bildeten den Haupttross. Einige untrügliche Zeichen wiesen den LKW als Hinterlassenschaft der verblichenen Nationalen Volksarmee aus. Ein Technik-Truck vom Feinsten eben.

Die Nachhut der kleinen Kolonne bildete ein stahlblaues Astra-Cabrio. Am Steuer: ein Geistesriese. Neben ihm: eine durchaus ansehnliche junge Dame mit wehendem rotem Schopf, die ihren Kavalier selbst im Sitzen um mindestens einen Kopf überragte. An der Anhängerkupplung: ein kantiger Imbiss-Wagen mit der riesengroßen und unübersehbar frisch aufgetragenen Botschaft „Boss-Fritten: Offizieller Sponsor des Deutschen Films“. So zog die Karawane aus der Stadt. Durch Felder und Wiesen führte ihr Weg nach Vorpommern.

Das laute Hupkonzert diverser Autos, die auf der schmalen Landstraße keine Chance sahen, an dem rollenden Spezialitätenrestaurant nebst NVA-W50-Geleitschutz vorbeizukommen, verscheuchte einem Jäger auf seinem Hochsitz das anvisierte Rotwild. Wütend stellte er seine Büchse ab. Kurz: Es versprach, ein wundervoller erster Drehtag auf dem Lande zu werden!

15. Szene: Der erste Drehtag

Auf der Hauptstraße von Klein Kleckersdorf an der Zarow, unweit vom Stettiner Haff, war großer Auftrieb angesagt. Was an und für sich gar nicht weiter ungewöhnlich gewesen wäre, hätte es sich um Kühe, Schweine oder Gänse gehandelt. Dem war jedoch nicht so. Das, was an diesem sonnigen Vormittag über die Hauptstraße von Klein Kleckersdorf an der Zarow promenierte, war ausschließlich menschlichen Geschlechts. Abgesehen von einigen Kötern undefinierbarer Herkunft, die laut kläffend zwischen den schwatzenden, tratschenden und wild durcheinanderschreienden Leuten hin und her rannten.

In Klein Kleckersdorf war der Film eingefallen. Und nicht irgendein Film, nein. Kino! Großes Kino! Mit großen Stars. Mit Verona Ferry und Tönnes Meesters! Deshalb musste es nicht verwundern, dass nicht nur die Klein Kleckersdorfer fast vollzählig auf ihrer Hauptstraße versammelt waren, sondern sogar der Landrat es sich nicht hatte nehmen lassen, höchstpersönlich die Begrüßung der berühmten Gäste zu übernehmen.

Und wo der Landrat auftauchte, waren natürlich die regionale Presse, das Heimatfernsehen, der örtliche Chronist und viele andere gebetene und ungebetene Gäste zur Stelle. Das Büro der Gemeindeverwaltung präsentierte sich festlich mit Blumen und Girlanden geschmückt und auf dem Platz davor wehten stolz die Banner Mecklenburg-Vorpommerns, der Bundesrepublik und natürlich die blaue Europa-Flagge mit ihren lustigen gelben Sternchen.

Sven Svenson war verzweifelt! Vor drei Stunden wäre laut Plan Drehbeginn gewesen. Die Ankunft der geflohenen Braut auf dem Hof des Onkels. Stattdessen war besagter Hof, ein Reiterhof, wegen der vielen Leute überhaupt nicht zugänglich. Ob die bestellten Palmenkübel dort eingetroffen waren, konnte ihm keiner sagen. Es gab einfach kein Durchkommen. Alle drei Meter schüttelten

ihm wildfremde Menschen die Hand, hießen ihn willkommen oder fragten nach Frau Ferry.

Die wiederum, als Braut die einzige, die er wirklich gebraucht hätte, war noch nicht angekommen. Seine halbe Crew beschäftigte sich daher ersatzweise damit, Autogramme zu geben. Am dichtesten umlagert waren die Zwillinge, seine Set-Bunnys. Die zweitgrößte Traube hing naturgemäß an Tönnes Meesters. Wie ein Gockel stolzierte er in seinem weißen Schal einher und ließ sich bewundern. Was Sven maßlos ärgerte, denn Tönnes wäre heute gar nicht dran gewesen.

Der hatte hier überhaupt nichts zu suchen. Angeblich wollte er lediglich die Gelegenheit nutzen, sich mit den „lieben Kollegen“ bekannt zu machen und ein wenig Frau Ferry zuzusehen. Pah. Der Regisseur hatte seinen männlichen Hauptdarsteller schwer im Verdacht. Wahrscheinlich war der bloß angereist, um einen zusätzlichen Tag Honorar herauszuschlagen.

Der einzige, dem das Chaos auf dem Dorfplatz wirklich nutzte, war der Hauptsponsor. Boss machte das Geschäft seines Lebens. Echte Fritten aus der Stadt und noch echtere Currywurst! Vom Boss persönlich! Von Chili überreicht. Die Leute rissen dem armen Mädchen ihre Portionen förmlich aus der Hand. Sie hatte nicht mal Zeit, die Flirtversuche der Bauernsöhne zu erwidern. Boss kam kaum mit dem Frittieren nach.

Am Ende mit sich und der Welt, ließ sich Sven neben seinem Beleuchter auf dem Lichtkoffer nieder. Der blinzelte ihn an.

„Dass wir die Scheinwerfer nicht umsonst gekriegt haben und jeder Tag dein Geld is, weißte hoffentlich."

„Danke. Auf die Information habe ich gerade gewartet. Spitze!" Wehmütig dachte der Produzent an seinen schönen alten Schaukelstuhl, den er am Vortag mit Tim zur Pfandleihe gebracht hatte. Der Beleuchter wollte seinen Chef trösten.

„Hab dich nich so. Wird ja alles gut."

„Alles gut, alles gut! Das seh ich." Weiter kam er nicht, denn ein Kamerateam des Lokalsenders hatte ihn entdeckt und stürzte in Ermangelung eines besseren Opfers auf den Ärmsten zu. Keine Chance zur Flucht.

„Herr Svenson! Herr Svenson! Sie sind doch Herr Svenson? … Ja? … Läufst Du? … Danke. Also Herr Svenson", die Journalistin war furchtbar aufgeregt.

Krampfhaft umklammerte sie ihr Mikrofon, „bitte erzählen Sie unseren Zuschauern, worum es in Ihrem Film geht."

Das war bestimmt Svens drittes oder viertes Interview an diesem Tag mit den immer gleichen Fragen. Worum geht es im Film? Wer spielt alles mit? Wann und auf welchem Sender läuft der Film? Bla, bla, bla. … Wenn er das geahnt hätte, hätte er eine Pressekonferenz gegeben. Musste er sich merken, fürs nächste Mal. Genau genommen konnte Sven sich das große Interesse allerdings gar nicht erklären. Hatte er Tim nicht eingeschärft, sein Cousin hier oben mit dem Reiterhof sollte unbedingt das Maul halten, damit sie in Ruhe arbeiten könnten? Es musste eine undichte Stelle geben. Und wehe, wenn er die fände!

„Wann und auf welchem Sender wird denn Ihr Streifen zu sehen sein?"

Gott sei Dank blieb Sven die Antwort darauf erspart, denn in diesem Moment erhob sich vom Dorfeingang her ein unglaubliches Geschrei. Ein Ruf gellte durch den Ort, wurde weitergegeben und schwoll an:

„Die Ferry! … Die Ferry kommt! … Verona Ferry, in der dunklen Limousine." Tatsächlich schob sich eine schwarze Nobelkarosse langsam durch die Menschenmassen die holprige Dorfstraße hinunter bis zu dem Platz vorm Gemeindebüro. Die Redakteurin vom heimischen Fernsehen ließ Sven stehen und zerrte ihren Kameramann mit sich fort. Sven überlegte, ob er folgen sollte, sah jedoch bald ein, dass das wenig Sinn hatte. Der bis eben einigermaßen gleichmäßig bevölkerte Dorfplatz veränderte in Sekundenschnelle sein Aussehen. In einer einzigen Bewegung drängte und drängelte alles auf den Punkt in der Mitte hin. Aus diesem Pulk heraus tönten unartikulierte Laute und vereinzelte Schreie.

„Ich hab ein Autogramm!"

„Ich auch!"

„Aua mein Fuß."

„Passen Sie auf, Sie Trampel!"

„Hilfe! Ich kriege Platzangst!"

„Einen Arzt, einen Arzt. Ihr ist schlecht geworden." Sven setzte sich wieder neben seinen Beleuchter. Irgendwann würden entweder die Leute oder der Star die Nase voll haben von dem Zirkus und dann könnte sich Madam von ihm ein Donnerwetter anhören, das sich gewaschen hatte. Von wegen Disziplin am Arbeitsplatz und so. Seine Laune besserte sich. In Gedanken legte er sich

schließlich seine Strafpredigt zurecht. Und dann würde die große Ferry nur noch eine ganz kleine Schauspielerin sein, die vor ihrem Regisseur zu kuschen hatte. Sven lächelte. Zum ersten Mal an diesem wunderschönen, versauten Drehtag lächelte er.

Spät bemerkte er, wie sich ein kräftiger, dunkelbebrillter Mann vom Auto her durch die Massen schob. Der Fahrer oder ein Bodyguard oder sonst ein Gorilla. Sven erhob sich und ging zwei Schritte auf den Mann zu. Der hatte inzwischen die letzten Drängler auseinandergeschoben, richtete seine Krawatte und baute sich vor dem Regisseur auf.

„Sie sind Sven Svenson?" Sven überlegte, ob eine flapsige Antwort angebracht sei, dachte dann aber an die mögliche Retourkutsche. Der Typ sah nicht aus, als sei er zu Späßchen aufgelegt.

„Da sind Sie richtig", antwortete er so locker wie möglich.

„Okay, Mann, ich habe eine Nachricht für Sie von Frau Ferry."

„Eine Nachricht? Ja will sie denn nicht selbst ...?" Der Kerl grinste unverschämt.

„Will sie nicht. Ich soll Ihnen ausrichten, sie sei hiermit vereinbarungsgemäß unentgeltlich am Drehort erschienen."

„Ja, und?"

„Sie hat damit ihren Teil der Abmachung erfüllt und wünscht Ihnen viel Erfolg bei der Arbeit. Auf Wiedersehen!" Sprach‘s, drehte sich um und ließ den verblüfften Regisseur stehen. Nach drei, vier Schritten hielt er allerdings kurz innen, sah zurück und ergänzte, laut genug, dass alle Umstehenden es mitbekamen: „Ach ja, fast hätte ich es vergessen. Die Anwälte von Frau Ferry lassen Ihnen mitteilen, versuchen Sie keine weitere Erpressung, sonst … krrg." Er machte eine eindeutige Handbewegung die Kragenkante entlang.

Kaum eine Minute später setzte sich die schwarze Limousine wieder in Bewegung und verließ ebenso sanft und vorsichtig, wie sie hinein gefahren war den Menschenpulk und den Ort. Unweit davon stand ein Mann, zur Salzsäule erstarrt. Unbewegt blickte er geradeaus. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen befand sich sein Geist irgendwo in einer anderen Sphäre. Ganz gewiss jedoch nicht in diesem Körper.

16. Szene: Die Siesta

Mittags in Vorpommern. Die Hauptstraße von Klein Kleckersdorf lag wie ausgestorben. Das Thermometer zeigte wahrhaft andalusische Temperaturen und die Leute im Dorf benahmen sich dementsprechend. Siesta! Selbst die unvermeidlichen Kläffer waren weder zu sehen noch zu hören. Kein Wuff. Kein Gack. Kein Kikeriki. Richtig unheimlich.

Die Filmcrew hielt es wie alle anderen. Die meisten von ihnen saßen oder lagen faul im Schatten des Reiterhofes und dösten vor sich hin. Lediglich von der Tenne her erklang aus dem Stroh zuweilen ein helles Kichern. Die Zwillinge.

Im Imbisswagen neben dem Gemeindebüro rumorte es leise. Das war Chili. Erst jetzt in der Mittagspause fand sie Zeit, ihren Arbeitsplatz vom morgendlichen Andrang zu reinigen. Ihr Chef war mit seinem neuen Cabrio nach Neubrandenburg gefahren, Nachschub an Pommes frites und Currywurst organisieren. Das Mädchen schwitzte. Nachdenklich ging ihr Blick über die Theke auf den freien Platz. Dort stand noch jemand, der sich nicht um die mittäglichen Siesta-Rituale in Spanisch-Vorpommern kümmerte. Starr und steif stand er da in der flirrenden Glut, ohne sich zu rühren. Sven.

Es mochten mittlerweile anderthalb Stunde vergangen sein, seit er genau an dieser Stelle geschockt stehengeblieben war. Seitdem hatte er sich keinen Zentimeter von der Stelle gerührt. Keiner hatte es gewagt, ihn anzusprechen. Chili tat der Mann leid. Wenn er weiter so stehenbliebe, bekäme er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einen Sonnenstich. Das Mädchen legte ihren Putzlappen beiseite, band sich die bunte Schürze ab, verschloss den Wagen und ging zu Sven.

Erst als sie unmittelbar vor ihm stand, nahm er sie wahr. Seine Augen blickten leer; er sah durch sie hindurch. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff Chili seine Hand und zog ihn hinter sich her. Wo sie hinwollte, was dann geschehen würde? Sie wusste es nicht. Nur runter von diesem öden Platz, dachte sie; und Sven folgte ihr gehorsam. Das schweigsame Pärchen ging an den Häusern vorbei, zwischen einigen Gärten hindurch, einen Feldrain entlang und fand sich unversehens am Ufer eines kleinen Flusses wieder. Die Zarow.

Im Schatten eines Apfelbaumes drückte Chili Sven ins Gras und legte sich neben ihn. Er ließ es geschehen. Das Mädchen musterte den Mann aufmerksam.

Ein merkwürdiger Typ, dachte sie, eigentlich ganz nett. Bisschen blöd vielleicht, wie alle Kerle halt. Der Gedanke amüsierte sie.

Sven konnte ihrem Blick nicht standhalten. Er schloss die Augen. Weswegen es ihn überraschte, plötzlich Chilis Lippen auf der Haut zu spüren. Und ihre Hand, die sich an seinen Hemdknöpfen zu schaffen machte. Die sanften Küsse der Frau fühlten sich feucht an. Irgendwie kühl und erfrischend. Aufregend erfrischend. Auf dem Mund, auf der Brust, auf dem Bauch. Ihre Hand war bereits tiefer gerutscht. Sven regte sich nicht, harrte der Dinge die da kommen sollten. … Sie kamen. Ein zufriedenes Grunzen zeigte an, dass der Regisseur wieder unter die Lebenden zurückkehrte. Dann schlief er ein.

„Hier steckt ihr also!" Der Ausruf des Aufnahmeleiters, der zu seinem Erstaunen gleich doppelt fündig geworden war, weckte die beiden Schläfer im Gras. „Ist wirklich ein idyllisches Plätzchen, hier am Ufer. Viel angenehmer als drinnen im Dorf. Ich hätte mich euch gleich anschließen sollen." Bloß gut, dass nicht, dachte Sven. Es wäre wirklich bedauerlich gewesen. „Sven, ich bin gewissermaßen als reitender Bote zu Fuß unterwegs. Die anderen schicken mich."

„Eine Meuterei?" Sven zog die Augenbrauen hoch. „Mir doch egal." Er ließ den Kopf zurück ins Gras plumpsen.

„Ganz im Gegenteil, Käpt'n. Wir wollen alle weitermachen, wenn wir schon mal hier sind. Dafür brauchen wir dich aber auf der Brücke." Sven richtete sich auf.

„Und wie dachtet ihr euch das? So ganz ohne Hauptdarstellerin? Soll ich mir 'nen Rock anziehen."

„Ey, ey Sir!" Hansi grinste. „Genau deshalb wollen wir eine Krisensitzung abhalten."

„Witzbold. Ohne mich. Mir reicht's." Diesmal war es Chili, die protestierte.

„Was soll das denn heißen, eh? Erst die Karre in den Dreck fahren und dann kneifen? Der Käpt'n verlässt sein Schiff als Letzter. Raff dich gefälligst auf, wenn die anderen dich brauchen." Verblüfft sah Sven das rothaarige Mädchen an. Eigentlich war sein erster Reflex, sie anzublaffen, was denn sie das anginge. Dummerweise hatte sie recht. Und warum eigentlich nicht? Vielleicht ...

17. Szene: Die Krisensitzung

Die Crew war vollzählig in der Scheune des Reiterhofs versammelt. Die Hausherrin hatte Kaffee und Kuchen gebracht und auf einem großen, liebevoll ausgebreiteten Tischtuch abgestellt. Alle schmatzten und schwatzten, als hätte es den seltsamen Morgen überhaupt nicht gegeben. Tim bekundete den Zwillingen gerade seine tiefempfundene Bewunderung für Verona Ferry. Ihr Auftritt hätte ihn schwer beeindruckt. Mit vollen Backen verkündete er, das habe Stil gehabt. Wenn dies der Weg sei, mit einem alten Cowboy und seinen Wildwestmanieren fertig zu werden, dann habe er, Tim, bis dato alles verkehrt gemacht. Die Zwillinge kicherten, verstummten im nächsten Augenblick aber jäh. In der Tür stand Sven. Flankiert von Chili und dem Aufnahmeleiter. Die Filmleute unterbrachen ihre Gespräche und wandten sich dem Regisseur zu. Tim fasste sich als erster.

„He old boy. Come in! Der Kuchen ist eins A. Solltest zulangen, bevor er alle ist!" Sven beachtete den Zuruf nicht. Er schaute in die Runde.

„Ihr habt mich gerufen, hier bin ich. Wie soll es jetzt weitergehen?"

„Das wollten wir eigentlich gerne von dir wissen, gell", piepste die Maskenbildnerin. „Du bist immerhin unser Obermufti." Sven zuckte mit den Schultern.

„Ohne Hauptdarstellerin?"

„Ja du, es gibt doch nicht bloß eine Schauspielerin in Deutschland."

„Aber keine mehr, die ohne Gage spielt. Wo ist eigentlich Tönnes?"

„Heimgefahren. Sollst ihn anrufen, falls du ihn brauchst, soll ich dir sagen." Sven nickte. Da das Gespräch stockte, ergriff Hansi die Initiative:

„Machen wir es mal praktisch. Wer hätte hier den Onkel nebst Familie spielen sollen? … Die Leute vom Reiterhof, oder? Also Laien. Ein paar kleine Nebenrollen hätte fast jeder von uns übernommen. Auch klar. Als Blickfang sollten unsere Grazien, unser doppeltes Bunny hier, ihre hübschen Hinterteile vor die Linse halten. Alles Laien, mehr oder weniger. Warum dann nicht auch die Braut? Als Star im Ensemble reicht der Meesters allemal." Der Aufnahmeleiter setzte sich zu den Bunnys. Die Piepsstimme schüttelte ihren Kopf.

„Das stimmt schon, dass das hier Laientheater allererster Sahne ist. Warum nicht? Hat der Fellini genauso gemacht. Aber eine Hauptrolle ist nun mal eine

Hauptrolle, gell. Die kannst du nicht mit irgendwem besetzen." Tim nickte zustimmend.

„An wen hattest du denn gedacht?" fragte Sven. Hansi zuckte mit den Schultern. Bunny I meldete sich. Brav mit erhobenem Finger, wie in der Schule. Sven spielte mit und erteilte ihr das Wort.

„Also ick," sie hüstelte, „ick würd mir schon trauen, den Text schnell zu lernen." Sie erntete einige mitleidige Blicke. Die Maske enthob Sven einer Antwort.

„Das ist furchtbar lieb gemeint, Mädel, gell. Aber lern du erst mal richtig deutsch reden. Dann sehen wir weiter." Die Kleine lief dunkelrot an und ihre Schwester aus Solidarität gleich mit. Tim hatte eine Idee.

„Das bringt nichts, Leute. Sind wir hier im Kindergarten? Warum veranstalten wir nicht heute Abend ein ordentliches Casting? Ein Casting, bei dem alle mitmachen können, die wollen. Mädels aus dem Ort genauso wie aus unserer Crew." Er nickte Bunny I aufmunternd zu und wurde mit einem dankbaren Augenaufschlag belohnt. „Da können alle gleichberechtigt zeigen, was sie draufhaben, was sie sich trauen und überhaupt. Platz ist in dem Saal drüben bei unserem Hotel ‚Zur Grünen Linde' allemal."

„Das gibt einen Mordsgaudi, ich bin dafür!" skandierte einer der Männer aus dem Hintergrund. Sven blieb skeptisch. Einen besseren Vorschlag hatte er allerdings nicht zu bieten. Und da die Mehrheit die Idee gut fand, stimmte er zu. Bis auf einen Einwand.

„Heute Abend. Ist das nicht zu knapp? Das kriegt die einheimische Konkurrenz am Ende gar nicht mit."

„Die, die's wissen müssen, werden's erfahren. Kannste Gift drauf nehmen." Hansi gab sich siegessicher. „Ich kenne in der Gegend ein paar Kneipen, wo sich die Dorfjugend aus dem ganzen Kreis trifft. Außerdem geht hier der Schwof nicht so spät los wie in der Stadt. Wenn du da die richtigen Leute ansprichst ... Du darfst bloß nicht zu früh anfangen, in der ‚Linde', nicht vor um zehn, sagen wir mal. Wir müssen den Kirschen 'ne reelle Chance geben, sich umzuziehen und herzurichten. Sonst trauen die sich nicht. Normal."

„Von mir aus. Also auf zum Hotel. So ein Casting will vorbereitet sein."

„Ich sehe schon die Schlagzeile morgen in der Zeitung." krähte Tim. „Großes Casting in der Grünen Linde!" Sven wurde schlecht. Das Wort „Zeitung“ erinnerte ihn an den Vormittag. Wütend fauchte er Tim an:

„Du, noch ein Ton von Presse oder so. Ich skalpier dich persönlich, Rothaut, it's clear." Bevor Tim etwas erwidern konnte, mischte sich die Piepsstimme ein.

„Lasst mal eure pubertären Hahnenkämpfe, Jungs, gell. Ich bin viel mehr auf diesen Saal gespannt. Habt ihr gehört, wie die Eingeborenen unser Hotel ‚Zur Grünen Linde' nennen? ‚Zum Blutigen Knochen‘. Also ich bin echt gespannt."

18. Szene: Das Casting

Kurz vor Mitternacht. Die Stimmung im „Blutigen Knochen“ hatte den Nullpunkt erreicht. Dreiviertel elf war der Wirt gegangen und hatte Sven den Haustürschlüssel gegeben. So saßen denn die Filmhelden trostlos in einem trostlosen Saal, dessen bessere Zeiten längst vergangen waren.

„Frühe Siebziger. Speisesaal. Modell ‚LPG Rote Rübe'!" stellte Tim sachkundig fest. Das Abendbrot rührte keiner an. Es war ungenießbar. Wenn Chili und ihr Wagen nicht gewesen wären ... Sie erfüllte sogar Sonderwünsche. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Und das, obwohl Boss noch immer nicht aus Neubrandenburg zurück war.

Nicht nur mit dem Quartier hatte Hansi danebengelegen. Ganze zwei überlagerte Dorfschönheiten waren zum Casting aufgekreuzt. Dazu ein paar halbe Kinder und jede Menge Gaffer an den Fenstern. Prima! Dieser Drehort schien Svens schlimmste Albträume wahr werden zu lassen. Zum wiederholten Male versuchten derweil die beiden Bunnys ihr Glück. Tim hatte auf einer romantischen Kuss-Szene im Dämmerschein bestanden und wollte natürlich selbst den Hauptdarsteller geben. Erst Svens Einspruch, der Kameramann solle die gebotene Leistung gefälligst durch seinen Sucher beurteilen, brachte ihn von seinem Vorhaben ab. Seine Argumente waren aber auch zu fadenscheinig gewesen. Immerhin machte er dem Aufnahmeleiter, der einspringen musste, mit Bunny I sehr plastisch vor, wie er sich die Szene vorstellte.

Sven gähnte. Missmutig blickte er sich um. Gelangweilte Gesichter allenthalben. Einzig Chili, die etwas abseits saß, studierte interessiert das

Drehbuch. Sie hatte sich nicht beworben. Dem Regisseur allerdings kam plötzlich eine Idee. Wie das Mädchen heute Mittag auf ihn zu marschiert war, ihn an die Hand genommen hatte. So entschlossen. Das hatte was. Das war ihm trotz seiner Lethargie nicht entgangen. Und dann ihr Lächeln, unten am Fluss. Autofahren konnte sie im Gegensatz zu den Zwillingen außerdem. Dass ihm das nicht früher …

„Stopp!" Der Regisseur sprang von seinem Stuhl hoch. „Aufhören. Es reicht."

„Nur unter Protest!" maulte Tim. Er wollte gerade eine neue Variante ausprobieren. Sven winkte ab.

„Ich will jetzt mal die Chili sehen." Im Nu waren die anderen hellwach.

„Wieso das denn?"

„Die hat sich aber gar nicht ..." Chili saß der Schreck in den Gliedern.

„Nein, nein", stammelte sie, „ich kann doch nicht, also ich meine, das ist nichts für mich. Ehrlich." Es half nichts. Sven bestand auf einer Probe.

„Die Kuss-Szene?" fragte Tim.

„Nee", antwortete sein Regisseur, „die vorm Altar am Anfang. Wo sie wegläuft. Hast du die schon gelesen, Chili?" Die Gefragte nickte schüchtern. „Fein. Du kommst hoheitsvoll an Hansis Seite ... Hansi, hörst du bitte mal zu? … Danke. … Wie gesagt, ihr kommt auf mich zu. Ich bin der Pfarrer. Erst bist du super stolz, des ganzen Pomps wegen. Unterwegs wird dir klar, dass du die Schlafmütze neben dir eigentlich gar nicht kennst. Und mit dem sollst du den Rest deines Lebens verbringen? Wenn ich dich frage, ob du ihn willst, steht dein Entschluss endgültig fest. Du brüllst ‚Nein!' und rennst weg. Hast du das verstanden?" Chili nickte erneut.

Das Spiel begann. Atemlose Spannung im Saal. Chili, hochkonzentriert, schritt wie eine Prinzessin. Anfangs stolz, später unsicher. Ihr erstes „Nein" schüchtern, fast geflüstert. Auf Svens forderndes Zeichen hin ein zweites „Nein". Lauter. Komischerweise rannte sie nicht los. Geradezu angstvoll sah sie zu Sven, dem Pfarrer. Sie zitterte, spürte förmlich die Gefahr und plötzlich brach es aus ihr heraus. Ein gellender Schrei:

„Neiiiin!" Im nächsten Moment brach der Sturm los. Das Mädchen weinte, die Crew applaudierte. Tim jubelte, so etwas habe er noch nicht erlebt. Bravo Rufe. Chili begriff nicht, was um sie herum passierte. Hemmungslos rannen ihr die

Tränen übers Gesicht. Sven streichelte ihre feuchten Wangen und führte sie zum Stuhl.

„Das war großartig", murmelte er dabei. „Einfach grandios!"

„Heißt das ...?" schluchzte sie.

„Das heißt, du hast die Rolle. Du bist unsere neue Verona Ferry! … Quatsch. Du bist viel besser als die!"

„Aber, aber ich bin überhaupt nicht blond. So, wie die Braut sein soll." Die Maskenbildnerin, die sich herangedrängt hatte, um zu gratulieren, lächelte nachsichtig.

„Das lass mal unsere Sorge sein, Mädel, gell."

„Und Boss? Was wird der denn ...?"

„Der wird stolz sein, dass seine Mitarbeiterin zur Hauptdarstellerin aufgestiegen ist. Alles eine Frage der Überzeugungsarbeit. Das kriegen wir hin."

Sven war wieder ganz der Alte. Er war schlicht und ergreifend begeistert. Von sich und seinen Einfällen.

19. Szene: Der Ferrari - Teil III

Etliche Stunden später wimmerten die heißen Reifen eines stahlblauen Cabrios über den Asphalt der Landstraße. Der Mann am Steuer pfiff fröhlich vor sich hin. Er genoss den Fahrtwind auf der einsamen Piste. Boss hatte gute Gründe für seine aufgekratzte Laune. Eigentlich war er gegen Mittag mit gemischten Gefühlen nach Neubrandenburg aufgebrochen. Zum einen hatte der Filmdreh mit einem Umsatzrekord begonnen. Angesichts seiner Erwartung, bei dem spontanen Sponsoring Projekt zunächst draufzuzahlen, eine äußerst erfreuliche Entwicklung. Andererseits drohte nun das ganze Projekt den Bach runter zu gehen.

Da er nicht recht wusste, was er den abrupten Höhen und Tiefen des Tages abgewinnen sollte, beschloss der Fritten-Boss, sich nach den nötigen Einkäufen ein fulminantes Abendbrot zu leisten. Ohne Pommes und Wurst. Vielleicht würde ihm das helfen, sich eine abschließende Meinung zu bilden.

Neben dem Restaurant, in dem er Leib und Seele stärkte, entdeckte er zufällig eine nette kleine Bar. Satt und einigermaßen zufrieden, sprach nichts gegen einen

gemütlichen Tagesausklang. Und zwar in eben dieser Bar. Zumal die Fotos im Schaukasten ein heißes Showprogramm für den gepflegten Herrn versprachen. Boss fühlte sich quasi persönlich angesprochen. Die künstlerischen Leistungen der jungen Damen auf dem mondänen Bar-Tresen ließen tatsächlich nichts zu wünschen übrig. Den sonst so geizigen Boss, neuerdings als Mäzen junger Kunst unterwegs, überkam ein überwältigendes Pflichtbewusstsein. Selbstlos reckte er sich, die dargebotene Reizwäsche mit eigener Hand seinen bescheidenen Spenden zu öffnen.

Als zu guter Letzt eines der leicht bekleideten Girls zum Dank dafür an seinem Tisch Platz nahm, fand der Gute sein Glück vollkommen.

„Champagner!" hieß fortan der Schlachtruf der Nacht. Es blieb nicht bei einer Flasche, nicht bei nur einer Tänzerin an seinem Tisch, auf seinem Schoß. Manches Scheinchen wechselte den Besitzer.

Gut betankt und in Hochstimmung machte sich unser Talente-Förderer zu fortgeschrittener Stunde auf den Heimweg. Er genoss den kühlen Nachtwind. Sein schnittiges Fahrzeug reagierte sanft auf jede Lenkbewegung. So ganz ohne mobile Theke an der Anhängerkupplung, bewies es sogar ein gewisses Temperament. Fast wie ein Ferrari, dachte Boss, und fühlte sich gleich ein bisschen als Formel 1 Pilot. Was die blöden Filmleute nur zu meckern hatten! Gefühlvoll trat er das Gaspedal durch. Die Straße war lang und gerade. Über ihm die Sterne. Plötzlich ein Licht. Extrem hell. Wo kam das mit einem Mal her? Boss' an die Dunkelheit gewohnte Augen verweigerten ihren Dienst. Der Mann konnte nichts mehr sehen. Sein erster Gedanke: Ein Ufo! Beim Näherkommen entpuppte sich das als Fehlschluss. Nur ein aufgeblendeter Brummi. Auf der schmalen Straße schlimm genug. Mit Mühe und Not entkam das Cabrio einer Katastrophe.

Als Boss endlich wieder freie Sicht hatte, erkannte er, wieso das Licht so unerwartet aufgetaucht war. Seine lange gerade Fahrbahn endete nämlich unmittelbar vor ihm in einer scharfen Linkskurve. Er stieg auf die Bremsen. Zu spät. Es krachte. Weiß-rote Blechteile flogen ihm um die Ohren. Dass die kantigen Kurvenmarkierungen ihn nicht gleich einen Kopf kürzer machten, verdankte er vermutlich einzig der Tatsache, dass er von vornherein nicht die dafür nötige Normhöhe besaß. Sekundenbruchteile später verloren die Reifen jeglichen Bodenkontakt. Die leicht überhöhte Kurvenführung wirkte wie eine

Schanze. Mehrere Meter segelte der unfreiwillige Flugschüler durch die Luft, bevor sich sein Geschoss in den weichen Boden eines frisch gepflügten Feldes bohrte. Mit lautem Plopp entfaltete sich der unvermeidliche Luftsack. Nachdem sich die Staubwolke gelegt hatte, stellte der verblüffte Boss fest, dass er noch lebte.

Heute ist wirklich mein Glückstag, freute er sich. Allerdings währte die Freude nicht lange. Erst kam er kaum hinter dem Airbag hervor, dann musste er konstatieren, dass der neue Wagen hin war. Totalschaden! Bei Rekonstruktion des Herganges wunderte sich Boss erneut, dass er dieses Abenteuer überlebt hatte.

Er griff zum Handy, den Automobilclub zu Hilfe zu rufen. Ein kurzes Aufleuchten. Feierabend. Akku leer. Wie immer in entscheidenden Momenten! Scheiße! Und auf der Landstraße kam jetzt keiner mehr. Der Laster war wohl das endgültig letzte Fahrzeug der Nacht gewesen. Bis zum morgendlichen Berufsverkehr.

20. Szene: Chili

Auch das zweite Mitglied des Boss-Fritten-Teams erlebte eine unruhige Nacht. Was weder an Chilis Sorge um den vermissten Chef, noch am Nachtquartier lag. Aus Kostengründen hatte Boss nicht im „Blutigen Knochen“ gebucht. Er selbst wollte im Auto schlafen, seine junge Mitarbeiterin hatte ihre Luftmatratze im Imbisswagen liegen. Im Nachhinein erwies sich diese Entscheidung als richtig. Die Zimmer im Hotel standen dem Flair des Saales unten kaum nach. Harte knarrende Betten, immer zwei bis drei pro muffiger Buchte. Waschgelegenheiten und Toiletten über den Flur. Die letzte Renovierung hatte augenscheinlich kurz nach dem Krieg stattgefunden. Wenn überhaupt. Dagegen war Chilis Einzelzimmer mit eigenem Wasserboiler geradezu luxuriös. Nein, daran lag es nicht, dass die junge Frau nicht schlafen konnte.

Sie grübelte, ob es richtig war, wozu sie sich von den Filmleuten hatte überreden lassen: Eine Rolle übernehmen, für die ein Star geplant gewesen war! Das konnte nicht gut gehen. Andererseits machte es bestimmt Spaß. Sie konnte

sich ausprobieren. Ganz zu schweigen von der Herausforderung! Es kam nur alles so plötzlich.

Wieder und wieder wälzte sich Chili auf ihrer Luftmatratze hin und her. Am Ende stand sie auf und spazierte zum Fluss hinunter. Dort, am Apfelbaum, wartete sie auf den Sonnenaufgang. Mit dem ersten Hahnenschrei kehrte sie ins Dorf zurück. Sie klingelte an einer Haustür. Die verschlafene Küstersfrau wollte sich zwar über die frühe Störung erregen, als sie jedoch in die Augen des Mädchens blickte, erfüllte sie ihr den Wunsch und sperrte das Backsteinkirchlein auf. Vor einer Marienstatue kniete Chili nieder.

„Hallo", flüsterte sie. Die kleine Figur blickte gütig drein. Das Jesuskind in ihrem Arm lachte. Ein Knuddel-Baby. Wie liebevolle die früheren Schnitzer zu arbeiten verstanden. Scheu sah sich das Mädchen um. Dann streichelte sie das Kleine sacht. Vorsichtig berührten ihre Finger auch Marias feingliedrigen Hände.

„Wie hättest du reagiert … sagen wir mal, der Engel hätte dir kein uneheliches Kind angekündigt sondern eine Rolle im Film? Wenn er gesagt hätte: ‚Maria, du kommst ins Fernsehen!' …?"

Fast eine Stunde blieb Chili allein in dem ehrwürdigen Gemäuer und betete. Tatsächlich fühlte sie sich wohler, als sie hinterher wieder in die wärmenden Strahlen der Morgensonne trat.

„Danke!" sagte sie und blinzelte in den wolkenlosen Himmel über Klein Kleckersdorf an der Zarow.

„Gern geschehen", antwortete eine Stimme. Es war die Küstersfrau, die schon am Fenster darauf gewartet hatte, wieder zuschließen zu können. Die Straße herauf rumpelte ein Laster. Ein knallgelber Abschleppwagen. Chili glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Auf dem Beifahrersitz saß ein völlig geknickter Boss. Hinter ihm, fest verkeilt, ein stahlblaues Häuflein Schrott. Chili zupfte sich ihr Sommerkleidchen zurecht und rannte zum Hotel, die anderen zu wecken.

21. Szene: Der dritte Bericht

„Per Anhalter?" Das blasse Gesicht der grauen Eminenz des Fernsehdirektors wurde noch eine Spur blasser. Leiser wiederholte sie ihre Frage. „Per Anhalter? Aber wieso? Ich dachte ... Aha. … Künstlerische Aspekte. … Aber ... Nein. … So, ja. … Kontrast Nobelbraut und spleeniger Fastfood-King. Verstehe." Sie biss sich auf die Lippe. „Ich dachte ... Das Status-Symbol … Vom Altar geflüchtet, könnte sie nicht wenigstens ...? Aha. Springt nicht an. … Erzählt sie dem Fahrer. … Was sagt Frau Ferry dazu? … Abgesagt? … Aber ... Junges Tale... Wie? … Die Zukunft. … Wenn Sie meinen. … Danke."

Die Tür ging auf. Einer der Mitarbeiter steckte seinen Kopf ins Chefsekretariat. Zitternd und mit erstickender Stimme wurde die Dame hinterm Schreibtisch laut. „Danke, Frau Hagen, auf Wiederhören!" Sie legte auf, sah hoch. „Raus!" keuchte sie mit letzter Kraft. „Hauen Sie ab, oder ich vergess mich!" Erschrocken verschwand das Gesicht.

Einige Sekunden atmete die Frau tief und heftig. Dann griff sie in die Schreibtischschublade, riss ihr Exemplar von „Liebe, Flucht und Eifersucht“ heraus, warf es auf die Computertastatur zwischen die beiden Aktenstapel, die den Arbeitsplatz umrahmten. Dort, wo bei Sven unter dem Titel der mysteriöse Vermerk „Autor: N.N.“ prangte, konnte man auf dieser Fassung hier klar und deutlich den gleichen Namen lesen, der auch ihr Brustschildchen zierte. Die Frau griff nach dem fettesten verfügbaren Rotstift und strich diesen Namen bis zur Unkenntlichkeit durch. Das Titelblatt zerriss. Sie warf den Stift weg und sich selbst mit Kopf und Armen auf das Drehbuch. Hätte jemand an der Vorzimmertür gelauscht, er hätte von drinnen ein herzergreifendes Schluchzen vernommen.

22. Szene: Die verschwundene Braut - Teil I

„Und Action!" Die frisch erblondete junge Frau im nicht mehr ganz blütenweißen Hochzeitskleid rannte oder besser gesagt stolperte mit hohen Absatzschuhen den unebenen Weg entlang. Ihre mehrere Meter lange Schleppe erzeugte eine gigantische Staubwolke. Im Hintergrund, vor dem Klein

Kleckersdorfer Gutshaus, stand rufend und gestikulierend eine durch den Staub nicht näher erkennbare Gruppe festlich gekleideter Menschen. Die Braut hielt kurz inne, blickte zurück, zog sich die hemmende Fußbekleidung aus, riss die Schleppe ab und einen Teil des Rockes, der bis dahin ihre Beine verdeckt hatte. Dann rannte sie weiter.

„Gestorben!" Tim zeigte den erhobenen Daumen und Sven rieb sich vergnügt die Hände.

„Auf zur nächsten Location."

„Och, Sven. Können wir nicht eine kurze Pause machen? Ich bin total fertig." Chili plumpste auf einen Baumstumpf und rieb sich die Füße.

„Nichts da. Pass lieber auf dein Kleid auf. Der Stumpen könnte harzig sein. Umbau Jungs! Hopp, hopp, hopp. Keine Müdigkeit vorschützen." Sven klatschte im Rhythmus. „Bis zum Abend müssen wir den verlorenen Tag raus gearbeitet haben. Time is Money."

„Hä, hä, hä", tönte es irgendwoher. Svens strafender Blick ging ins Leere. Alle arbeiteten mit Hochdruck. Der Übeltäter war nicht zu identifizieren. Tim hütete sich, zu diskutieren. Stattdessen meldete sich die Maskenbildnerin zu Wort.

„Du, Herr Regisseur, meinst du nicht, dass du ein bissel übertreibst, gell? Du scheuchst das arme Mädel und nebenbei auch uns seit Drehbeginn in einem Affenzahn durch die Pampa, dass einem Hören und Sehen vergeht. Fehlt nicht viel und die Crew meutert wirklich. Du weißt, wir haben alle nicht sonderlich gut geschlafen, in der Räuberhöhle."

„Moment mal. Der ‚Blutige Knochen' geht auf Hansis Rechnung!" Hansi fuhr hoch. Er hatte versucht, seine Pleiten der vergangenen Tage durch erhöhte Einsatzbereitschaft auszuwetzen. Für den „Blutigen Knochen“ allerdings fühlte er sich beim besten Willen nicht zuständig.

„Eh! Wer hat denn gesagt, möglichst am Ort und es darf nichts kosten? Der ‚Blutige Knochen‘ kam dem nun mal am nächsten. Oder hat wer eine bessere Idee?" Schweigen. Mittlerweile hatten die anderen auch die Arbeit eingestellt. Tim hielt es für geraten, dem bedrängten Kumpel beizustehen.

„Na und der Reiterhof?"

„Kennst du die Preise bei deinem Cousin? Außerdem sind die seit Monaten ausgebucht."

„He, von mir aus kann's weitergehen. Meine Füße sind wieder fit." Chili versuchte ein Lächeln. Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Immerhin fühlte sie sich als Auslöserin der ganzen Debatte.

„Jetzt will ich nicht mehr." Sven schmollte. „Mittag!"

23. Szene: Der Ferrari - Teil IV

Missmutig schlenderten die Filmleute zu Boss' Theke. Dass die Bunnys beim Verteilen der Pommestüten aushalfen, tröstete nur wenig darüber hinweg, dass den meisten die täglich immer gleichen Kalorienbomben zum Halse heraushingen. Einige aus der Crew kamen nicht mal mehr mit zum Wagen, weil sie den Geruch von altem Öl nicht ertrugen. Andere stocherten maulend im Ketchup herum. Tim fühlte sich bemüßigt, als einziger Honorarempfänger mit gutem Beispiel voranzugehen.

„Ich weiß gar nicht, was die haben", erklärte er Boss. Dabei stopfte er die fettigen Stäbchen tapfer in sich hinein. „Deine Fritten sind die besten weit und breit." Der Delikatessen-Koch grinste gnädig.

„Laß es dir schmecken, wa. Ick jebs dir jerne." Das war zumindest zur Hälfte eine Lüge. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit berechnete er nämlich bereits die Ersparnis, die er durch nicht verzehrte Freirationen erzielte. Und dass er ohne die Ferry überhaupt noch da war, hatte er sich von Sven teuer erkauft. „Ick freu mir schon off nachher, wenn ick meene kleene Tramperin einsacken und zu ihre Verwandtschaft bringen kann." Er stupste Tim in die Seite. „Bloß ma so irgendwo inne Ecke stehen mitte Bude, wa, det kriegt ja keener mit. Und womöglich hättet ihr mich hinterher rausjeschnitten. Hä, hä, hä. Det jeht ja nu nich mehr, wa." Tim verzog das Gesicht.

„Und du willst tatsächlich deine komplette Karawane durch mein Bild zerren? Hätte der Jeep, den Hansi für dich gemietet hat, nicht gereicht?"

„Wat denkst du denn? Da kommt meine Werbung ja überhaupt erst zur Jeltung, wenn der Wagen hinten dranne hängt. Außerdem, wat heeßt hier Jeep? Hat sich ja nu nich jerade mit Ruhm bekleckert, dein Hansi. Wer weiß ob der olle Trabi-Kübel, den der Herr Oberförster in seine Jerasche hat einstauben lassen, mein

Restaurant überhaupt schafft, wa? Aber wat soll ick machen? So lange der Zeck mit meine Versicherung nich ausjestanden is ..." Er zuckte mit den Schultern.

„Jetzt sag nicht, du hast noch gar nicht ausprobiert, ob der Kübel deine Kiste wegbringt?"

„Nur die Anhängerkupplung. Ick will doch nich, det die Möhre schon auseinanderfällt, bevor‘s richtig losjeht." Er holte zwei Jägermeister zum Anstoßen. „Lass ma, wird schon schiefjehen. Prost."

„Ne coole Sau biste jedenfalls", meinte Tim, dem bei Boss' letzten Worten sämtliche Gesichtszüge entgleist waren. Er kippte das Fläschchen in einem Zug. „Ich hoffe jedenfalls, dass du recht behältst."

„Fertig werden." Hansi trieb seine Schäfchen zur Eile an. „Die Szene an der Fernverkehrsstraße ist dran. Bunny I und II, ihr kommt mit mir zur Einweisung. Ihr müsst die Straße absperren, damit unsere Kamera keinen Schaden nimmt.

Boss, mach deine Bude dicht und scher dich auf die Ausgangsposition am Ortseingangsschild. In dreißig Minuten müssen wir startklar sein. Tim. Du und deine Assistentin, ihr könnt euch sofort auf die Strümpfe machen. Der Chef wartet schon am geplanten Kamerastandort.

Und, Kinder, tut mir einen Gefallen, trödelt nicht, sonst gibt's gleich den nächsten Ärger. Am Ende bin ich dann wieder an allem Schuld. Auf geht's, Mädels."

Chili, die etwas abseits gestanden hatte, schloss sich dem Aufnahmeleiter und den Zwillingen an.

„Ich muss jetzt bloß trampen und mich von Boss mitnehmen lassen?" erkundigte sie sich.

„So in etwa." erwiderte Hansi. „Unsere beiden Oberkünstler erklären dir bestimmt gleich, wie sie sich das vorstellen. Ist nicht meine Baustelle." Bunny I warf einen eifersüchtigen Blick auf die Braut.

„Du kannst et jut haben."

„Mit Füße wund laufen und stundenlang in der Prellsonne stehen? Ich danke. Von mir aus können wir gerne tauschen."

„Na und?" mischte sich das zweite Bunny ein. „Dafür wirste berühmt.“ Hansi hielt sich aus der Debatte heraus.

24. Szene: Die verschwundene Braut - Teil II

Am vereinbarten Platz angekommen, wurde Chili von Sven mit einem zuckersüßen Lächeln empfangen.

„Ah, da kommt ja mein bezaubernder Star!"

„Spar dir dein Süßholz. Was soll ich machen?"

„Na wer wird denn gleich ... Eigentlich wollte ich dich gern als Dankeschön für den harten Tag heute Abend auf ein Fläschchen Wein einladen."

„Da solltest du die Anderen gleich mit einladen. Die hätten‘s genauso nötig."

„Das liebe ich an dir, dass du so mitfühlend bist. Eigentlich dachte ich trotzdem mehr an ein Schäferstündchen zu zweien im Mondenschein." Seine Augen leuchteten bei dieser Vorstellung.

„Bild dir bloß nichts ein, nur weil ich neulich mal 'nen schwachen Moment hatte.“

„Von der Sorte könnte ich ein paar mehr vertragen. Okay, können wir später klären, konzentrieren wir uns auf den Dreh. Pass auf!" Sven stellte sich an Chilis Stelle an die Straße und hielt den Daumen raus. Tim, der mit seiner Assistentin hinzugetreten war, betrachtete ihn aufmerksam.

„Hier stehst du. Ungefähr so. Wär das okay für dich, Tim?" Der Kameramann nickte.

„Und wo stehe ich?"

„Die Kamera steht dort hinten. Damit wir Boss beim Anhalten von vorn haben. Und dann fahren sie gemeinsam aus dem Bild." Die Assistentin schleppte Kamera und Stativ zu besagter Position.

„Hm. Gibt ein Problem. Ich hab Chili die ganze Zeit von hinten und im Profil."

„Na und? Hat doch ein hübsches Profil, unsere Chili." Sven verneigte sich dezent ehrfurchtsvoll.

„Lass den Blödsinn, Old Wabble. Du weißt genau wie ich's meine. Wenn sie dasteht und wartet, ... Das Gesicht, das ist das Interessante."

„Gut, meinetwegen. Stellst du dich eben auf die andere Seite. Sehen wir dem wegfahrenden Auto hinterher. Bekommt Boss länger seine Werbung." Er winkte der Assistentin. Die buckelte ihre Gerätschaften und trottete brav in die entgegengesetzte Richtung. Tim überlegte.

„Geht nicht, dann hab ich die Sonne von vorn und Chilis Gesicht ist dunkel."

„Machst du es hell."

„So viel Licht haben wir gar nicht, um gegen die Sonne anzukommen."

„Und der Flex?" Die Assistentin schlug sich an den Kopf und sauste los. Den Flex hatte sie im Auto vergessen. Chili verzog das Gesicht. Mit der reflektierenden Silberfolie hatte sie schon Bekanntschaft geschlossen. Dieser glänzende Schirm wirkte wie ein Spiegel. Das Licht brannte einem in den Augen, dass es kaum auszuhalten war. Gott sei Dank schüttelte Tim den Kopf.

„Aber nicht direkt von vorn. Da hab ich dann auch nichts vom Gesicht, weil sie die Augen zukneift."

„Ja, zum Kuckuck, was bitteschön willst du denn überhaupt? … Drehschluss?"

„Das auch. Lass mich überlegen. … Genau. Wir lösen die Geschichte auf. Mal sehen wir sie von hier, mal von da." Ärgerlich warf die Assistentin den bereits ausgepackten Flex ins Gras.

„Klasse. Und die Szene verkaufen wir als Schulfilm für Regiestudenten. Titel: ‚Wie produziere ich den klassischen Achssprung … Zuschauerverwirrung leicht gemacht.'" Verblüfft sahen sich die beiden Künstler an. Sven nickte.

„Wo sie recht hat, hat sie recht. Was nun, Rothaut?" Tim kratzte sich am Kinn.

„Von mir aus. Dann machen wir es so, wie du zuerst gesagt hast. Dann müssen die Bunnys halt den einen oder anderen Brummi durchlassen, damit Chili hinterher gucken kann. Dabei dreht sie sich zu mir ein und ich kriege ihr Gesicht von vorn." Sven stimmte zu.

„Genau, so machen wir das. Sieht auch viel realistischer aus, wenn sie ‘ne Weile wartet und zuvor ab und an mal einer durchfährt." Die Assistentin zerrte das komplette Equipment zum Ausgangspunkt zurück. Hansi, der im Laufschritt von den Bunnys kommend atemlos am Drehort eintraf, wollte zugreifen.

„Der Aufnahmeleiter, dein Freund und Helfer", krähte er, „immer zur Stelle, wenn's brennt!" Zur Antwort erhielt er ein giftiges Fauchen.

„Pfoten weg! Lass mich bloß zufrieden, du Freund und Helfer. Meine Technik zu ruinieren, schaff ich ganz alleine." Dann murmelte sie etwas von Assistentinnenehre oder so. Sven nahm den verhinderten Gentleman in den Arm.

„Pass auf, du sagst den Zwillingen Bescheid. Neue Weisung: Autos durchlassen! Sie sollen nur Zeichen geben, dass die Leute zügig vorsichtig an uns vorbeikurven." Hansi schlug die Hacken zusammen, legte zwei Finger an die nicht vorhandene Mütze und sauste los.

„Maske!" brüllte Sven, „Unsere Braut glänzt wie eine Speckschwarte."

„Schrei nicht so", piepste es zur Antwort. Der Regisseur fuhr erschrocken zusammen. „Ich steh längst hinter dir. Musst dich nur mal umsehen, gell."

Chili ließ die Prozedur klaglos über sich ergehen. Allerdings wäre ihr ein kühler Waschlappen bedeutend lieber gewesen als die trockene Puderquaste. Endlich waren alle auf ihren Positionen und startklar.

„Uuuuund Action!" Chili hielt den Daumen raus. … Ein Auto. Tut, tuuut. Fröhliches Winken. … Das zweite Auto. Lichthupe. Der dritte hielt direkt vor der Kamera an, um nach der Sendezeit zu fragen.

„Aus! So geht das nicht." Sven tobte. „Wer hatte die Scheißidee, diese ganzen Idioten durchzulassen?" Tim putzte intensiv mit einem Lederlappen an seiner Optik herum. „Und wo bleibt eigentlich Boss? … Hansi! … Hansiiii!" Der Gerufene kam angerannt. „Wo bleibt Boss? Wir haben doch längst das Zeichen gegeben."

„Der Kübel ist beim Anfahren verreckt. Danach war Pumpe. Wahrscheinlich ist die Batterie im ... Du weißt schon. Wir versuchen gerade einen Fremdstart."

„Und warum sagt mir das keiner?"

„Ich dachte, ihr braucht sowieso erst ein paar andere Einstellungen mit dem Mädel."

„Ich dachte, ich dachte ... Du wirst hier nicht fürs Denken bezahlt, Junge!"

„Ich werde überhaupt nicht bezahlt." Beleidigt zog Hansi von dannen.

„Und Hansi, sag den Bunnys, kein Auto mehr außer Boss. … Tim. Mach derweil mal Gesicht nah, nachblickend, und lange Beine, hin und her trippelnd, groß. Das kriege ich schon geschnitten. … Chili! … Musst halt bitte bisschen nervös vor- und zurücktreten, zur Straße hin. Und sauer gucken, als wär grad wieder einer ohne anzuhalten vorbeigedüst. Dann den Kopf drehen, um auf den Nächsten zu warten."

„Stop. Sven, würdest du die speziellen Wünsche bitte mir überlassen. So schnell bin ich nicht scharf", knurrte Tim. Sven grinste.

„Und ich dachte, du wärst immer scharf."

„Ach, halt‘s Maul. … Chili! Alles hört auf mein Kommando. Ich bin zuerst auf deinen Beinen. Steh bitte einen Moment still und auf mein ‚Bitte' legst du los. … Beleuchter. Gib mir bisschen mehr Glanz auf ihr Fahrgestell. Handlampe

reicht. … Danke super. Jetzt geht’s los. … Nein, nicht du, Chili. … Noch mal zurück. Erst wenn ich ‚Bitte' sage. … Bitte!"

Tim brauchte mehrere Versuche, bis er glücklich war. Sven kamen zwar erhebliche Zweifel, ob so lange Detail-Aufnahmen von Chilis Schenkeln künstlerisch ernstlich zu rechtfertigen seien, andererseits: Er konnte sich das im Film ziemlich lecker vorstellen. Und sei es nur beim Sichten am Schneidetisch. Nach gut einer Stunde war schließlich auch das letzte Detail von Chilis Körper ausführlichst abgeschwenkt. Vor allem ihre enttäuschten Augen hatten ziemlich lange gedauert. Das Mädchen war keine Schauspielerin, die Sonne blendete und Sven und Tim hatten der Panne des Kübels wegen notgedrungen den Perfektionismus erfunden. Chili konnte fast nicht mehr stehen. Der Kopf tat ihr weh. Irgendwo, weit weg, wimmerte der Anlasser eines Zweitakt-Motors, gelegentlich übertönt von wütenden Boss-Flüchen.

„Ich glaube, jetzt schaffen sie's", meinte Tim. Sven nickte.

„Lass schon mal laufen." Doch statt Boss und seinem Trabbi-Kübel nebst angehängtem Imbisswagen, erschien ein ziemlich eindrucksvoller Truck.

„Wo kommt der denn ... Egal. Chili, winken, Tim, mitdrehen." Der Truck blieb stehen. Direkt bei Chili. Der Fahrer öffnete dem Mädchen einladend seine Beifahrertür.

„Hey!"

„Psst!" machte die Assistentin, zeigte auf ihre Tonangel und deutete Sven an, dass Tim durchlaufen ließ. Unschlüssig, sah Chili zu Sven. Der winkte ihr zu, sie solle einsteigen. Chili gehorchte. Nachdem der Wagen aus dem Bild war, stieß Sven einen Freudenschrei aus.

„Wow, das war geil. Ich sag es doch: Live ist immer am besten. Tim, du musst jetzt mit hoch ins Fahrerhaus. Gegenschuss. Das Einsteigen von innen ... Verdammt. Wieso hält der Kerl nicht an? Wo will der denn hin?" Sprachlos blickte die Crew dem Laster nach, der soeben mit der Hauptdarstellerin an Bord ihren Blicken entschwand. Es hupte.

„Alles Roger, Jungens", tönte eine bekannte Stimme durch den sich ausbreitenden blauen Zweitakter-Dunst. „Wo is'n jetzt meine Tramperin?" Der Trabbi-Kübel war endlich angesprungen.

25. Szene: Die verschwundene Braut - Teil III

„Hey!" Eine breite Pranke reckte sich Chili entgegen. „Die Kirsche da vorn meinte zwar, ich soll vorsichtig an dir vorbei fahren, aber im Ernst, so 'ne schmucke Braut, ..." im Gesicht des Fernfahrers spiegelte sich ehrliche Bewunderung, „also, die kann ich beim besten Willen nicht am Straßenrand stehen lassen." Der Truck ruckte an.

„Danke." Dem Mädchen war die Sache unangenehm.

„Übrigens: Ich heiße Winfried. Kannst mich Winni nennen. Wie alle. Winni mit dem Laster." Er lachte breit. „Kann man so und so nehmen. Nichts gegen Laster, sage ich immer." Chili sah angestrengt aus dem Fenster.

„Sie könnten dann anhalten. Wir sind aus dem Bild." Winni mit dem Laster lachte nur. „Eh, was soll 'n der Quatsch? Ich muss den ganzen Weg wieder zurück laufen."

„Nicht doch, Frolleinchen. Ich seh, wie erschöpft du bist. Ich lad dich auf einen kühlen Drink ein. Oder auf einen Kaffee. Im Nachbarort gibt’s 'ne urgemütliche Kaschemme. Da rücken wir ein. Kommt schließlich nicht alle Tage vor, dass der olle Winni 'ne waschechte Schauspielerin einsammelt."

„Lassen Sie mich sofort raus. Ich schreie." Sie versuchte, die Tür zu öffnen. Winni lachte.

„Lass gut sein. Bei Tempo 120 brichste dir bloß deinen hübschen Hals. Genieß lieber die Fahrt." Er klickte sein Radio an. Erschöpft und entmutigt ließ sich Chili in den Sitz zurückfallen. Sie hatte keine Chance, das war klar.

Zum Glück sah der Typ nicht nach einem Mädchenmörder aus. Der grobschlächtige Kerl blinzelte ihr zu und summte vergnügt die Radio-Melodie mit. Typischer Berufskraftfahrer, dachte sie. Genau wie die Blödköppe, die immer an ihren Imbiss vorm Bahnhof kamen. Deren dumme Scherze kannte sie weiß Gott zur Genüge. Ein kleiner Rest Angst blieb dennoch. Hoffentlich machte sie sich zu viel Gedanken. Sie redete sich ein, die Einladung als ganz normales Abenteuer zu betrachten. Genau wie die Filmerei. Wenn es hart auf hart käme, wüsste sie sich schon zu wehren. Vielleicht tat es diesem arroganten Arschloch von Sven Svenson sogar ganz gut, sie zur Abwechslung einmal zu vermissen. Außerdem: Die Fahrerkabine des Brummis war angenehm klimatisiert. Richtig

erholsam. Trotzdem wäre es ihr lieber gewesen, wenn sie endlich hätte aussteigen dürfen. Ihr fröstelte.

26. Szene: Die verschwundene Braut - Teil IV

Am Set war die Hölle los. Von lähmendem Entsetzen bis hin zu hektischer Betriebsamkeit reichten die Reaktionen. Ein kopfloser Hühnerhaufen. Sven, eben noch Hahn im Korbe, verkraftete die Unwägbarkeiten seines Berufes zunehmend schlechter. Er schrie, brüllte und heulte abwechselnd. Dabei schoss er mal wie eine angestoßene Billardkugel durch seine Truppe, mal saß er in sich zusammengesunken im Straßengraben. Tim ließ seine Assistentin mit dem Lederlappen an der Kameralinse herum putzen und erfragte von Bunny II immer neue, schreckliche Einzelheiten über Physiognomie und teuflisches Lachen des gemeinen Entführers. Je länger das Gespräch dauerte, desto präziser wurden die Erinnerungen des Mädchens. So wuchs in ihrem Bericht allmählich das Bild eines blutrünstigen Geistesgestörteren, spezialisiert auf Entführung, Vergewaltigung und Verzehr junger Schauspieltalente. Die Zuhörer packte das kalte Grauen. Einzig die Maskenbildnerin reagierte wieder einmal völlig gefühllos.

„Das ist aber interessant", konstatierte sie nüchtern, „soviel wie du über den Killer und seine Ambitionen weißt, gell, bist du bestimmt mindestens 30 Jahre mit ihm verheiratet gewesen." Sodann vergatterte sie die Zwillinge, sich lieber um den verwirrten Regisseur zu kümmern, anstatt weitere Gerüchte in die Welt zu setzen. Sie war es auch, die den Aufnahmeleiter daran hinderte, sofort die Polizei zu rufen und auf deren Erscheinen zu warten. Mit ihrer Piepsstimme übernahm sie ohne große Diskussion das Kommando, schickte die hilflose Meute zunächst in den Schatten und organisierte zwei Suchtrupps, die dem Truck folgen sollten. Hansi erhielt die Aufgabe, eine Art Leitstelle einzurichten, um ständig Kontakt zu halten. Der Beleuchter kutschierte die resolute Dame. Er hatte CB-Funk im Wagen und suchte damit unterwegs nach Spuren des Entführers, die dann umgehend an das zweite Team und die Leitstelle weitergegeben wurden. Bei der bekannten Hilfsbereitschaft der meisten Brummi-Kapitäne ein erfolgversprechender Ansatz. Dank der mitgelaufenen Kamera ließen sich sehr präzise Angaben über den gesuchten Truck machen. Der

Assistentin war es sogar gelungen, das Nummernschild mit einiger Sicherheit zu entziffern.

Zum Entführer selbst allerdings gelang kein Kontakt. Kein Wunder. Um sich besser auf die Musik und seine hübsche Beifahrerin konzentrieren zu können, hatte er sein Funkgerät abgeschaltet. Das tat der Suche keinen Abbruch. Der Mann war gesehen worden. Natürlich versuchten einige Kollegen, ihn zu decken und die Filmleute in die Irre zu führen. Team zwei landete auf Grund exakter Wegbeschreibungen zielgenau auf einer stillgelegten Mülldeponie. Als die Nachricht über den gelungenen Streich zurückkam, herrschte an einigen Empfängern laute Heiterkeit. Am Ende gab es aber unter all dem wirren Zeug doch eine brauchbare Nachricht.

Ein mitfühlender Kollege, der nach eigenem Bekunden selbst einmal zum Opfer eines ähnlichen Scherzes geworden war, gab die Adresse eines Straßencafés durch. Dies sei die erwiesene Lieblingskneipe des Entführers.

Der farbenprächtige Truck am Straßenrand war nicht zu übersehen. Die Einsatzleiterin befahl Wartestellung, bis auch der zweite Trupp zur Stelle wäre. Unauffällig erkundete sie derweil Hinterausgänge und eventuelle Fluchtwege. Als die anderen wenig später eintrafen, begann der generalstabsmäßige Sturm des Gebäudes. Sechs Krimi erprobte Filmleute stürzten mit grimmigen Mienen in das kleine Café.

Der Truck-Driver, soeben auf dem Weg zum Klo, wurde von gleich drei Männern an die Kuchentheke gedrückt, dass es krachte. Der Beleuchter packte eine Kuchengabel und presste sie dem Entführer unters Kinn. Vor Schreck entglitt der Serviererin ein Tablett mit Kaffee und Eis. Es schepperte gewaltig. Glassplitter klirrten und der Kaffee ergoss sich über den Fußboden. Nach Hilfe kreischend wollte die Dame flüchten. Die Maskenbildnerin hielt sie zurück.

Die anderen Gäste waren ob des Überfalls regelrecht geschockt. Chilis befreiendes Lachen löste die Spannung. Sie erklärte der Serviererin die Zusammenhänge. Natürlich hätte sie nachher telefonieren wollen, um sich hier abholen zu lassen. Allein ihre Kollegen waren schneller gewesen. Da die Maskenbildnerin das heruntergefallene Tablett auf ihre Rechnung nahm, herrschte bald bestes Einvernehmen unter den drei Frauen.

Schlecht für Winni mit dem Laster. Die Stimmung in seinem Stammcafé schlug deutlich um. Es herrschte Einigkeit: Der Mann durfte nicht ungeschoren

davonkommen. Vor lauter ihm gut bekannten Zeugen musste er sich verpflichten, am nächsten Tag mit mehreren Kisten kalter Erfrischungsgetränke am Drehort zu erscheinen, um die begonnene Szene bei der Gelegenheit in und mit seinem Brummi fertig drehen zu lassen. Erst nachdem er dies hoch und heilig beschworen hatte, durfte er endlich zur Toilette. Es wurde höchste Zeit.

27. Szene: Der Zuschuss

„Fandest du nicht, dass der Palmenkübel bisschen mickrig wirkte, für 'ne spanische Hazienda?"

„Vorsicht, die Ecke."

„Und der pommersche Spanier, der wirkte auch ein bisschen mickrig, fand ich."

„Du sollst auf die Ecke aufpassen. … Spanier sind nicht groß. … Verdammter Mist, das war die nächste Schramme. … Die meisten jedenfalls. … Achtung. Hinter dir. Die Tür!"

„Schon. Aber die Kutsche von Boss … puh, Scheiße, es klemmt, ja, danke … Also die Kutsche von Boss wirkte daneben umso gewaltiger. Ziemlich blöd, fand ich."

„Absetzen!" Sven schnaufte. „Könntest du bitte endlich die Klappe halten und dich auf mein Sofa konzentrieren? Wenn das so weitergeht, bringen wir das Teil nie heil bis zur Pfandleihe. Und womit bezahlen wir dann den Dreh im Harz?"

„Ist ja zum Glück das letzte Stück. Ehrlich. Ich hab die Schlepperei langsam satt." Tim ließ sich auf die zwischen Flur und Wohnzimmer im Türrahmen abgestellte Couch fallen. Auf der Flurseite.

„Und ich hab deine ständige Miesmacherei satt." Sven plumpste jenseits der Tür auf das andere Ende. Die Federung quietschte im nahezu leeren Raum aufdringlich. Nur einige Fachbücher und eine Luftmatratze mit Schlafsack waren in der einst so gemütlichen Bude übrig geblieben. „Ständig musst du meckern. Irgendwann skalpier ich dich, Rothaut, it's clear."

„Und wer dreht dann deinen Film weiter, Old Wabble?"

„Was heißt hier ‚deinen Film'? Bisschen mehr Identifikation mit dem Produkt, wenn ich bitten dürfte. Und", er beugte sich durch den Türrahmen, „sieh's mal

so, alter Kumpel, die Beine von Chili, wie sie aus dem Trabbi raus kletterte, das war einfach Klasse. Das hatte was. Das hat den ganzen Spanier wettgemacht. Von den Boss-Fritten hattest du in dem Moment auch nichts im Bild, wenn ich nicht irre, hi, hi, hi."

„Wechsel jetzt nicht die Rolle, old boy." Tim grinste. „Man nennt dich den König der Cowboys, nicht Sam Hawkins. Recht hast du trotzdem. War 'ne Großaufnahme. Ich als dein Kameramann muss dich nur pflichtschuldigst darauf hinweisen, dass du nicht den ganzen Streifen aus Chilis Beinen zusammenschneiden kannst. Irgendwie brauchen wir schon bisschen Handlung dazwischen, von Zeit zu Zeit."

„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern!" deklamierte der Regisseur und lachte. „Immerhin haste gerade von ‚wir' gesprochen. Das empfinde ich als deutlichen Fortschritt, mein roter Bruder."

„Ahaw! Aber mal im Ernst, weißt du, was ich wirklich toll fand?"

„Na?"

„Die Sache mit dem Truck. Die große bunte Kiste, der vierschrötige Kerl." Tim schlug sich auf die Schenkel. „Du, dass der die Chili entführt hat, war ein richtiger Glückstreffer. Das gab der Geschichte Speed. Sonst hätten wir die ganze Zeit nur den dussligen lahmen Sachsenring-Ferrari im Bild gehabt."

„Tja, Glück muss man haben. Kannst du wieder?"

„Wollen's versuchen." Mit vereinten Kräften stemmten die beiden selbsternannten Westernhelden das letzte versetzbare Möbelstück aus Svens Wohnung hoch und bugsierten es ohne weitere Katastrophen durch den Flur, die Wohnungstür, das Treppenhaus bis in den Vorgarten der alten Mietskaserne.

„Absetzen!"

„Tag Herr Görke", schnarrte eine heisere Stimme. Sie gehörte dem Hausverwalter Maibaum.

„Ich heiße Svenson."

„Schnell mal die Identität gewechselt, was? Wird Ihnen aber nicht helfen. Wie ich sehe, sind Sie informiert und ziehen aus?"

„Stopp Opa. Werden Sie mal nicht pampig, klar? Was ich mit meinen Möbeln mache, ist meine Sache. Das geht Sie gar nichts an."

„Ach, dann wissen Sie wohl noch nicht, lieber Nachbar ...?" Er wedelte Sven mit einem Stück Papier vor der Nase herum und verbeugte sich. Seine devote

Haltung ließ an Zynismus nichts zu wünschen übrig. Verunsichert sah Sven zu Tim. Der nahm auf dem Kanapee Platz, gewissermaßen in der ersten Reihe, und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

„Könnten Sie zur Abwechslung mal Klartext reden. Was ist das für ein Wisch?" Maibaum nestelte umständlich ein klappriges Brillengestell aus seiner braunen Cord-Latzhose, schob sie auf die Nase, hüstelte und begann vorzulesen.

„Lieber Herr Maibaum!" Er betonte das „Lieber“ auf äußerst süffisante Weise. „Bitte, teilen Sie Herrn Sven Görke mit, dass er wegen säumiger Mietzahlung in erheblicher Größenordnung mit einer Räumungsklage zu rechnen hat. Ein entsprechendes Schreiben wird ihm in Kürze von meinem Anwalt zugehen. Da Herr Görke in letzter Zeit nie zu erreichen war und nicht auf entsprechende schriftliche Mahnungen reagiert hat, behalten wir uns vor, dem Gerichtsvollzieher notfalls gewaltsam Zutritt zu seiner Wohnung zu verschaffen. Mit freundlichen Grüßen und so weiter und so fort." Der alte Herr warf einen missbilligenden Blick über seinen Brillenrand auf das Sofa.

Dort saß Sven neben seinem Kumpel. Zwei begossene Pudel. Von deren Flapsigkeit war nicht viel übrig geblieben. Maibaum genoss den Anblick sichtlich. Er räusperte sich.

„Tja, meine Herrn, eigentlich sollte ich Sie daran hindern, dieses Sitzmöbel wegzubringen, nicht wahr. Es könnte zur Begleichung der Schulden von Bedeutung sein. Viel kann ohnehin nicht mehr in Ihrer Wohnung stehen, Herr Görke, nicht wahr?"

„Spiel bloß nicht den Oberschnüffler, alte Stasiratte!" Sven knirschte mit den Zähnen.

„Das hat ein Nachspiel, Herr Görke! Das hat ein Nachspiel." Wütend humpelte Maibaum zum Haus. Sven war auch wütend. Auf sich selbst. Warum hatte er sich nicht um die viele Post gekümmert, die sich in seiner Abwesenheit angestaut hatte? Und der Anrufbeantworter? Den hatte er als eines der ersten Stücke zur Pfandleihe geschafft. Gleich nach dem Klavier. Irgendwie mussten Technik und Quartiere schließlich bezahlt werden.

„Und nu?"

„Nu was?"

„Wie weiter?"

„Hm, keine Ahnung."

„Und wenn du statt dem Zuschuss an unser Projekt zur Abwechslung mal eine Rate von der Miete abstotterst?"

„Vergiss es. Und woher kommt das Geld für dein Licht in der Kirche?"

„Na, … Hast du's schon mit einem Kredit versucht?"

„Wer sollte mir den denn geben? Ohne Sicherheiten? Witzbold."

„Ich hätte aber eine Idee für die Quartiere."

„Deine Ideen kenn ich. Danke."

„Hab dich mal nicht so. Lass mich nur machen. … Alles auf! Und eins und eins! Ich habe keine Lust, nachher wieder zwei Stunden vor dem Laden rumzustehen."

„Kommandierer kann ich leiden", maulte Sven.

„Greif dir mal an die eigene Nase. Pass auf: Bestechung! Wir gehen nachher auf meine Rechnung ganz pomfortionös Essen. Nicht bei Boss! Ist das ein Wort?"

„Is 'n Wurt, Kurt. … Na dann ..." Sven spuckte in die Hände und griff nach der Couch. „Aber eins sage ich dir", setzte er hinzu, „wenn unser Film ein Hit wird, kaufe ich die ganze Bruchbude hier auf und schmeiß den Maibaum auf die Straße. Kündigung wegen Eigenbedarf!"

„Wieso Eigenbedarf? Wozu brauchst du denn so viel Platz?"

„Ja kannst du mir verraten, wo ich sonst meine vielen künftigen Groupies alle unterbringen soll?“

28. Szene: Das Quartier im Harz

Irgendwo klingelte ein Wecker. Kurz darauf ein zweiter, dritter und vierter. Ein Ghetto-Blaster fiel dumpf dröhnend in den Chorus ein. Im Handumdrehen herrschte in dem verträumten Pfarrhaus am Hang ein unbeschreibliches Chaos, ein Streiten und Lachen, ein Trampeln und Drängeln. Überall lagen Luftmatratzen und Decken umher. Teils mit verschlafenen Gesichtern dazwischen. Vor dem Bad bildete sich eine Schlange.

Dem Pastor, der in die Küche wollte, um Kaffee zu kochen, gelang es kaum, seine Schlafzimmertür zu öffnen. Fast bereute er schon, Tims Bitte um

Nachtquartier nicht abschlägig beschieden zu haben. Er hatte ja keine Ahnung gehabt.

„Vorsicht, aufgepasst, ich komme!" versuchte er die nächstliegende Schläferin zu warnen.

„Aber, aber, Herr Pfarrer!" tönte es ihm zur Antwort. Der Stimme nach die Kameraassistentin, obwohl das in dem allgemeinen Gewühl nicht hundertprozentig zu klären war. „Doch nicht in aller Öffentlichkeit!" Der gute Mann beschloss, noch einmal genau nachzulesen, ob sich nicht zu dem Gebot „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ eine Ausnahme für Filmleute fand. Über diesem Gedanken verlor er sein Gleichgewicht. Die junge Dame, auf der er zu liegen kam, grinste frivol. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr. Es war die Kameraassistentin.

„Wow. Sie machen tatsächlich ernst! Hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Aber schließen Sie lieber erst die Schlafzimmertür. Ich weiß ja nicht, was Ihre Frau dazu ..."

„Sodom und Gomorrha!" schrie die Erwähnte, das angeregte Gespräch unterbrechend und zog sich die Kissen über die Ohren. Sie hatte kein Auge zugemacht heute Nacht. Bis in den frühen Morgen klingelten ständig irgendwelche Telefone. Das Fax stand sowieso nicht still und aus Richtung Keller tönten zwischenzeitlich Geräusche, die sich mit Sitte und Moral in einem anständigen, lutherischen Pfarrershaushalt wirklich nicht in Einklang bringen ließen. Dort unten in der Waschküche hatten die Zwillinge ihr Quartier aufgeschlagen. Aber anscheinend nicht nur sie. Die gute Frau war mit ihren Nerven restlos am Ende.

Ihr Gatte, der mittlerweile den Flur überwunden hatte, immer vorsichtig, um nicht erneut zu fallen, bekreuzigte sich ein ums andere mal. So viele leichtbekleidete Damen! Und alle unterwegs unter seine Dusche. Du lieber Gott! Zum Glück waren die Störenfriede bald ausgeflogen und Ruhe kehrte für einige Stunden in das beschauliche Häuschen ein. Der brave Pastor entzog sich der geharnischten Gardinenpredigt seiner Holden mit Hinweis auf seelsorgerische Pflichten im nahen Altersheim. Die Hausherrin, alleingelassen in dem unglaublichen Tohuwabohu aus Nachtsachen, Schlafsäcken, nassen Handtüchern, Deosprays und, und, und überlegte einen Augenblick, ob sie irgendwie Ordnung schaffen sollte. Bloß, womit beginnen? Resignierend schloss sie die Augen. Ja,

das tat gut. Dunkelheit und Stille. So ließen sich die furchtbaren Eindrücke verdrängen. … Klingelnd und rasselnd sprang das Fax an.

29. Szene: Das Wiedersehen am Blauen See

Plitsch, platsch. Die Jungs aus dem Dorf übertrafen sich mit immer gewagteren Sprüngen von den Klippen. Die Zwillinge, die endlich vor der Kamera hüllenlos ihre Reize zeigen durften, planschten quietschend zwischen den Einheimischen herum. Tim, der Mann hinter der Kamera, fuchtelte mit den Armen.

„Nochmal! Ihr seid zu schnell Jungs. Ihr müsst beim Absprung auf mein ‚Bitte' warten, sonst kann euch die Kamera nicht folgen." Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Fast senkrecht fielen die Sonnenstrahlen in den schmalen Kessel der Kalkgrube. Die Kleiderordnung der Crew ließ arg zu wünschen übrig. Ohne Kamera hätte man die Leute gut und gerne für sonnenhungrige Sommerfrischler halten können.

Bis auf Tönnes Meesters. Der war gleich dran. Verzweifelt kämpfte die Maskenbildnerin gegen Ströme klebrigen Schweißes in seinem Gesicht. Der von Hansi organisierte Sonnenschirm half nur wenig. Leise piepste sie dem Altstar darum ins Ohr:

„Herr Meesters, wollen Sie den weißen Schal nicht wenigstens ablegen, bis Sie aufs Pferd müssen? Sie bekommen mir am Ende einen Hitzschlag, gell."

„Unter keinen Umständen!"

„Ich mein's doch bloß gut. Wenn ich mich davor stell, sieht trotzdem keiner Ihren entblößten Hals."

„Ich verbitte mir Ihre ordinären Avancen!"

„Meine was?" Empört warf die Dame ihren Puderquast auf die Dose, dass es stiebte. Tönnes Meesters musste niesen. Keiner wünschte ihm Gesundheit. Nur Tims Assistentin blökte:

„Ruhe bitte, wir drehen."

„Impertinente Bande", murmelte der Altstar. Wieder platschte und quietschte es. Chili empfand den Dreh heute zum ersten Mal richtig erholsam. Sie durfte mit ihren Beinen im Wasser baumeln, nachher sogar zu den anderen hineinspringen, um auf Tönnes zu warten, der sie herausfischen sollte. Bedeutend

besser, als in der stickigen Luft der Frittenbude auf Kundschaft zu warten. Sie konnte den Vergleich direkt ziehen. Boss rotierte in Sichtweite unten an der Straße. Boss im eigenen Saft. Er konnte einem richtig leidtun. Chili dagegen ... Genüsslich lehnte sie sich auf ihrem Badetuch zurück. Sie schloss die Augen. Wie angenehm der sanfte Luftzug vom Wasser her die erhitzte Haut streichelte. Vielleicht hatte sie tatsächlich das große Los gezogen. Die Chance! Das Angebot, das man nur einmal im Leben bekommt. Vielleicht! Ein Ruf des Regisseurs weckte sie aus ihren Tagträumen.

„Gestorben! … Chili, halt dich bereit. Gleich bist du dran. Reihenfolge: sonnenbaden, aufrichten, nach den Bunnys sehen, von den Steinen ins Wasser gleiten und rüber schwimmen. Capito?"

„Sí Señor."

„Muy bien, Señorita. Vamos. … Und nun zu Ihnen, Caballero Meesters. Aufs Pferd, aufs Pferd. Hansi geht mit Ihnen und dem Gaul vor zur Straße. Auf unser Zeichen kommen Sie angeritten und halten hier am See. Die Hand legen Sie schützend über die Augen und schauen sich um. Schnitt."

„Wieso die Hand an die Augen? Wir sind hier nicht in der Prärie."

„Ja schon. Aber warten Sie mal ab, wenn Sie am Wasser stehen. Die kleinen Wellen blenden mordsmäßig. Das ist total realistisch. Und es sieht elegant aus!"

„Und wo ist der andalusische Schimmel, der im Drehbuch stand? Ich soll doch wohl nicht auf dieser klapprigen braunen Schindmähre reiten?"

„Das war ein Denkfehler des Autors. Der Schimmel hatte sich gerade ein Bein gebrochen. Deshalb mussten Sie den Braunen nehmen. Und nach dem langen Ritt durch Deutschland, Frankreich und die Pyrenäen darf der Gaul gar nicht besser aussehen." Und leise zu Tim gewandt: „Was bildet sich die arrogante Sau eigentlich ein?"

„Wissen Sie, warum der Teufel seine Großmutter erschlug? Weil ihm keine Ausrede einfiel." Sven war nahe dran, senkrecht in die Luft zu gehen. Tim legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

„Psst, weißer Bruder, ganz ruhig."

„Ich bin die Ruhe in Person", knirschte Sven zurück. Und wieder laut: „Okay, sind wir dann soweit?"

„Von mir aus immer", flötete der Star. „Ich warte ja nur seit drei Stunden auf meinen Auftritt."

„Wenn Sie mit uns im Pfarrhaus genächtigt hätten", piepste es unterm Sonnenschirm zur Antwort, „dann wären'S heut Morgen pünktlich gewesen, und wir hätten nicht die anderen Szenen vorziehen müssen, gell. Wer im Glashaus sitzt ..." Tönnes hielt es für weit unter seiner Würde, auf diese Retourkutsche zu antworten. Ohne irgendwen eines weiteren Blickes zu würdigen, ging er auf den Klepper zu und schwang sich elegant in den Sattel.

„Zumindest das klappt", flüsterte Sven seinem Kameramann zu. „Ich hätte ja gelacht, wenn er auf der anderen Seite gleich wieder runtergekippt wäre. … Äh, Herr Meesters, Augenblick, denken Sie an den spanischen Gruß! Sie erkennen ihre Liebste ja nicht gleich unter den Nixen."

„¡Claro que sí!" Stolz wie ein Spanier ritt er von dannen.

„Was heißt denn das?" fragte Tim.

„Selbstverständlich! Hat er auch bloß aus unserm Drehbuch." Der Regisseur bezog Stellung hinter seinem Monitor. „Okay. Auf los geht's los Freunde. Kamera?"

„Läuft!"

„Ton?"

„Liegt an."

„Uuund Action!" Chili machte ihre Sache wie immer hervorragend. Tim schwenkte ein Stück mit der Schwimmerin mit und zog dann auf in die Totale dieses idyllischen Fleckchens Erde. Das war der Moment, da Meesters von der Seite ins Bild galoppiert kommen sollte. Er kam aber nicht. Hansi hatte Svens Zeichen übersehen.

„Alles zurück auf die Ausgangspositionen!"

„Nur ein kleiner Tipp", mischte sich die Assistentin ein. „Das gibt einen Anschlussfehler, wenn die Braut jetzt schon draußen nass ist."

„Danke. … Tim?"

„Hm. Muss sie beim Losschwimmen halt schon drin sein."

„Und die schönen Einstellungen vom Sonnenbaden?"

„Haben wir doch. Da steht die Kamera eine Weile. Das müsste reichen."

„Und dann ist sie plötzlich drin?"

„Machen wir eben alles nochmal. So nass sind die Haare gar nicht geworden." Das stimmte. Chili war näher gekommen, um sich neue Instruktionen abzuholen.

Sven untersuchte ihre Locken. Durch das sanfte Hineingleiten waren nur die Spitzen etwas nass geworden.

„Bisschen Sonne drauf, dann ist alles wieder in brauner Butter. … Hm, außer dem Badeanzug! Der gibt feuchte Flecken auf dem Tuch. Ob man die sieht?" Tim wusste Rat:

„Gehen wir auf Nummer sicher. Zieh das Ding einfach aus, Chili!" Das Mädchen sah den Kameramann erschrocken an.

„Ich hab aber keinen zweiten mit."

„Macht nichts. Ohne kommt eh besser."

„Hervorragender Vorschlag, Herr Kollege." Sven nickte anerkennend. „Ich wusste die ganze Zeit, dass der Szene etwas fehlt. Das gewisse Etwas."

„Aber, aber ... Jungs, das war nicht abgemacht."

„Zier dich nicht so, Mädchen. Wir sind hier unter uns. … Normal. … Vor allem an so 'nem idyllischen Baggersee. Stimmt's Sven, wir sind neulich auch einfach so rein gesprungen, ohne Badehose. Und die Girls im Wasser haben die ganze Zeit nichts an. Mit wäre also geradezu ein Stilbruch. Wenn du Wert drauf legst, drehe ich der Fairness halber ohne Hose weiter. Hab nichts zu verbergen, was Mädels?" Vom Teich her kicherte es zwiefach. Die Maskenbildnerin dagegen konnte sich ein „Igitt! Gott bewahre!" nicht verkneifen. Sven sagte gar nichts. Er bewunderte die rhetorischen Fähigkeiten seines Kameramannes. Da nun zu allem Überfluss Tönnes Meesters von der Straße her zu meckern begann, wann es denn endlich losgehe, gab Chili nach, trocknete sich ab und legte sich auf ihren Platz. Tim blickte durch den Sucher und schnalzte mit der Zunge.

„Junge, Junge. Kriegste glatt feuchte Hände bei!"

„Bloß feuchte Hände?" seine Assistentin drehte ungerührt an ihren Tonreglern herum.

„Konzentriert euch gefälligst auf eure Arbeit", schnauzte der Regisseur. „Bist du klar Tim?"

„Roger."

„Ton steht?"

„Was ich in die Hand nehme, steht immer."

„Ein einfaches ‚Ja' hätt´s auch getan. … Das Wiedersehen, die Zweite ... und ab!" Chili überspielte geschickt ihre Unsicherheit. Es lief bestens. Tim zog auf, Tönnes kam geritten und hielt an. Zu früh. Direkt am äußersten Bildrand.

„Zurück auf eure Plätze! Alles wie gehabt. Tönnes: Dicht an den Tümpel ran! Bis hierher." Er zeigte auf die gewünschte Stelle. „Und bisschen flotter, wenn's geht. … Das Wiedersehen, die Dritte ... Action."

Jetzt galoppierte Tönnes mit Schwung heran. Unmittelbar bis vor die Kamera, auf die flachen, abgeschliffenen Steinplatten am Ufer. Ungefähr an die Stelle, an der Chili zweimal nass aus dem Wasser geklettert war.

„¡Hola!" Im letzten Augenblick erst riss er die Zügel straff. Er wollte wohl ein Reiterkunststück vorführen. Darauf allerdings war das gute Tier nicht eingerichtet. Es strauchelte. Auf dem feuchten, glatten Fels rutschten die Hufe weg. Ein Wiehern, ein Schrei, eine gewaltige Flutwelle. Geistesgegenwärtig riss Sven Tims Finger vom Auslöser.

„Nicht abschalten. Und wehe einer rennt mir ins Bild." Die Stelle würde er später in Zeitlupe bringen. „Chili, rette deinen Bräutigam, die Zwillinge helfen mit. Text ist Wurscht. Improvisieren! Tönnes spielt den Bewusstlosen bis zur Mund zu Mund Beatmung." Die letzte Regieanweisung hätte Sven sich sparen können. Der unerwartete Sturz ins kalte Wasser. In voller Montur! Das war zu viel für den überhitzten Meesters. Er zitterte und war zu keiner Reaktion mehr fähig. Der Gaul versuchte vergeblich, mit den Hufen am Ufer Halt zu finden. Tim riss die Kamera vom Stativ und machte Nahaufnahmen. Eine schöner als die andere. Bis zum Happy End:

Mund zu Mund Beatmung, Augen auf, Augen zu, langer Kuss bildfüllend ...

„Gestorben!“

30. Szene: Die Hochzeit

Die Hochzeit gedieh am nächsten Tag zu einer kinematographischen Meisterleistung. Im Prinzip! Nur dass sie erstens aus lichttechnischen Gründen ausschließlich draußen vor der Kirche stattfand, dass zweitens der Pfarrer sich weigerte, weiter mitzuspielen und drittens in Ermangelung einer ausreichend großen Zahl von armen Pyrenäen-Bauern die Dorfhochzeit genau genommen gar nicht stattfand. Kurz, Tim und Sven entwarfen eine hinreißend romantische Szene für den Abspann: Zwei einsame Menschen auf einer leeren Dorf-Plaza.

Nur die Kameraassistentin war mit der gefunden Lösung nicht zufrieden. Wäre es nach ihr gegangen, hätten sie diese Szene lieber ganz streichen sollen, um stattdessen direkt zu einer detailreichen Schilderung der Hochzeitsnacht im Stroh überzugehen. Tim und Sven fanden diese kreative Idee ihrer Mitarbeiterin nicht übel. Aber dazu war Chili beim besten Willen nicht zu bewegen. Nichts zu machen. Manchmal konnte die Frau richtig stur sein.

31. Szene: Die Beichte

Spätsommerabend. Auf der dritten Parkbank, von der Uferstraße aus gesehen, saß ein Mann im Trenchcoat, mit Hut und dunkler Sonnenbrille. Es goss in Strömen. Die Hutkrempe hing aufgeweicht herunter. Sein Haar, soweit unter dem Hut sichtbar, klebte ihm nass am Hals. Betont unauffällig blätterte er in einem Frauenmagazin. Er hatte es offenbar im Wartezimmer eines Zahnarztes gestohlen. Den Schutzumschlag zierte ein unübersehbarer Stempel mit der Adresse besagten Zahnarztes. Ein kleines Mädchen in einem gelben Regencape blieb stehen, den seltsamen, nassen Mann auf seiner Bank zu betrachten. Er lächelte sie an, worauf die Großmutter ihre Enkelin schnell weiter zog. Nicht, ohne einen misstrauischen Blick zurück zu werfen.

Über eine Viertelstunde saß er so da. Ab und zu sah er auf eine kleine silberne Taschenuhr. Schließlich legte er sein Magazin beiseite. Aus dem Grau unter den Parkbäumen löste sich eine weibliche Gestalt mit Regenschirm. Der Mann stand auf. Die Frau steuerte auf ihn zu. Ein kurzer Händedruck.

„Entschuldigen Sie, dass Sie warten mussten."

„Nicht der Rede wert."

„Haben Sie den Film mit?"

„Eine Kopie. Meine Telefonnummer liegt bei." Er zog eine Plastiktüte unterm Mantel hervor und reichte sie ihr. Sie steckte die Tüte schnell in ihre graue Aktentasche.

„Sind Sie zufrieden?"

„Ich hoffe, dass Sie es sind." Der Mann grinste. „Und er." Er machte eine vielsagende Kopfbewegung.

„Wer?"

„Na er, der Autor, Ihr Fernsehdirektor eben."

„Der ..., mein ...?" Peinlich berührt blickte sie auf ihre Fußspitzen.

„Ich kann natürlich für nichts garantieren."

„Schon klar."

„Nein, Sie verstehen mich falsch." Der Mann zog die Augenbrauen hoch.

„Wie meinen?"

„Also, der Autor ... und ich ... wir sind die gleiche Person. … Will sagen, ich bin die Autorin. … Ich halte Sie auf dem Laufenden", sprach‘s, drehte sich um und lief hastig davon. Der Mann stand minutenlang still im Spätsommerregen. Dann, langsam, ganz langsam, lenkte er seine müden Schritte zum Fluss. Die Frauenzeitschrift blieb auf der Bank liegen. Sie löste sich allmählich in ihre Bestandteile auf. Der Zahnarztstempel war längst unleserlich verschwommen. Ein schwarzer Fleck. Mühsam schleppte sich der Mann über die vielbefahrene Uferstraße zur Promenade. Einige Wagen bremsten scharf. Einer kam auf dem schmierigen Asphalt ins Schleudern. Es krachte blechern. Nochmal und nochmal. Den Mann interessierte es nicht. Er drehte sich nicht einmal um. Erst als kein Bums mehr folgte, horchte er kurz auf.

„Sieben", konstatierte er nüchtern im Selbstgespräch. Er beugte sich über das Geländer und starrte ins trübe, träge dahin fließende Wasser des Stroms. Von weitem ertönte ein Martinshorn. Sein schriller Ton schwoll an. Der Mann trottete flussabwärts. Er hatte alle Zeit der Welt. Unter einer Brücke blieb er erneut stehen. Zu seinen Füßen lag ein unrasierter Alter und schlief. Im Arm hielt er eine halbvolle Flasche. Irgendetwas Hochprozentiges. Der unauffällige Mann setzte sich daneben. Vorsichtig zog er die Flasche aus dem Penner. Er schraubte sie auf, schnupperte daran und setzte sie an den Mund. Der Alte erwachte.

„He, das ist ..." Schüchtern gab er seinen Protest auf. Er hatte erkannt, dass der Fremde die Flasche nicht eher absetzten würde, bevor der letzte Tropfen heraus war. „Das kostet aber 'ne Neue!" murmelte er.

32. Szene: Nächtliche Überraschung

„Es hat geklingelt."

„Hab's gehört." Tims Frau drehte sich auf die andere Seite.

„Es hat wieder geklingelt."

„Na und."

„Na und?"

„Na und!"

„Da, jetzt hat's schon wieder geklingelt."

„Du bist eine Nervensäge." Tims Frau raffte sich hoch.

„Wieso ich? Ich hab nicht geklingelt."

„Vergiss es." Sie winkte ab, streifte ihren Bademantel über und schlurfte schlaftrunken zur Tür, kam zurück und legte sich wieder ins Bett.

„Und?"

„Is für dich."

„Für mich?" Von der Tür hörte er eine ihm völlig fremde Männerstimme

„Hallo!" rufen. Tim schüttelte sich und bequemte sich in den Flur. Die gewaltige Schnapsfahne, die ihn hier traf, hätte ihn beinahe umgehauen. Er glaubte an einen bösen Spuk. Vor ihm stand ein alter Penner, angetan mit Svens Sonnenbrille und Hut. Nur mit Mühe stützte er den total hilflosen Kumpel, der wie ein nasser Sack an seinem Arm hing.

„Er hat Ihren Namen und Ihre Adresse gebrabbelt. Schätze also, Sie sind der Mann, der mir meine Pulle ersetzt. Ich hätt Sie ja nicht belästigt, aber ich hab dem Burschen schon sämtliche Taschen umgedreht. Kein Cent! Ehrlich. Sieht übrigens auch gar nicht so aus, als ob er's lange machen würde unter 'ner Brücke. Gehört Mumm dazu. Kann ich Ihnen sagen. … Jetzt stehn Sie nicht rum, junger Mann, der Bursche wird immer schwerer. Nehmsen mir ab oder kenn Sie Ihn am Ende gar nicht. Ja? … Na also." Gemeinsam mit dem Penner legte Tim das Sven-Paket vorsichtig im Flur ab.

„Macht 20 Euro oder drei Flaschen Klaren."

„Vorhin war's erst eine."

„Schon, aber da war noch keen Porto bei für das Expressgut hier." Tim hatte keine Lust, zu diskutieren. Er rannte, seine Geldbörse holen, drückte dem sich

vielmals bedankenden Alten die zwanzig Euro in die Hand und schob ihn ins Treppenhaus.

„He, die Brille und der Hut", tönte es von draußen. Tim hörte es nicht mehr. Er war bereits dabei, Old Wabble im Wohnzimmer ein Nachtlager zu bereiten.

33. Szene: Das Versprechen

„Ich darf wirklich hierbleiben?" Ungläubig sah Sven den Kumpel an. Sein Kopf schmerzte. Die Morgensonne blendete. „Und deine Frau?"

„Hat mich lediglich ein kleines Versprechen gekostet." Tim grinste. „Wenn sie mir eine Festanstellung als Kameramann besorgt, muss ich annehmen." Die beiden Freunde lachten herzlich.

„Raffiniertes Aas! Man sollte sich vor dir in Acht nehmen." Tim fühlte sich geschmeichelt. Er brachte zwei Flaschen Bier aus der Kammer und hockte sich neben die Couch.

„Auf die nächsten zwanzig gemeinsamen Filme. Prost!" Die Flaschen klirrten aneinander.

„Au, nicht so laut bitte, mein Kopf."

„Willste Frühstück?"

„Erst mal nicht, danke. Das reicht für den Anfang." Er hob die Flasche hoch.

„Dann erzähl mir aber endlich, warum du dir dieses Mordsding rein gedreht hast. Mit 'nem Penner! … Hast du einen Sendetermin?“

„Vergiss es." Sven streckte sich aus und starrte an die Decke.

„Wie vergiss es?"

„Der Autor, das war gar nicht der Fernsehdirektor."

„Nicht?"

„Ne."

„Wer denn?"

„Seine Sekretärin. Hat mich die ganze Zeit verarscht, die Schlampe." Sven traten die Tränen in die Augen.

„Scheiße!"

„Und dafür, ... dafür ..." Er konnte nicht weiter, presste ein Sofakissen vor die Augen. Tim holte tief Luft.

„Und nu?"

„Wie nu?" tönte es tränenerstickt aus dem Kissen.

„Haste 'ne Idee?" Keine Antwort.

„Scheiß Weiber. Weißt du was? Wir brauchen die Tusse gar nicht. Wir brauchen erst recht keinen Fernsehdirektor. Alter, hör auf zu flennen!" Tims Stimme klang trotzig. „Wir haben einen erstklassigen, affengeilen Streifen gedreht. Einen total scharfen Roadmovie mit mordsmäßigen Stunts und mordsmäßig genialen Hauptdarstellern. … Hörst du mir zu? … Das Ding kriegen wir mit Kusshand los, kannste glauben. Und wenn wir über irgend so ein Independent-Festival gehen müssen. Den werden wir's zeigen! Verlass dich drauf. Angekrochen werden die kommen, dass sie unseren Kassenreißer senden dürfen. Die Füße werden sie uns küssen, damit wir ihre Angebote akzeptieren. Und dann werden wir sie zappeln lassen. Kannste Gift drauf nehmen. Lass mich mal machen!" Tim sprang auf, warf sich eine Jacke über und knallte die Wohnungstür.

„Wo willst du denn hin?" Verblüfft sah der Regisseur seinem in wildem Aktionismus davon tobenden Kameramann nach.

34. Szene: Das Festival

Es war ein erhebender Moment. Vor dem Hotel „Zur Grünen Linde“ in Klein Kleckersdorf an der Zarow wehte die blaugoldene Europafahne. Volksfeststimmung! Schon von weitem hörten die Neuankömmlinge eine markante Stimme rufen:

„Currywurscht! Pommes! Echte Filmpommes! Mit der original Boss-Frische-Garantie. Meesters-Pommes mit weißem Majo-Schal oder Chili-Pommes mit scharfer Kintopp-Soße nach neuem Rezept! Mädels macht hinne! Die Leute woll‘n schnell noch wat essen, bevor der Film losjeht, wa. Und ick muss gleich rin zur Pressekonferenz. … Currywurscht! Echte Film-Currywurscht!" Die süßen Zwillinge, die an der Theke standen, hatten alle Hände voll zu tun, den Andrang wenigstens einigermaßen in den Griff zu bekommen. Von ihrem Arbeitsplatz aus war das Ende der Schlange nicht auszumachen. Bis kurz vor's Gemeindebüro schien sich die Boss-Fritten-Fangemeinde mittlerweile zu

erstrecken. Ob einige der männlichen Kunden möglicherweise eher der beiden Verkäuferinnen wegen gekommen waren, ließ sich nicht abschließend klären. Als Blickfang jedenfalls waren die Bunnys unschlagbar.

Nicht weniger aufgekratzt die Stimmung drinnen im Saal. Überall Fähnchen und Wimpel. Breite weiße Papierläufer verdeckten gnädig das Elend der alten Kantinentische. Vorn, auf der mobilen Leinwand, war soeben das „Making off" zu „Liebe, Flucht und Leidenschaft" für den angereisten Pressevertreter der Kreiszeitung und die heimische Politprominenz gelaufen. Ein aus Schnittresten, Eindrücken vom verpatzten ersten Drehtag und einigen ausufernden Interviews mit den Machern zusammengewürfeltes Sammelsurium des lokalen Fernsehsenders. Kurz: Große TV-Kunst! Tosender Applaus vom Landrat, vom Bürgermeister und beider Gemahlinnen, Bravorufe vom Kreiszeitungsreporter. Die Regisseurin des „Making off" war seine Schwägerin. Der Landrat trat ans Rednerpult.

„Sehr geehrte Pressevertreter, liebe Gäste, Herr Bürgermeister! Es ist mir eine große Ehre, hier und heute, kurz vor der Weltpremiere, vor der WELTUR-AUFFÜHRUNG des ersten in Klein Kleckersdorf gedrehten abendfüllenden Spielfilms, mein Wort an Sie richten zu dürfen.“ Artiger Beifall. „Nicht ganz unbescheiden muss festgestellt werden: Dass es dieses Ereignis heute hier gibt, dass gestern und heute überhaupt das erste Landfilmfestival Vorpommerns in Klein Kleckersdorf stattfinden kann, verdanken wir nicht zuletzt den Bemühungen unseres Amtes“, Kunstpause. Der Bürgermeister klatschte. „der weitsichtigen Politik des Herrn Bürgermeisters, den bereitgestellten Förder-mitteln aus der Landeshauptstadt und last but not least den vielen freiwilligen Helfern, die diesen wundervollen Saal in so kurzer Zeit in ein veritables Kino verwandelten." Mit großer Geste wies er auf das Abspielgerät, das mitten im Saal auf einem ausgedienten Lehrerpult montiert worden war. „Und so können wir denn am heutigen Abend erstmals den von den Landwirten des Ortes gestifteten neuen Filmpreis, den ‚Goldenen Traktor‘, in würdigem Rahmen verleihen." Ein schwergewichtiger Mann reckte stolz den mit Goldbronze veredelten Spielzeug-Trecker in die Höhe. „Ja, es ist ein großes Abenteuer, das niemand klein reden sollte. Diese winzige Landgemeinde an der Zarow hat sich mit unserer Hilfe in kurzer Zeit zu einem kulturellen Leuchtturm der Region entwickelt. Hier gehen,

wie wir eben im ‚Making off' noch einmal erleben durften, Stars wie Verona Ferry und Tönnes Meesters ein und aus.

Das ist nicht nur gut für die Klein Kleckersdorfer, das ist gut für die Tourismusindustrie des Binnenlandes überhaupt. Mit einem solchen Pfund lässt sich wuchern. Das schafft neue Arbeitsplätze." Der Lokalreporter applaudierte heftig. „Und was für ambitionierte Amateurvideos aus dem ganzen Kreis konnten wir gestern Abend schon im Rahmenprogramm bewundern! Das zeigt, wie viel Kreativität in unseren Menschen, … äh pardon, ... nein, also in den Bürgern der Bundesrepublik Deutschland und besonders Mecklenburg-Vorpommerns steckt!"

Freundlicher Beifall. Mehrere neugierige Kinobesucher nahmen in den hinteren Reihen Platz. Ein Bauer, der wohl schon ein Korn zu viel über den Durst getrunken hatte, wurde trotz heftigen Widerstands wieder nach draußen befördert. Seine Einwürfe „Bonzengequatsche!" und „Ich bin das Volk!" gingen im allgemeinen Tumult unter. Nachdem Ruhe eingetreten war, fuhr der Landrat fort.

„Zweifellos einen Höhepunkt des gestrigen Tages bildete das bewegende Melkerinnen-Porträt unseres Lokalsenders ‚An die Euter, fertig, los!' Die Protagonistin sei anwesend, wurde mir gesagt? Ah ja, ich sehe sie da drüben in der zweiten Reihe. Sibylle Ahrens. Herzlichen Glückwunsch!" Bei diesen Worten erhob sich errötend eine Matrone von erheblichen Ausmaßen. Von Ausmaßen in jeder Beziehung. Mutig wagte sie, zwischen Tisch und Stuhl eingeklemmt, so etwas wie einen angedeuteten Knicks. Am anderen Ende des Saales skandierte ihr mitgereister Fanklub:

„Bille! Bille! Bille! Bille!" Der Raum füllte sich zusehends. Boss, der sich endlich ebenfalls herein gedrängelt hatte, vergrößerte die Unruhe. Sein Ehrenplatz befand sich in der dritten Reihe, ziemlich in der Mitte. Der Bürgermeister bat um Ruhe. Der Landrat bedankte sich.

„Kommen wir nun also zum unbestrittenen Mega-Highlight unseres Film-Events!" Er strahlte. Die Landratsgattin nickte ihm stolz zu und hob den rechten Daumen. Ihr Mann hatte an der Formulierung lange vorm Spiegel gefeilt. Sie kam zum ersten Mal fehlerfrei über seine Lippen. „Unser Spielfilm ‚Liebe, Flucht und Leidenschaft'! Ich bitte jetzt mal den Mann nach vorn, dessen Einsatz

wir dieses Meisterwerk zu verdanken haben. Gewissermaßen den Boss der Filmcrew, ..."

Es war dem Landrat nicht gegeben, seinen Satz zu Ende zu bringen. Boss, ohnehin überzeugt, dass er als Hauptsponsor, Schauspieler und Arbeitgeber der Hauptdarstellerin die wichtigste Person des Abends sei, sprang, als er glaubte seinen Namen zu vernehmen, wie von der Tarantel gestochen hoch und kämpfte sich verbissen durch die letzten beiden Reihen, die ihn von der Bühne trennten. Dann stürmte er mit weitgeöffneten Armen auf den verdutzte Landrat zu, ihn zu drücken und zu herzen.

„Sie sind der Boss?" fragte die Redakteurin vom Lokalfernsehen erstaunt?

„Jawoll, der bin ick!" Energisch schob Boss den Landrat vom Mikrofon, um sich den Fragen der Presse zu stellen. „Ick bin Boss. Von Boss-Fritten. Jetzt neu mit original Boss-Film-Fritten und Film-Currywurscht. Der eine oder andere von Ihnen hat sich sicher bereits von die herausragenden Geschmackseijenschaften unserer Produkte überzeujen können, wa. Ick kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, det wir nächste Woche in der Kreisstadt die erste Filiale unseres Spezialitätenrestaurants von janz Vorpommern eröffnen werden!"

„Und was bitte haben Sie mit dem Film zu tun?"

„Ah, Madam vons Lokalfernsehen kommt mal wieder aus‘n Mustopp. Ick bin ‚der Mann, dessen Einsatz wir dieses Meisterwerk zu verdanken haben', wie unser verehrter Herr Kolleje Landratsamtmann jrade so hübsch formuliert hat. Vor dir zum Mitschreiben, Mädchen, ick bin der Hauptsponsor, die wirtschaftliche Basis jewissermaßen, wa. Dazu eener der Schauspieler.“

„Sie spielen selbst mit?"

„Aber Halleluja, kann ick Ihnen sajen, und, wat det wichtigste is, ick bin der Mann, bei den sich unser Star seine Brötchen als Verkäufer verdient, wenn er nich jrade dreht!"

Sven, der auch aufgestanden war, um nach vorn zu treten, griff sich an den Kopf. Seine Maskenbildnerin drückte ihn auf den Sitz zurück.

„Lass man gut sein", piepste sie flüsternd. „So drollig wie der ist, muss der Landrat wenigstens endlich die Klappe halten, gell." Tim hatte sich weggedreht. Ihm rollten dicke Lachtränen über die Wangen. Selbst der zunächst erschrockenen Chili fiel es schwer, ernst zu bleiben. Nach und nach steckte die Heiterkeit der kleinen Gruppe den ganzen Saal an. Lediglich die

hochkonzentriert arbeitende junge Dame vom Heimatfernsehen bekam von all dem nichts mit. Völlig unbeeindruckt stellte sie daher ihre nächste Frage:

„Was denn, Tönnes Meesters verkauft bei Ihnen Pommes Frites?" Das war zu viel. Ein Sturm brach los. Ein Lachen und Wiehern. Das Publikum tobte. Selbst der Landrat stimmte mit ein.

„Sehnse, bei die Frage wiehert sojar der Amtsschimmel, will sagen, unser hochverehrter Herr Landratsamtsschimmel. … Aba mal im Ernst. Kieckense, da sitzt se, meine Chili! Chili, komm doch mal her." Er winkte. Sven schob das widerstrebende Mädchen vor sich her. Dabei flüsterte er ihr ins Ohr:

„Keine Angst. Boss hat das Publikum am richtigen Zipfel erwischt, das können wir jetzt nutzen." Im inzwischen rappelvollen Kinosaal brandete herzlicher Applaus auf.

„Sehnse, und mit meine Chili kommt och gleich unser Reschissör, ick bitte um een weiteren Applaus!" Die Zuschauer ließen sich nicht zweimal bitten. Sven nutzte die Gelegenheit und schob Boss sanft vom Mikro weg.

„Sehr verehrtes Publikum, sehr geehrter Herr Landrat, Herr Bürgermeister. Es ist uns eine große Ehre und vor allem Freude, gerade Ihnen, die Sie einen so großen Anteil am Gelingen unseres Streifens hatten, hier in Klein Kleckersdorf unsere Welturaufführung präsentieren zu dürfen."

„Der quatscht schon jenauso kariert wie der Landamtsrat", zischte Boss. Chili war viel zu aufgeregt, davon Notiz zu nehmen. Die vielen Menschen! Alle sahen sie an. Nicht so ordinär, wie die Kerle an der Frittenbude. Nein. Richtig bewundernd guckten die hier. Die meisten jedenfalls.

„Deshalb freut es uns besonders, dass unsere Hauptdarstellerin Chili Carmandy Zeit gefunden hat, heute bei uns zu sein." Er machte eine ausladende Handbewegung zu Chili. Wieder klatschten die Leute. Boss guckte verständnislos.

„Hä? Wie nennt der dich?"

„Das ist mein neuer Künstlername. Ist aus Mandy-Carola zusammengesetzt. Hat sich Tim ausgedacht."

„Raffiniert!"

„Tönnes lässt sich entschuldigen. Er ist leider verhindert. Verpflichtungen. Sie verstehen!" Sven lächelte wissend. Den Brief in seiner Tasche zierte als Absender die Adresse einer Entzugsklinik. „Ich soll Sie alle jedoch herzlichst von

ihm grüßen." Erneuter Beifall. „Doch nun, denke ich, sind der Worte genug gewechselt. Bilden Sie sich selbst eine Meinung. Licht aus, Film ab!"

Geschafft. Sven zog Chili und Boss aus dem Rampenlicht. Bloß schnell weg, bevor weitere dumme Fragen kamen. Nach einigen missglückten Versuchen kam der Projektor in Schwung. Es wurde still im Saal. Der Vorspann lief an.

35. Szene: Der fertige Film - Teil I

„Mann", Tim stupste Sven an, „denkt man gar nicht, wie schick das auf der großen Leinwand wirkt, was?"

„Und die Leute! Total gefesselt! Die wagen kaum zu atmen."

„Geil."

„Gleich kommt die Szene, wo Chili in ihrem Sommerkleidchen aus dem Trabi hüpft. Da ... wow!" Ein Raunen ging durch den Saal. Auf der Leinwand sahen Chilis von unten aufgenommene Beine noch viel länger aus als in der Realität.

„Soll ich dir was sagen?" raunte Sven seinem Kameramann zu. „Dagegen ist Sharon Stone in ‚Basic Instict' ein Scheißdreck!"

„Wer ist überhaupt Sharon Stone?"

„Nie gehört. Ich kenn nur Chili Carmandy!" Tim nickte.

„Ob die Ferry das so hingekriegt hätte?"

„Pah. Die ist für solche Einstellungen inzwischen viel zu fett. Hätten wir nie und nimmer machen können."

36. Szene: Der fertige Film - Teil II

Badefreuden an einem winzigen Teich zwischen grauen Felsen. Ein paar Jungs sprangen ins Wasser. Ein Mädchen sonnte sich. … Die Tür knallte.

„Was machen Sie in meinem Büro?" Erschrocken richtete sich das angesprochene graue Wesen, das am Player hantiert hatte, auf.

„Ich ... ich ... äh ..." Himmel! Blöde Stotterei. Wer bin ich denn? Muss ich mir das bieten lassen? Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Ich bin Ihre Sekretärin, Herr Direktor, und als solche verpflichtet, gewisse Tätigkeiten ..."

„Gut, gut. Was machen Sie am Player?"

„Einen Film sichten, der uns ..."

„Seit wann fällt Sichten in Ihre Kompetenz? Was ist das überhaupt für ein Schund? Schluss damit. Legen Sie es zu den anderen Demo-Bändern. Ich habe zu tun." Deprimiert griff sie zur Fernbedienung. Gerade in dem Moment, als Tönnes Meesters in hohem Bogen mitsamt dem Gaul in Zeitlupe zu Wasser gelassen wurde.

„Halt! Weg da." Sie zuckte zusammen. Vor Schreck erwischte sie die Pausentaste. Was denn nun wieder?

„Dr. Zimmermann, wenn Sie mich immer so erschrecken, müssen Sie sich nicht wundern, wenn ich nächstens einen Herzinfa..."

„Gut, gut. Entschuldigung. Machen Sie mal Platz. Sagen Sie, ist das nicht der Meesters?" Dank der Pausentaste hing der gute Tönnes mit schreckverzerrtem Gesicht, weit geöffnetem Mund und wehendem Schal samt Gaul wenige Millimeter über der Wasseroberfläche in der Luft. „Tatsächlich!" Er schob die Sekretärin beiseite und setzte eine andere Brille auf. „Gehen Sie bitte ein Stück zurück. … Danke, reicht. … Jetzt wieder normal laufen lassen, bitte. … Donnerwetter! Kein Schnitt. Kein Stuntman! In Zeitlupe! Seit wann macht denn der alte Knabe seine Stunts selber? … Und so echt! Ich werd verrückt. Den hatte ich schon abgeschrieben. … Und die Mädels. Tönnes mit drei Nackedeis! Ha! Ich lach mich tot! Ist ja englischer Humor vom Feinsten! … So was von trocken. Hat der nicht früher immer nur so distinguiert arrogante Typen gespielt? … Nee. … Der Kuss. Dabei ist er bald am Ersticken. Sehen Sie das?" Die Chefsekretärin sah es nicht. Entgeistert registrierte sie nur, dass ihr Vorgesetzter offenbar den Verstand verloren hatte. Was für eine Reaktion auf dieses unsägliche Machwerk! Unmöglich. Und er konnte sich gar nicht beruhigen. „Exzellent! Erst das hochtrabend hingeworfene ‚¡Hola!' und nun die Wasserleiche. Hi, hi. Toll! Ich kenn den Mann gar nicht wieder. Der kam bisher nie ohne irgendwelche schmalzigen Tiraden aus. … Nimmt sich anscheinend selber auf die Schippe." Der Fernsehdirektor schüttelte lachend seine graue Mähne. „Soviel Humor hätt ich dem gar nicht zugetraut. Wer ist eigentlich die attraktive blonde Nixe da bei ihm? Das Gesicht ist mir unbekannt."

„Ein Nachwuchs-Talent." Die über die Verballhornung ihres romantischen Drehbuchs einigermaßen erzürnte Autorin hatte die unerwartete Wendung der

Dinge zur Kenntnis genommen. Jetzt obsiegte in ihr der Profi. Letztlich war es total schnuppe, womit man den künstlerischen Durchbruch schaffte. Vielleicht hatte sie sogar schon immer eine komische Ader? „Chili Carmandy, laut Abspann. Eine Entdeckung des Regisseurs."

„Interessant, interessant. Sollte man sich merken, die Kleine. Meines Wissens suchen die Kollegen drüben in der Casting-Abteilung gerade genau diesen Typ Vamp für einen Thriller. ‚Blutige Nächte in Venedig' oder so ähnlich. … Wer hat uns den Film angeboten?"

„Ein gewisser Sven Svenson. Ist ein kleiner Produzent. Seine Karte steckt in der Hülle. Der Film hat neulich bei einem Festival im Norden den ‚Goldenen Traktor' ..."

„Gibt es schon Verhandlungen über die Konditionen?"

„Aber Chef, Sie waren bekanntlich nicht..."

„Ja oder nein?"

„Nein. Er hat nur gesagt, wir würden den Streifen … kostengünstig", sie verkniff sich, von kostenlos zu sprechen, jetzt, wo der Chef angebissen hatte, „also sehr preiswert, bekommen, wenn wir ihm einen Sendeplatz ... Es ist ein Erstlingswerk. Auch von der Autorin." Sie hüstelte dezent. Leider stellte der Fernsehdirektor die entscheidende Frage nicht.

„Erstling? … Hm. … Und kostengünstig? … Interessant. Mit einem talentierten Jungstar und einem unerwartet schrägen Meesters-Comeback in einer Schmachtschinken-Parodie. … Skurril. Wirklich. Machen Sie mir ein Gespräch mit der Programmredaktion. Sofort, wenn ich bitten dürfte! … Ach ja. Moment. Äh ... und laden Sie bitte die junge Hauptdarstellerin zu einem persönlichen Vorstellungsgespräch ein. Sagen wir, morgen Abend, gegen Dienstschluss. Sie soll ein bisschen Zeit mitbringen."

37. Szene: Der neue Job

„Tim? Tiiimmm?" Nichts. Die Wohnung war leer. Sven riss sämtliche Zimmertüren auf. Keine Menschenseele. Da wollte der neue Erfolgsregisseur seinen Quartiereltern gleich die guten Neuigkeiten überbringen und nun ... Auf

dem Küchentisch lag ein Zettel. „Bin bei Biene im Kaufhaus!“ stand drauf. Aha. Sven rannte los.

Die Spielwarenfachverkäuferin erklärte gerade den verzweifelten Großeltern eines Dreikäsehochs die Funktionsweise des ausgewählten Spielcomputers. Nachdem die alten Leutchen bedient waren, wandte sie sich an Sven.

„Sie wünschen, mein Herr? Ach du bist das. Ohne Trenchcoat und Hut bist du gar nicht wiederzuerkennen."

„Ha, ha. Guter Witz. Sag mir lieber wo Tim steckt." Biene zeigte mit dem Daumen nach oben. „Was soll das jetzt wieder heißen? Drück dich bitte klarer aus."

„Tim hat einen neuen Job. Im Dachgeschoss."

„Im Dachgeschoss vom Kaufhaus? Einen Job?"

„Mann, bist du schwer von Capé! Warum darfst du mich immer noch in meinen vier Wänden belästigen? … Hm? … Wegen eines gewissen Versprechens."

„Ja, wenn du ihm eine Festanstellung als Kameramann ... Du willst mir doch nicht erzählen, dass es da oben ein Studio gibt!"

„Na und ob. Dreh dich mal um. … Guck, jetzt kannst in die Kamera winken, dann sieht dich Tim." Entsetzt starrte Sven in die bezeichnete Richtung. Die Überwachungskamera der Kinderabteilung schwenkte soeben herüber. Als sie die Verkäuferin und den Regisseur erreicht hatte stoppte sie kurz und bewegte sich leicht auf und ab. Sven brachte es nicht übers Herz, die Hand zu heben und den Gruß zu erwidern.

38. Szene: Der Ferrari - Teil V

„Na denn Prost, wa!" Die Likörfläschchen klirrten. Boss war zufrieden. „Mann, Mann, Mann. Wir sind im Fernsehen. Hat sich am Ende also jelohnt, der janze Strezz. Die Filiale in Pommern läuft übrigens bombig. Halleluja! Werd ick wohl nach der Sendung noch 'n paar von aufmachen müssen." Er ließ sich von dem neuen Mädchen hinter der Theke zwei frische Jägermeister reichen. „Bei dir rollt der Rubel jetzt bestimmt och, wa?" Sven winkte ab.

„Geht so. Vielleicht mit dem nächsten Film. Falls mir jemand einen Auftrag gibt. Hängt von der Quote ab. Im Moment bin ich noch obdachlos." Er lachte bitter. „Chili ist nicht mehr bei dir?"

„Nach ihrem Date mit dem Fernsehhäuptling hatse jekündigt. Keene Ahnung, wo die steckt."

„Die Zwillinge wollten nicht anheuern?"

„Verjiss die beeden! Süße Hintern, aber nur Flausen im Kopp. Prost!"

Sven verabschiedete sich von seinem Hauptsponsor, winkte dem neuen Boss-Mädchen und schlenderte vom Bahnhof zur Uferstraße hinunter. Im Stadtpark setzte er sich auf die dritte Bank, von der Straße aus gesehen. Er beobachtete die Jogger und Skater und genoss die herbstliche Abendsonne. Wie sie sich im Fluss spiegelte! Eine wunderbare Ruhe lag über der Stadt.

Sven holte Notizblock und Kugelschreiber aus seiner bunten Plastiktüte. Einen Augenblick lang sah es so aus, als habe er eine Idee. Einen Augenblick lang. Dann legte er Zettel und Stift neben sich auf die Bank. Ein Wagen erregte seine Aufmerksamkeit. Ein Wagen, der es augenscheinlich eiliger hatte, als die anderen. Er brauste mit aufgeblendeten Scheinwerfern die Überholspur herunter. Es war ein Cabrio. Rot. Ferrari-rot. Sven stand auf, um das Geschoss besser sehen zu können. Tatsächlich ein Ferrari. Vor dem Parkweg verlangsamte er seine Fahrt, ordnete sich rechts ein, hupte kurz und stoppte. Die elegante Fahrerin winkte Sven fröhlich zu. Chili!

„¡Hola Señor! Ich hab noch 'nen Platz frei. Wie wär’s?" Mit offenem Mund sah der Regisseur seine Hauptdarstellerin an. „Sag mal, willst du Wurzeln schlagen? Ich hab's eilig." Sven sah ein, dass es keinen Zweck hatte, sich länger zu wundern. Er griff nach Zettel, Stift und Tüte, hastete zur Straße und schwang sich in den Wagen. Chili fuhr an.

„Wow! Heißer Schlitten." Chili lächelte.

„Hast mir in letzter Zeit so viel von Ferraris erzählt. Da konnte ich einfach nicht anders."

„Und die Kohle?"

„Sozusagen ein Vorschuss. Vom Fernsehdirektor persönlich vermittelt. Für meine Hauptrolle in dem Thriller ‚Blutige Nächte in Venedig'. Nächste Woche gehen die Dreharbeiten los. In Italien."

„Wow."

„Wusstest du eigentlich, dass unser Streifen für die Berlinale nominiert werden soll?"

„ ... ?"

„Genau. Die powern die Werbung im Moment wie wild."

„Aha."

„Schau, dort, das Plakat." Sven kam aus dem Staunen nicht heraus. Tatsächlich. Chili und Meesters am Blauen See.

„Wow!"

„Also, mit der Quote, das kann überhaupt nicht mehr schief gehen. Deswegen soll ich dich schön grüßen."

„Von wem?" Chili lachte vergnügt, langte hinter sich und warf ihm einen Hefter auf den Schoß.

„Wenn ich Venedig abgedreht habe, brauche ich einen neuen Job. It's clear. Und da hab ich dem Fernsehdirektor gesagt, der König der Cowboys wäre der richtige Mann dafür! Wenn dir das Drehbuch gefällt, sind wir im Geschäft.“ Sven schlug den Hefter auf. Der Titel lautete:

„Liebe, Flucht und Eifersucht - Teil II“

Schattenmacher

Siesta in San Ignazio De La Muerte. Sengende Hitze lag über dem kleinen Dorf am Rande der großen Wüste. Wie ausgestorben die einzige Straße, die auf der einen Seite in den Ort hinein und auf der anderen hinausführte. Keine Menschenseele ließ sich um diese späte Mittagsstunde auf der Plaza blicken. Alle Fensterläden geschlossen. Kein Hund, keine Katze hätte sich freiwillig aus dem Haus gewagt. Selbst die sonst unermüdlichen Grillen hatten ihr eintöniges Streichkonzert eingestellt. Kein Windhauch regte sich. Unerbittlich brannte die mexikanische Sonne auf die ausgedörrte, dunkelrote Erde der abgeernteten Maisfelder.

Träge drehte sich im Wirtshaus von San Ignazio der Deckenventilator. Seine einzige Aufgabe bestand darin, den Gästen, die sich gelegentlich hierher verirrten, zu suggerieren, der Wirt unternähme etwas zu ihrer Erfrischung. Ein Alibi. Mehr nicht. Die Luftbewegung, die die Rotorblätter erzeugten, war kaum der Rede wert und angesichts des im Raum stehenden, stickig heißen Dunstes aus Zigarrenrauch, Körperausdünstungen und berauschenden Getränken absolut wirkungslos. Natürlich hätte der Wirt den Air-Conditioner reparieren lassen können. Dessen Kühlfunktion hatte bereits vor reichlich zwei Jahrzehnten dem unerträglichen Klima der Gegend nach- und seinen Geist aufgegeben. Zu der Zeit lebte noch der Padre des heutigen Inhabers. Doch schon dieser war zu der Erkenntnis gelangt, dass das Wohlbefinden der Handvoll Säufer von San Ingnacio in keinem sinnvollen Verhältnis zu den Kosten des stinkenden alten Stromfressers stand. Im Gegenteil. Je kühler es im Raum wurde, desto rückläufiger entwickelte sich damals der Umsatz mit erfrischenden Getränken. Der Sohn beherzigte insofern nur den Rat des Vaters. Was seine Gäste durchaus zu würdigen wussten. Tradition wurde großgeschrieben in San Ignacio.

Zur Tradition gehörte auch, dass die zahnlosen alten Männer des Ortes, sofern sie sich noch auf den eigenen Beinen fortschleppen konnten, zur Siesta nicht etwa das Schlafzimmer suchten, sondern die Gesellschaft Gleichgesinnter in besagter Kneipe. Hätte ihnen die durchgelegene Bettstatt und das darin schnarchende faltige Mütterchen mehr zu bieten vermocht? Nie im Leben!

Drei ausgemergelte Gestalten waren es an diesem frühen Nachmittag, die sich in einer besonders düsteren Ecke des Etablissements an einem wackligen

Tischchen eingefunden hatten, um dem Kartenspiel zu frönen. Ab und zu hoben ihre zittrigen Hände große Gläser an schmale rissige Lippen. Unter der wettergegerbten Haut ihrer schrumpligen Hälse ruckten kaum merklich vertrocknete Adamsäpfel. Sich nichts anmerken zu lassen, gehörte zum Ritual. Vielleicht spürten die Alten auch wirklich nichts mehr, wenn sie das Zeug in sich hineinschütteten. Dieses hochprozentige Kaktusgesöff, das hier gereicht wurde. Es brannte sich jedenfalls seinen Weg aus dem Glas durch den betreffenden Kehlkopf bis zum Magen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

Im Wirtshaus zu hocken und Karten zu spielen, war für die drei Männer zum wesentlichen Inhalt ihrer armseligen Existenz geworden. Denn hier gab es nicht nur die gewohnten Zechkumpane, Freunde aus längst verflossenen Zeiten, und den Wirt, sondern außerdem eine besondere Attraktion für ihre vom grauen Star und der gleißenden Sonne halberblindeten Augen: Das Töchterchen des Wirtes.

In der Schankstube ausgeholfen hatte Estephania, so hieß die Kleine, schon als Kind. Seit sie jedoch die Schule verlassen und sich ganz der Arbeit an der Seite ihres Padre verschrieben hatte, war sie zu einer ansehnlichen Chica herangereift. Meist bekleidet mit einem viel zu kurzen Sommerkleidchen, gab sie den geifernden Alten Anlass zu den schönsten Phantasien und jeder Menge dummer Scherze.

Sie ertrug das Gerede und die Blicke stoisch lächelnd. Sie kannte die Alten und die Alten kannten sie. Und eines war sicher: Je besser die Laune der Tattergreise, desto mehr bestellten diese Idioten und desto höher fiel ihr Trinkgeld aus. Estephania war ebenso Geschäftsfrau wie all ihre Vorfahren. Sie wusste, irgendwann würde sie den Laden vom Vater übernehmen wie dieser es von seinem getan hatte. Selbst wenn die Alten dann nicht mehr wären, irgendjemand verirrte sich immer hierher an den Rand der Wüste und benötigte ein Dach überm Kopf, ein erfrischendes Getränk und eine Schüssel roter Bohnen. Die Art, wie diese Kleinigkeiten gereicht wurden, konnte über Erfolg oder Misserfolg des Geschäfts entscheiden. Also schlenderte das Mädchen ein ums andere Mal durch die rußgeschwärzte Schankstube und erkundigte sich auf die bezauberndste Art und Weise, was sie denn den Herren noch Gutes tun könne. Sie nahm die anzüglichen Antworten lächelnd entgegen, gab in gleicher Münze zurück, erntete Gelächter, eine weitere Runde Kaktusschnaps und verzog sich nach dessen prompter Auslieferung wieder hinter ihre Theke.

Dort spülte der Wirt derweil die benutzten Gläser, polierte sie ausgiebig und füllte sie neu. Dabei bröckelte zuweilen etwas Asche von seinem Zigarillo herunter. Was er nicht weiter tragisch nahm, bekam seine beliebte Hausmarke doch so ihre markant rauchige Note. Seit ein weitgereister Restauranttester diese „Spezialität“ gerade wegen ihres rauchigen Aromas in seinem Magazin als „besonders empfehlenswert“ eingestuft hatte, legte es der Mann sogar bewusst darauf an, in jedes Glas ein wenig Asche fallen zu lassen. Es galt schließlich, einen Ruf zu wahren.

Im Allgemeinen war der Wirt ein schweigsamer Mensch. Nichts zu wissen, nichts zu hören und nichts zu sagen galt in der Gegend als eine Art Lebensversicherung. Neugierde oder gar laute Fröhlichkeit wurden nicht geschätzt. Es gab eine Reihe von Leuten, deren Geschäfte durch die Wüste hinüber nach Texas Verschwiegenheit grundsätzlich voraussetzten. Und auch solche Herrschaften verkehrten gelegentlich in der kleinen Schenke von San Ignazio.

Weswegen der Wirt nicht ohne Sorge die zur Schau getragene Fröhlichkeit seines Kindes verfolgte. Doch so argwöhnisch er die Koketterie seiner Tochter den greisen Lustmolchen gegenüber auch beobachtete, so stolz nahm er zur Kenntnis, wie geschickt sie ihre körperlichen Vorzüge zur Steigerung des Umsatzes einsetzte. Allen väterlichen Bedenken zum Trotz hatte er beim besten Willen keinen Grund zur Klage.

Kurz und gut, das Leben in San Ignazio De La Muerte im Allgemeinen und in seiner Kneipe im Besonderen ging an diesem Nachmittag seinen gewohnten Gang. Beziehungsweise ging es eben nicht, denn es war ja wegen der Siesta mehr oder minder zum Erliegen gekommen, dieses Leben.

Da geschah das Unfassbare. Mitten in die friedvolle Stille der Gaststube schlug es brachial ein. Mit einem derben Stoß flog die altersschwache Holztür auf. Krachend ließ sie das morsche Gebälk erzittern. Estephania blickte von ihrem Smartphone auf. Sie hatte einem jungen Taugenichts in der Stadt gerade eine verliebte Nachricht senden wollen. Möglicherweise zu spät. Ein Blick zu ihrem Padre verriet ihr, dass Panik in ihm aufstieg. Er versuchte, sie mit eisiger Miene zu überspielen. Es gelang mäßig. Überhaupt war es trotz der flirrenden Hitze mit einem Male, als wehe ein Eishauch durch den Raum.

Den drei Alten fielen vor Schreck die Karten aus ihren gichtknotigen Fingern. Entsetzt wandten sie sich dem Eintretenden zu, starrten ihn an, harrten gebannt, was er als nächstes tun würde.

Allein, er tat nichts. Absolut gar nichts. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er lediglich die Anwesenden. Direkt aus dem gleißenden Sonnenlicht kommend, gewöhnten sich seine Sehorgane nur langsam an die Dunkelheit der Spelunke. Was seinem Auftritt zusätzliche Dramatik verlieh. Zwei Schritte weit war er in die Gaststube getreten. Dort blieb er stehen. Dort stand er, schweigend von einem zum anderen blickend.

Was für ein Mann, dachte Estephania. Stahlblaue Augen, ein elegantes Hemd, unter dem sich durchaus kräftige Muskeln sichtbar spannten. Darüber trug er eine seidenbestickte Weste. Maßgeschneidert. Gut, der Jüngste war er nicht mehr, dieser Caballero, der da schweigend vor ihr stand. Sein Haar begann bereits, an einigen Stellen lichter zu werden. Aber seine charismatischen Gesichtszüge, sein bestimmtes Auftreten, das kecke Bärtchen am Kinn … All dies gab ihm das gewisse Etwas. Damit hob er sich von der Menge der Abenteurer, Ganoven und Verlierer ab, die sonst ihren Kopf zur Tür hereinsteckten.

Der Mann besuchte das Wirtshaus nicht zum ersten Mal. Genau genommen lag sein letzter Aufenthalt kaum zwei Stunden zurück. Ein leichtes Mittagessen hatte er bestellt. Für Estephanias Reize schien er unempfänglich. Wahrscheinlich hätte ein harmloser Flirt, wie ihn die Alten pflegten, auch kaum zu ihm gepasst. Umso mehr musste sich das Mädchen nun zusammennehmen, um nicht irgendetwas Dummes zu tun oder zu sagen. Lust und Angst mischten sich in ihrem Herzen zu einem schwer beschreiblichen Gefühl.

In San Ignazio kannte man den Fremden unter dem Namen „El Columbiano“. Der Kolumbianer. Angeblich war er einer der ganz Großen im grenzüberschreitenden Handel. Drüben, auf der anderen Seite der Wüste, da wo Grenzzaun und Rio Grande eigentlich jedes Durchkommen unmöglich machten, organisiere er florierende Geschäfte mit den Gringos, hieß es. Und wo er auftauchte, gab es früher oder später Ärger. Nun also tauchte er hier auf. Und das schon zum zweiten Male an diesem Tag. Als die Stille unerträglich zu werden drohte, hielt es der Wirt nicht länger aus.

„Womit kann ich dienen, Hombre?“ fragte er. Dass ihm dabei nicht der Zigarillo aus dem Mund fiel, lag einzig und allein daran, dass das gute Stück fest

in einer der vielen vergilbten Zahnlücken klemmte, die den Mund des Fragers zierten. Der Kolumbianer musterte ihn eindringlich. „Möchten Sie, dass meine Tochter Ihnen etwas zu trinken bringt? Kaktusschnaps vielleicht?“

Schweigen. „Oder lieber Kentucky Whiskey? Ich hab den echten …“

„Wo ist er?“

Schweigen.

„Äh, der echte Kentucky …“

„Der Schattenmacher.“

„Der Sch…, der Sch…“, stammelte einer der Greise.

„Oh Gott!“ ließ sich der Zweite vernehmen. „Oh Gott, jetzt geht es bei uns auch los!“

„Wo der umgeht, bekommen die Leichengräber Arbeit!“ ergänzte der Dritte.

„Ich hab was gefragt!“ wiederholte der Kolumbianer ungerührt. „Wo ist der Schattenmacher?“

„Ich … ich habe keine Ahnung. Bei uns ist niemand.“ Wenn der Wirt bis zu diesem Moment nicht geschwitzt hatte, jetzt tat er es. Die salzigen Tröpfchen brannten in seinen Augenwinkeln. Er zerrte ein speckiges Tuch aus der Hose und wischte sie fort. Keiner sollte behaupten können, er hätte geheult. „Hier war keiner. Ich schwöre es beim Leben meiner Madre!“

Um die Mundwinkel des Kolumbianers zuckte es spöttisch.

„Die ist sicher schon lange unter der Erde, du Kakerlake.“ Er schob seine rechte Hand unter die linke Westenseite.

„Der hat eine Smith & Wesson“, wisperte einer der Alten.

„Ich hab den Griff auch erkannt“, erwiderte flüsternd der Zweite.

„Nie im Leben“, widersprach der Dritte, „so klein wie das Ding ist, kann es höchstens eine Walter PPK sein!“

„Tödlich ist es allemal“, meinte der Erste. Seine Zechkumpane nickten zustimmend.

„Also? Wo ist er?“ Der Kolumbianer wurde ungeduldig.

„Wenn ich es Ihnen sage, hier war niemand!“

„Falsch. Ich war hier.“ Der Wirt schluckte. Unerbittlich fuhr der Kolumbianer fort. „Da hatte ich ihn noch. Hab ihn beim Rausgehen vergessen.“

In Estephania dämmerte etwas. Es lag an dem merkwürdigen Dialekt, den der Kolumbianer sprach, dass sie ihn nicht verstanden. Der Schattenmacher.

Plötzlich wusste sie, was er meinte. La Sombra, der Schatten. Sie war es gewesen, die ihm den Schattenmacher abgenommen hatte! Sie warf ihr Smartphone achtlos beiseite und rannte zum Hintereingang, wo der Kleiderständer in einem Winkel sein unscheinbares Dasein fristete.

Die Blicke der Anderen folgten ihr bestürzt. Wollte sie fliehen? Was, wenn der Fremde seine Waffe zöge? Doch schon im nächsten Augenblick kehrte das Mädchen freudestrahlend zurück.

„Hier ist er, Ihr Sombrero, Amigo. Ein wirklicher Schattenmacher, das glaub ich gern. Ist ein ziemlich großes Teil, das Sie da haben!“ Sie lachte. Die Züge des Kolumbianers entspannten sich.

„¡Muchas gracias, Señorita!“

„Ach, nichts zu danken.“ Estephania übergab ihm seinen Hut mit einem unwiderstehlichen Augenaufschlag. „Darf ich den Caballero auf den Schrecken vielleicht zu einem kühlen Getränk einladen?“

„Keinesfalls!“ Er räusperte sich. „Ich trinke natürlich gern etwas mit Ihnen, Señorita, bezahle aber selbst. Und ich bestehe darauf, dass Sie ebenfalls etwas auf meine Rechnung zu sich nehmen!“

„Gern!“ blitzte ihn das Mädchen an. „Vielleicht beehren Sie unser bescheidenes Restaurant künftig öfter. In dem Fall verspreche ich, mich ganz besonders liebevoll um Ihr gutes Stück zu kümmern. Wär doch schade drum, wenn der so nutzlos hier herumhinge …“, sie zwinkerte, „… Ihr Sombrero.“

Zufrieden betrachtete der Wirt seine Tochter. Eine würdige Nachfolgerin, keine Frage. Nur die drei Alten murrten eifersüchtig. Sie fühlten sich ein wenig ihrer traditionellen Rechte beraubt. So viel Ärger und Aufregung ausgerechnet während ihrer wohlverdienten Siesta mussten sie unbedingt mit einer neuen Runde Kaktusschnaps hinunterspülen.

Die mexikanische Sonne brannte gnadenlos auf die leergefegte Plaza von San Ignazio De La Muerte. Alle Fensterläden des kleinen Dorfes am Rande der großen Wüste blieben fest verschlossen. Auch die des Wirtshauses an der staubigen Straße. Der einzigen, die auf der einen Seite in den Ort hineinführte und auf der anderen wieder hinaus.

Schrat, Schrat, Schrat

Schrat, … schrat, … schrat. Immer wieder schrat, … schrat. Dazu ein leises, gleichmäßiges Surren. Sssssssssssss. Beruhigend … berauschend … aufregend. Schrat, … schrat, … schrat, … schrat. Sssssssssssssssssssssssss. In Serinas Kopf verband sich das Schrat und Sssss mit dem Rauschen des Windes, mit Vibrationen, die vom Rücken her prickelnd Bauch und Kopf durchströmten und mit Wogen unbeschreiblicher Lust, die stärker und immer stärker über sie hereinbrachen, zu einem Orkan, einem Tsunami, der ihr die Sinne raubte.

Sonst? Nichts. Nur Himmel. Unendlich weit, unendlich blau. Sie schloss die Augen, ließ sich treiben. Wohin? Gleichgültig. Sssssssssss. Schrat, … schrat, … schrat. Sssssssssssssssssssssssssssssss.

Dabei hatte der Nachmittag, ein stinknormaler Dienstagnachmittag, bis vor kurzem absolut nicht nach Abenteuer gerochen. Eher nach Kaffee und Kuchen. Tantchens Geburtstag. Wie immer bei schönem Wetter im Garten. Ein sommerliches Ritual, dem fernzubleiben in Serinas Familie als Todsünde galt. Weswegen sie pflichtschuldigste inklusive Geschenk und Blumen aufgekreuzt, nach der Vesper aber umgehend dem reich gedeckten Tisch mit all den Verwandten und ihren Geschichten geflohen war, sobald es Anstand und Schicklichkeit erlaubten. Heimlich, still und leise. Sie müsse dringend …, hatte sie sich entschuldigt und anschließend den „Hinterausgang“ benutzt. Ein paar seit ewigen Zeiten lose Zaunlatten an der Rückseite des Bungalows.

Sie war den schmalen Trampelpfad zum See hinunter gelaufen. Ihr Lieblingsspielplatz seit Kindesbeinen. Beschattet vom dichten Blätterdach alter Trauerweiden, gesäumt vom undurchdringlichen Gestrüpp aus Himbeerbüschen und Brombeerranken. Sie hatte sich immer vorgestellt, die Sträucher müssten ein aufregendes Geheimnis bergen. So wie die Rosenhecken im Märchen das verwunschene Schloss hundert Jahre versteckt hielten. Es machte ihr nichts aus, dass sie oft mit zerkratzten Armen und Beinen zum Garten zurückkehrte. Das gehörte dazu, zum Spiel. Wie die toten Prinzen zu Dornröschen, weil sie den Kampf mit der Hecke zu früh aufgenommen hatten.

Von den Gärten der Laubenpieper führte der Pfad am Ufer entlang bis hinaus auf die Wiese. Früher war diese Wiese ein Feld gewesen. Früher … Serina

erinnerte sich an Kornblumensträuße, die sie am Rain gepflückt hatte, und an selbstgeflochtene bunte Kränze.

Sie setzte sich auf einen der großen Steine am Wasser, zog die Schuhe aus, sah dem Spiel der Libellen zu und freute sich über die kleinen Wellen, die sich an ihren nackten Zehen brachen.

Drüben, am Steg im Schilf, stieg ein Mann aus dem Wasser. Er trug keine Badehose. Sie überlegte einen Moment, ob sie wegschauen sollte, entschied sich aber dagegen. Der Typ war ziemlich muskulös. Nicht direkt schlank. Okay. Kein Adonis. Mittelprächtig. Aber immerhin, unverkennbar ein Mann. Sie musste kichern. Vermutlich etwas zu laut. Er sah auf, bekam mit, dass er beobachtet wurde und drehte sich verschämt weg. Wobei er sich eilig fertig abtrocknete und seine Sachen überstreifte.

Gott, wie schüchtern! Süß, fand Serina. Sie stand auf, unschlüssig, ob sie zurück zur Familienfeier sollte oder weiter Richtung Wiese. Eene, meene, mu: Wiese!

Unterwegs überholte sie der Mann. Er grüßte mit leisem Kopfnicken. Serina nickte zurück. Er trug keine normale Hose. Eher eine Art Blaumann. Nur nicht blau sondern rot. Eine Arbeitshose eben. Mit Latz. Am breiten Ledergürtel schleppte er irgendwelche Werkzeuge mit sich herum. Zielstrebig steuerte er eines der grauen Monster an, die auf der Wiese standen, holte einen Gegenstand aus der Tasche, eine Art Schlüssel, öffnete damit ein niedriges Schott und verschwand.

Neugierig blieb Serina stehen. Sie hatte bis zu diesem Moment nicht gewusst, dass man da hineingehen konnte. Aber ja, irgendwie musste wohl ab und an jemand nach dem Rechten sehen. Von nahem wirkten die Türme auch längst nicht so schlank wie von der Straße aus. Dafür umso höher.

Da der Mann nicht gleich zurückkehrte, beschloss Serina, ein wenig näherzutreten, um einen Blick ins Innere zu werfen. Ein paar Sekunden zu spät. Fast wären sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Peinlich! Nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hatte, grinste sie der Typ im roten Blaumann an.

„Interessiert an neuster Technik?"

„Nicht direkt", druckste sie, „eher neugierig."

„Schon gewaltig, so aus der Nähe, was?" Wollte der Kerl ihr imponieren? Sollte sich bloß nichts einbilden.

„Na ja, also ich finde sie hässlich."

„Hässlich?"

„Klar. Die Dinger verschandeln total die Landschaft. Wussten Sie, dass das hier vor ein paar Jahren ein Feld war? Natur pur." Er zuckte die Schultern.

„Landwirtschaft und ‚Natur pur'? Na ich weiß nicht. Aber im Ernst, ist doch immer noch ein Feld. Nur eben ein Windfeld. Ihr wollt alle Ökostrom aus der Dose, aber bitte kein Windrad vorm Haus. Wasch mich aber mach mich nicht nass. Hab ich recht?"

„Und was ist mit Vögeln?" Dem Mann klappte die Kinnlade runter. Er wurde rot. Dann stammelte er:

„Also, … keine Ahnung, geht da drin bestimmt auch. Hab ich bisher nicht …"

Serina wollte empört auffahren. Sein hochroter Kopf und der hilflose Gesichtsausdruck machten ihr jedoch klar, dass es sich um keinen blöden Scherz sondern tatsächlich um ein Missverständnis handelte.

„Um Gottes willen", dachte sie, „für wie abgebrüht muss der mich halten?" Woraufhin sich auch Serina verfärbte.

„Nein. Nein, nein. Ich mein, die Vögel, die in die Windmühlenflügel …"

„Ach so!" Er klang erleichtert. „Keine Ahnung." Ihr Gespräch geriet ins Stocken. Irgendwie hatten beide den Faden verloren. Unangenehm. Nur um überhaupt irgendetwas zu sagen, wechselte Serina das Thema.

„Aha. Na dann. Und Sie sind wohl der Ökostrom-Hausmeister?"

„So ähnlich." Er lachte. „Wartungstechniker nennt sich das. Ich muss halt immer mal nachgucken, ob da oben alles rund läuft."

„Oben? Da drin kommt man richtig bis ganz nach oben?" Serina zweifelte.

„Klar." Einen Moment zögerte der Mann, dann sah er ihr in die Augen. „Wenn Sie Lust haben und es keinem weiter erzählen …" Sie hatte Lust, und sie würde schweigen wie ein Grab!

Ein paar Minuten später war sie sich nicht mehr ganz sicher, ob die Idee wirklich gut gewesen war. Eng eingekeilt zwischen Turmwand und Eisenstiege, schob sie sich Meter um Meter nach oben. Festgeklammert an den rauen Leitersprossen, dass die Hände schmerzten. Der Wartungstechniker hielt sich dicht hinter ihr.

„Nicht nach unten sehen!" hatte er gesagt. Serina machte es trotzdem. Nur kurz. Nur einmal. Wird schon gehen, dachte sie. Durch den geringen Röhren-

durchmesser, wirkte der spärlich beleuchtete Schlund noch tiefer als er es vermutlich in Wirklichkeit war. Ihr schwindelte. Sie verfehlte eine Sprosse, kam auf seinem Kopf zu sitzen. Geistesgegenwärtig hielt er ihre Beine fest umschlungen, bis sie wieder Halt fand.

Er schimpfte nicht, fragte nur, ob sie umkehren wolle. … Gute Frage. Gern wäre Serina umgekehrt. Aber vor dem groben Klotz als Feigling und Memme dastehen? Niemals. Also weiter. Und jetzt besser aufgepasst. Denn als sie den Mann eben an ihren nackten Schenkeln spürte, war ihr überhaupt erst wieder eingefallen, dass sie ja nur die knappen Shorts trug. Irgendwie beschlich sie das Gefühl, dass sein großzügiges Angebot vielleicht nicht so ganz selbstlos gewesen sein könnte.

Oben angekommen, tat sich vor ihr eine riesige finstere Höhle auf, deren Ausmaße Serina auf den ersten Blick nicht erfassen konnte. Sssssssssss. Ein leises Summen, mehr körperlich zu spüren denn zu hören, lag im Raum. Ängstlich zu werden, blieb ihr aber keine Zeit. Im Nu war der Techniker bei ihr. Mit wenigen Handgriffen öffnete er das Dach des Maschinenraumes. Sie kniff die Augen zu. Die Sonne blendete. Als sie wieder sehen konnte, stellte sie fest, dass der luftige Arbeitsplatz ihres Begleiters mindestens so geräumig war, wie ein LKW-Anhänger. Oder ein Eisenbahnwaggon. Irgendwie so. Mittendrin die gewaltige surrende Turbine. Sie trat an den Rand der Plattform und genoss den Ausblick. Da unten lag der See. Etwas weiter hinten begannen die Schrebergärten.

Der Mann stand dicht hinter ihr. Bereit, sie festzuhalten, falls ihr wieder schwindelte. Sie spürte seinen Atem. Zwar ging es ihr im Moment sehr, sehr gut, trotzdem genoss sie die Geborgenheit seiner Nähe. Sie lehnte sich an seine Schulter. Er legte den Arm um ihre Hüfte. Neben ihr zischten die Rotorblätter durch die Luft. Schrat, … schrat, … schrat. Gewaltig wirkten sie, so aus der Nähe.

„Von unten sehen sie viel kleiner aus." Er lächelte.

„Mag sein. Haben aber locker um die 65 Meter Durchmesser."

„So viel?"

„Ja."

„Und da schleifen die nicht auf der Erde? … Wie hoch sind wir eigentlich?"

„Schätz mal."

„Ähm … 40 Meter?" Er lachte.

„Ziemlich genau 128."

„Ooops." Jetzt wurde Serina doch etwas anders zumute. Sie griff nach seinem Arm. Er drückte sie sanft an sich.

Das harte Metall des Turbinengehäuses war kein Himmelbett. Die schwielige Hornhaut seiner von vielen Leitersprossen malträtierten Finger fühlte sich eher wie ein Reibeisen an. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen folgte Serinas Körper gehorsam jeder der erst tastenden, später kräftiger zupackenden Liebkosungen dieser Finger. Der Ökostrom-Hausmeister verstand sein Handwerk. Serina ließ ihn gewähren, kam ihm entgegen, sog seine Leidenschaft in sich auf. Der Himmel wirkte von hier oben ziemlich unendlich und ziemlich blau, fand sie. Viel mehr als am Boden.

Sie spürte die Vibrationen der großen Maschine, die elektromagnetischen Wellen, die prickelnd ihre Muskeln durchströmten. Irgendwo in der Ecke lag sein roter Blaumann. Daneben ihre Shorts. Es war ihr gleichgültig. Sie schloss die Augen. Sssssssss. Schrat, … schrat, … schrat, … schrat, … schrat, …

Altweibersommer

Tief stand die Sonne. Noch wärmte sie. Wo ihre Strahlen nicht hin fielen, ließ sich bereits erahnen, wie kalt die Nacht werden würde. Wo sie hin fielen, zogen sie unzählige kleine Artisten ins Rampenlicht. Das Eintagsfliegen-Ballett zum Beispiel. Liebestrunken taumelten die Tierchen umeinander im Reigen. Die letzte Biene des Jahres machte sich mit gewagten Kopfständen an Astern, Dahlien und Herbstzeitlosen zu schaffen. Zwischendrin eine Flugschau der Extraklasse: Ein Schwalbenschwänzchen. Der kleine kolibriartige Schmetterling stand nahezu regungslos in der Luft über dem dunkelblauen Männertreu. Die Frequenz seines Flügelschlages war zu hoch, um einzelne Bewegungen mit bloßem Auge wahrzunehmen. Sorgfältig wählte der kleine Künstler aus hunderten Blüten jene aus, die er der Ernte für würdig erachtete. Sehr elegant, sehr gekonnt, schob er sich sodann, ohne mit den Beinen das Objekt seiner Begierde zu berühren, in die geeignete Position. Langsam, fast wollüstig, senkte er seinen langen Saugrüssel von oben in den Kelch und betankte seinen gedrungenen Körper in der Luft mit süßem Nektar. Ein Lohn, den er sich redlich verdient hatte. Und dann kamen sie. Sie waren die Hauptattraktionen im Spätsommerzirkus hinterm Haus. Man hätte sie wohl kaum wahrgenommen, wären nicht die Fäden, an denen sie hingen, zuweilen wie von Spotlights angestrahlt in der Nachmittagssonne aufgeblitzt. Hier, da, überall. Und nur, wenn sie irgendwo hängenblieben und man genauer hinsehen konnte, entdeckte man die kleinen Künstler. Junge Spinnchen. Sie ließen sich treiben. Hierhin, dahin, überall hin. Auf der Suche nach einem Platz, an dem sie den bevorstehenden Winter würden überdauern können. Aber für den Moment genossen sie einfach ihren großen Auftritt. Ihre zarten Webfäden blitzten und blinkten, wenn der Wind diese einzigartigen Schaukeln in rasante Schwingung versetzte. Hochseilartisten, frei schwebend, ohne Netz und doppelten Boden.

Anders als noch vor ein paar Wochen herrschte an diesem Nachmittag nahezu atemlose Stille in der Kleingartenanlage. Keine kreischenden Ferienkinder mehr, keine balgenden Kläffer, kaum Zwitschern oder Zirpen, um Reviere zu markieren oder paarungswillige Partner zu locken. Nur die letzte Biene kam nicht ganz ohne ihr gewohntes sonores Summen aus. Mensch und Natur gönnten sich eine Auszeit vom hektischen Betrieb der heißen Monate! Altweibersommer.

Nun gehört Stille zu jenen Erscheinungen, die der Mensch auf Dauer nur sehr schwer erträgt. Weswegen verschiedene Exemplare dieser merkwürdigen Gattung auf verschiedene Art und Weise auch an diesem schönen Sonntagnachmittag verschiedene Anstrengungen unternahmen, der Stille den Garaus zu machen. Einer begann, auf seiner Trompete zu üben. Die kläglichen Töne, die er hervorbrachte, weckte im Nachbarsgarten ein schlafendes Baby. Das Kind verlangte daraufhin lauthals schreiend nach Mamas Brust. Jemand schimpfte am Gartenzaun über die unerhörte Störung seiner Feiertagsruhe. Dass wenig später noch ein Rasenmäher ins Konzert einstimmte, fiel letztlich kaum ins Gewicht. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich die himmlische Ruhe in ein ohrenbetäubendes Tohuwabohu verwandelt. Frust kochte hoch, Ärger machte sich Luft. Viel hätte nicht gefehlt, und die Lage zwischen den Schrebergärten am Hornveilchenweg wäre außer Kontrolle geraten. Einer der Kleingärtner hatte bereits Hochleistungsboxen auf die Terrasse geschleppt und rief am Rechner seine Playlist auf. Zum Glück für seine Nachbarn konnte er sich nicht gleich entscheiden, ob er mit Rammstein oder vielleicht doch lieber mit „Zehn nackte Friseusen“ vom vorletzten Ballermann-Urlaub zurückschlagen sollte. Es kam anders.

Ein kleines Mädchen, das Kind mochte sechs oder sieben Jahre alt sein, tanzte gedankenversunken und ohne sich um den Lärm der Anderen zu kümmern den Hornveilchenweg entlang. Weil just in diesem Augenblick dem Rasenmäher der Sprit und dem talentfreien Trompetenspieler die Lust oder die Puste ausgingen, konnte man hören, dass sie ein Liedchen trällerte. Ein Wiegenlied oder ein Abzählreim? Hinterher wusste das keiner so genau zu sagen. Zu überraschend war die Melodie aufgetaucht. Jedenfalls: Das Baby verstummte und nuckelte glücklich im Arm seiner Mutter vor sich hin. Der Mann mit der Playlist klappte den Rechner zu. Er atmete tief durch und lehnte sich entspannt in seinem Gartenstuhl zurück. Und der, der gerade noch am Gartenzaun die ganze Bagage zur Hölle gewünscht hatte? Er sah dem singenden Kind verträumt lächelnd nach.

Blinkende Spinnwebfäden wehten über den Weg und durch die Gärten. Es herrschte wieder Stille. Die Stille des Altweibersommers. Nur die letzte Biene konnte oder wollte nicht völlig auf ihr sonores Summen verzichten. Aber das war in Ordnung.

Du nicht hier

Du nicht hier. Ich dreh durch.

Wahnsinn! Alles das. Wer hat diese verdammte Kontaktsperre erfunden? Der Virus? Die Regierung? Die Ärzte? Egal. Ich halt‘s nicht mehr aus. Ich will das nicht. Dich immer nur digital. Skype, WhatsApp, Insta-Post, Telefon. Das ist nichts Halbes und nichts Ganzes! Ich will diese ganze Online-Scheiße nicht. Ich will dich offline. Analog. In den Arm nehmen. Dich küssen.

Ich schau mir Bilder von dir an. Ich onaniere. Hinterher ist mir das peinlich. Ich bin ein Schwein. Die Welt ist ein Saustall. Komplett durchgedreht.

Ich sollte mich umbringen. Wär besser. Hat ja sowieso alles keinen Zweck ohne dich. Nur wie? Aufhängen? Das hält meine Lampe nicht aus. Da hol ich mir einen Stromschlag. An dem abgerissenen Kabel. Vom Balkon stürzen? Unsinn. Da brech ich mir bestenfalls den Arm. Ich wohne Hochparterre. Pistole hab ich nicht. Schlaftabletten auch nicht.

Wärst du wenigstens bei mir gewesen, als diese blöde Ausgangssperre kam. Dann hättest du hier bleiben müssen. Dann wären wir die ganze Zeit zusammen. Aber nein!

Ich geh in die Küche. Was essen. Der Kühlschrank ist leer. Fast leer. Bis auf den Fisch. Richtig. Mir war die Schlange an den desinfizierten Einkaufswagen zu lang gewesen. Keine Lust zu warten. Deshalb ist da nur dieser überdimensionierte Fisch, den ich mir vor Wochen in geistiger Umnachtung gekauft hab. Als Hamstervorrat. Einen Fisch! Bescheuert. Viel zu groß für eine Person. Deswegen liegt der schon so lange dort drin. Ob der noch gut ist? Er stinkt. Aber das tun Fische eigentlich immer.

Ich lege ihn auf das große Holzbrett, nehme ein Messer und schneide ihm den Kopf ab. Damit er mich nicht länger so dämlich anglotzt. Und den Schwanz, damit das Vieh in die Pfanne passt. Das macht die Sache nicht besser. Gott, sieht das eklig aus. Mir vergeht der Appetit. Ich schmeiße das Teil in die Biotonne. Ordnung muss sein. Was jetzt?

Das Messer habe ich immer noch in der Hand. Ich mache die Hose auf und lege meinen Schwanz auf das Brett. Ich setze das Messer an. Wenn ich jetzt zudrücke, wär ich wenigstens ein Problem los. Müsste mir nichts mehr peinlich

sein. Aber dazu fehlt mir der Mut. Ich flacke das Messer gegen die Wand. Es springt zurück. Ich muss auch springen, damit ich es nicht in den Fuß kriege. Das war knapp.

Es klingelt. Welcher Idiot klingelt um die Zeit? Es klingelt wieder. Interessiert mich nicht. Nochmal. Mann, Mann, Mann. Okay. Hose zu und nachsehen, wer der Quälgeist ist. Der kann was erleben. Ich bin gerade richtig in Fahrt.
Vor der Tür … stehst du? Hä?

Du hier? Ich dreh durch!

Du sagst, das Kontaktverbot wär seit heute aufgehoben. Jedenfalls ein bisschen. Scheiße, ist das geil. Ich sollte mehr Radio hören. Du machst mir die Hose wieder auf. Zum Glück hab ich vorhin das Messer gegen die Wand geflackt. Das würde sonst jetzt erst richtig peinlich.

Verschwörungstheoretisches Nachwort

Weltuntergang? War schon.

Liebe Leserin, lieber Leser,
kurz vor Drucklegung dieses Buches erreichte uns die bemerkenswerte Zuschrift eines absolut glaubwürdigen Augenzeugens. (Identität der Redaktion bekannt)

Deshalb am Schluss exklusiv für Sie das ungekürzte Bekenntnis besagten Insiders. Es dürfte einiges erklären, das Ihnen in letzter Zeit seltsam vorkam:

Wette gewonnen! Ich habe das Ende der Welt gesehen. Es war ganz einfach. Licht aus. Paff. Dunkelheit. Nichts. Ende. Kein bisschen dramatisch. Nix blutiger Regen. Keine grusligen Reiter. Das haben sich Leute ausgedacht, die zu viel bunte Knete in der Birne hatten. Für Einfaltspinsel. Alles Quatsch. Aus heißt aus. Einfach aus und finito.

Ich hab's gesehen. Hab's gesehn und hab gelacht. Obwohl ich mir sowas gedacht hatte. Am Schluss kam es mir fast merkwürdig vor, wie problemlos nüchtern alles ablief. Na ja, vermutlich ist diese Gefühlsduselei von wegen „Wunder des Lebens" ansteckend. Jedenfalls, wenn du sie oft genug gehört hast. Dabei hat genau damit das Ende angefangen. Es war zum Schreien komisch. Also das Finale als solches, mein ich. Echt. Ich musste im Prinzip gar nichts machen, nur zusehn. Herrlich.

Ich versuche, das Erlebte ein wenig zu systematisieren. Falls sich später wer dafür interessiert. Glaube persönlich zwar nicht, dass ein Neustart gelingt, aber es heißt ja: „Sag niemals nie!" Und der Alte haut immerhin schon seit einer halben Stunde wie ein Wilder in die Tasten.

Falsch. … Also nicht die Sache mit dem Alten ist falsch, sondern die Formulierung „heißt es". Es muss „hieß es" heißen. „Sag niemals nie!" hieß es bis vorhin. Ist schließlich keiner mehr da, der es „heißen" könnte. Jetzt.

Wirklich ulkig, wie schnell du dich an solche Floskeln gewöhnst. Paar tausend Jahre reichen, und du beginnst, wie dieses temporäre Gewürm zu denken und zu reden. Einzig und allein, weil du ständig mit denen zugange bist. Trotzdem.

Gerade von mir hatte ich nicht erwartet, dass mir das passiert. Hatte gehofft, die Distanz sei groß genug. Aber gut. Egal.

Tja, womit beginnen? Vielleicht mit diesem sternklaren Abend. Irgendwo auf einem gottverlassenen Balkon in einem gottverlassenen Nest. Benutze ich zu oft das Wort „gottverlassen“? Mag sein. Stimmt aber. Jedenfalls, saß da so ein Typ mit ‘nem Kotzbalken im Gesicht. Setze ich als bekannt voraus. Lang, braun, qualmt, stinkt. Na gut, nicht jede. Es gibt so Dinger aus Havanna. Das war mal eine Stadt in ‘ner Ecke, die die Vögel „Karibik“ nannten. Also jetzt keine richtigen Vögel. Ich mein nur. Egal. Die Kotzbalken von da haben ein ganz nettes Aroma. Hatten. So ein Ding, so eine Havanna, hatte der Typ jedenfalls im Maul. Und wie ich mir den so anschaue, wie der Idiot da sitzt und qualmt, nimmt der doch sein Whiskyglas in die Hand, prostet mir zu und sagt:

„Hay.“ Vielleicht auch „Hai, hei, hi oder hey.“ Keine Ahnung, wie sich das schreibt. Is wurscht. Klang jedenfalls so. Vorne „h“, hinten „ei“.

Ich sag: „Wie jetzt?“

Er: „Was wie jetzt?“

Ich: „Kannst du mich sehen?“

Er: „Logisch. Wieso?“

Ich: „Weil mich normalerweise Leute nie sehn.“ Gut, das war jetzt geflunkert. Richtiger wäre die Formulierung „fast nie“. Ausnahmen bestätigen wie üblich die Regel. Und solche Ausnahmen kann ich sogar selber herbeiführen. Hab ich mal eine Zeitlang recht gern gemacht, denn unter den weiblichen Exemplaren dieser soeben ausgestorbenen Spezies, sie nannten sich „Frauen“, gab es einige, mit denen sich ein wirklich angenehmer, um nicht zu sagen berauschender, Zustand für einen Teufelskerl wie mich herbeiführen ließ. Ich musste sie nur gehörig um den Finger wickeln. Gelang mal mehr, mal weniger gut. Machte aber immer Spaß. Ein unerwartet positiver Aspekt der ansonsten ziemlich missglückten Schöpfungsgeschichte. Egal.

Andere Ausnahmen waren welche, die irgendwie einen Gen-Defekt hatten und deshalb übersinnliche Sachen wie mich und den Alten mitbekamen. Aber die waren selten und außerdem meist irgendwie ausgehungert und vergeistigt oder wie auch immer. Haben wir hier alle nicht gern gesehen. Der Alte hat ein paarmal versucht, mit deren Hilfe unten für Ordnung zu sorgen. Ging aber immer in die

Hose. Danach gab es ein ausdrückliches Kommunikationsverbot. … Hihi. Verbote! Sind eigentlich nur für eins gut: Ignorieren.

Zurück zu dem Typen auf dem gottverlassenen Balkon. Der passte weder zu den eben beschriebenen Leuten, noch hatte ich selbst Entsprechendes unternommen. Sehr komisch. Ich bin nur ein bisschen an diesem schönen Sommerabend um die Häuser flaniert und hab in die Fenster geguckt, was die Kriechtiere dahinter so treiben. Haben aber gar nicht viel getrieben. Ich hab mich noch geärgert. Seit die Internet und Fernsehn und so Sachen hatten, haben die sich alle nur noch mit sich selbst beschäftigt. Fast alle. Also insofern … Wann die unter diesen Umständen ausgestorben wären, schien sowie nur eine Frage der Zeit. Ehrlich. Fühle mich daher weitgehend schuldlos. Wenn ich hingegen an frühere Epochen denke! Da ging es bei den meisten hoch her in den Betten. Hatten ja sonst keinen Spaß. Lange her.

Ich werde sentimental. Wieder so eine schlechte Angewohnheit, die ich mir abgeschaut habe. Ich muss an mir arbeiten. Sollte jetzt leichter fallen. Ist niemand mehr da, von dem ich mir schlechte Angewohnheiten abschauen könnte.

Kurz und gut, ich ziehe jedenfalls um die Häuser, ärgere mich über das faule Pack, denke grad, dass ich vielleicht selber mal wieder … Da sagt der Kerl plötzlich:

„Hay!“ Und als ich ihm antworte:

„Weil mich normalerweise Leute nie sehn!“ lacht der frech und meint:

„Herzchen, du hast deine besten Zeiten auch schon hinter dir, wie? Vögel wie dich riech ich zwei Kilometer gegen den Wind.“

Herzchen hat der gesagt. Herzchen! Und Vögel! Ich völlig perplex:

„Hä?“

Er: „Ach komm, nimm’s mir nich krumm, setzt dich zu mir. Wollte dich schon immer näher kennenlernen. Ich gieß dir einen Whisky ein. Magste doch, oder? Nur eine zweite Havanna hab ich leider gerade nich. Ich mach aber meine gerne aus, damit dich der Rauch nicht stört.“

Ich: „Hä?“

Er: „Weißt du, die Sache ist die: Ich glaube an Sinnlichkeit, nicht an Übersinnliches. Wahrscheinlich kann ich dich überhaupt nur deshalb sehen und mich mit dir unterhalten, weil du ein Produkt meiner Phantasie bist.

Im Moment helfen Alkohol und Tabak nach. Also nix für ungut. Ist ein Selbstgespräch. Der Stoff ist gut. Prost!“

Ich: „Moment! Ich lass mir ja einiges gefallen. Auch, dass so ein Mistkerl wie du mich sieht, obwohl das nicht in meiner Absicht stand. Aber zum Produkt einer kranken Phantasie oder gar zum Flaschengeist lass ich mich nicht degradieren.“

Er: „Wusste gar nicht, dass ein nichtexistenter ‚Geist, der stets verneint‘ so viel Humor besitzt. Wobei, na ja, wenn ich bedenke wie der alte Goethe dich beschrieben hat? Wenn du echt so drauf bist wie beim ollen Faust … Wie ich den Herrn geheimen Rat einschätze, wird der wohl beim Schreiben auch kräftig dem Teufel Alkohol zugesprochen haben. Immerhin kann sich das Ergebnis sehen lassen.

Du, sag mal, wenn du schon hier bist, könnte ich nicht mit dir ein Interview machen? Darüber, wie das damals mit Goethe und Dr. Faustus und so wirklich war? Ich meine, der Goethe wird doch nicht alles … Also nicht wirklich alles, oder? Hm?“

Ich: „Ach, so einer bist du? Vergiss es. Einmal öffentlich verwurstet reicht mir. Außerdem, kleiner Crash-Kurs in Logik: Wenn ich nicht existiere, kann ich auch keine Interviews geben. Ich geh dann mal wieder.“

Er: „Ein beleidigter nichtexistenter Flaschengeist. Das nenn ich ein Erlebnis.“

„Du, noch einmal ‚Flaschengeist‘!“

„Was dann?“

„Dann dreh ich dir den Hahn ab! Dir und diesem ganzen vermaledeiten Universum! Versprochen! Ihr nervt. Alle!“

„Ich lach mich schlapp. Lauter leere Drohungen. Soll ich dir was sagen? Wenn’s dich wirklich gäbe, mit so ’ner Angeber-Lusche hätte ER nie gewettet. Was beweist: Alles erstunken und erlogen.“

„ER hat mit MIR gewettet!“

„Wer’s glaubt. Du lässt ja sogar deinen Whisky stehen. Das ist ein eindeutiger Beweis für deine Nichtexistenz.“

„Ich existiere. Da kannst du Gift drauf nehmen. Wetten?“

„Worum?“

„Um’s Ende der Welt. Gewinnst du, bleibt alles beim Alten und ich bin dir ein Jahr lang zu Diensten. Gewinn ich, ist auf der Stelle Schluss. Und natürlich krieg ich deine Seele. Auf ewig!“

„So viel zum Thema Logik. Du sagst, wenn ich gewinne, wenn du also nicht existierst, dann willst du mir zu Diensten sein. Selten so einen Schwachsinn gehört. Siehst du, genau darum bin ich fest davon überzeugt, dass du lediglich Produkt meiner momentan ziemlich lahmen Phantasie bist. Ich war echt schon mal besser drauf. So einen Unfug kann kein halbwegs vernunftbegabtes real-existierendes Wesen von sich geben.

Und weißt du was? Es gibt noch mehr Gründe, die gegen dich sprechen. Das Ende der Welt muss zum Beispiel durch irgendwas ausgelöst werden. Meteor, Vulkan, schwarzes Loch, Supernova, … Fingerschnippen reicht da nicht!“

„Und ob!“

„Pfff. Soll ich dir was sagen, du Anti-Alkoholiker? Als erstes trinke ich jetzt deinen Whisky, damit er bei dem ganzen Gelaber nicht verdunstet. Wär schade drum. Prost!“ Er greift nach meinem Glas! „Und dann sage ich dir noch was:

Ja, IHN kann ich mir vorstellen. ER ist die universelle Liebe. Liebe, die dieses Wunder des Lebens, das hier um uns her zirpt und summt, lacht und leuchtet überhaupt erst möglich macht. Dieses Wunder ist real! Die Liebe ist real! Demnach ist ER real! Im Gegensatz zu dir hätte der garantiert auch Whisky getrunken, wenn ich ihm so einen edlen Tropfen angeboten hätte. Der weiß nämlich, was gut ist. Aber du Spinner, du bist nicht real. Basta. So. Topp, die Wette gilt. Wenn ich recht haben sollte, löst du dich spornstreichs in Luft auf und verduftest. Aber zackig! Wenn ich unrecht hab, mach was du denkst. Auf dein Wohl!“

Mit diesen Worten setzt der Kerl mein Glas an seine dreckigen Lippen und kippt das Zeug in einem Zug weg. Und das, wo ich mich eigentlich schon gefreut hatte, nach meinem erhofften rhetorischen Sieg das dargebotene Getränk quasi als unterwürfige Opfergabe großmütig entgegenzunehmen. So ein Ignorant! Immer rein in die hohle Birne.

Das war’s. Ich konnte nicht zurück. Nicht ohne Gesichtsverlust. Er hatte meine Ehre verletzt, meine Wette angenommen. Ich hätte mich unmöglich gemacht, hätte mich in Luft auflösen müssen, denn das war ja quasi sein Befehl und da ich versprochen hatte, ihm zu dienen falls … aber das ist jetzt Erbsenzählerei. Ich existiere. Das allein galt es zu beweisen. Und von wegen, ein Fingerschnipsen reicht nicht. Pah!

Ich also zum Alten. Hab ihm gesagt, dass ich nicht glaube, dass er mit einem Fingerschnipsen … Er, gerade gut gelaunt, hat es mir vorgemacht. Finger geschnipst. … Programmabsturz.

So war das. Ganz einfach. Licht aus. Finster. Gott, hab ich gelacht. Ende gut, alles gut. Oder so. Oder auch nicht. Denn, ganz ehrlich, ohne das Gekreuche und Gefleuche … irgendwie schon ziemlich langweilig. Hätte nicht gedacht, dass mir das mal fehlen würde. War der Meinung, so entspannt in die Dunkelheit zu starren, müsste total erholsam sein. Denkste. Das funktioniert nur ein paar Minuten. Jedenfalls bei mir. Dann fängt es an, langweilig zu werden. Keine Spinner mehr zum Wetten, kein Whisky, keine Kotzbalken aus Havanna und keine Frauen. Echt blöd.

Der Alte ist jetzt übrigens sauer auf mich. Ich hätte ihn reingelegt, meint er. Das gelte nicht, sagt er. Im Moment sitzt er vorm Bildschirm, haut wie bekloppt in die Tasten und probiert, ob er irgendwie einen Neustart hinbekommt. Er meint, er hätte neulich ein „Back Up“ gezogen. Eine Art Kopie. Letzte Woche oder so. Also ziemlich aktuell. Will sagen, sollte irgendjemandem dieses Bekenntnis unter die Augen kommen, dann hat es der Alte vermutlich geschafft. Und dann weiß die oder der Betreffende, dass es mich wirklich nicht NICHT gibt. Bisschen Verneinung muss sein.

Allerdings könnte eurer Erinnerung in dem Fall eine knappe Woche fehlen. Und das liegt nicht am Alkohol. Wetten?

comediantes
Verlag für Lyrik und Belletristik des 21. Jahrhunderts

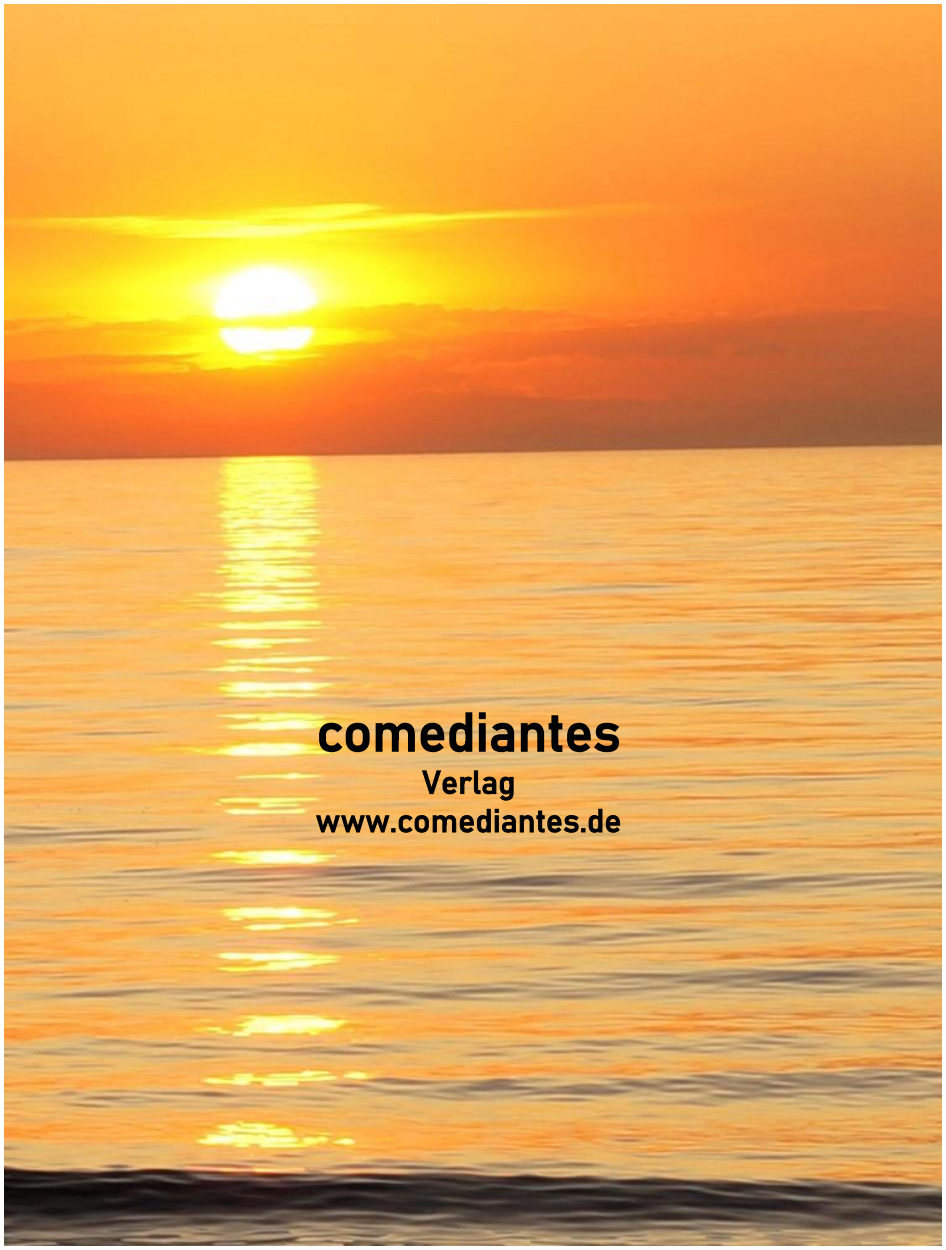


Besuchen Sie uns auf unserer Homepage

www.comediantes.de

und bestellen Sie deutschlandweit bequem versandkostenfrei
aus unserem Sortiment Taschenbücher,
Doppelpack-Sammelbändchen
oder
entdecken Sie unser
comediantes Tournee Theater!
Gern auch für private oder Firmenfeiern zu Ihrem Vergnügen.

Bei Ihrem Online-Buchhändler – außer bei amazon – finden Sie
weitere E-Books und Hörbücher aus unserem Verlag.


comediantes
Verlag
www.comediantes.de